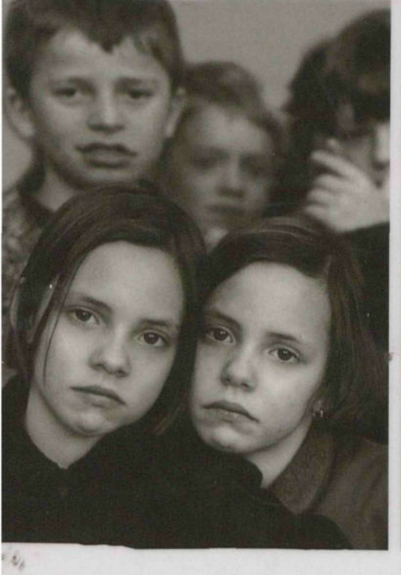
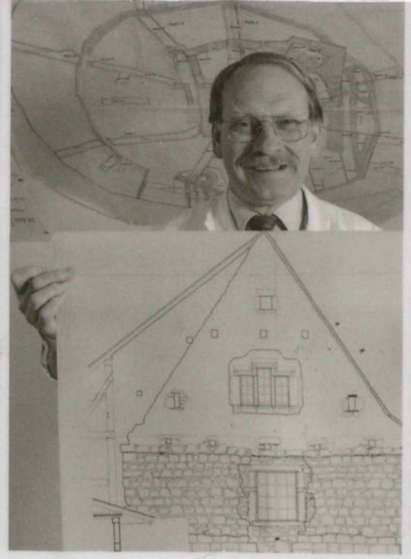
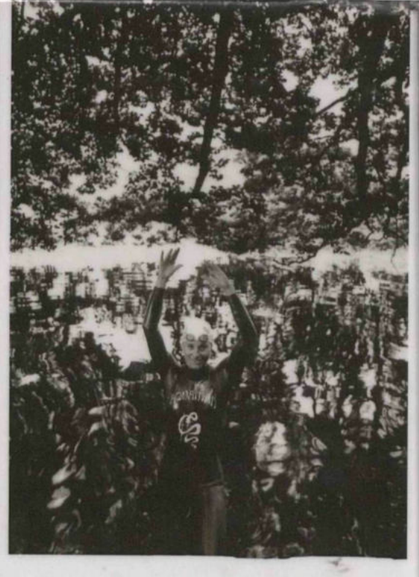


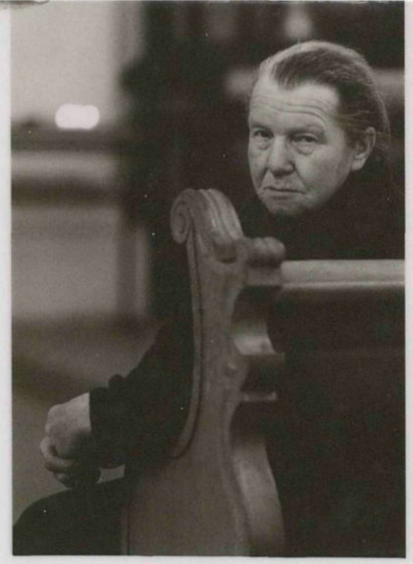




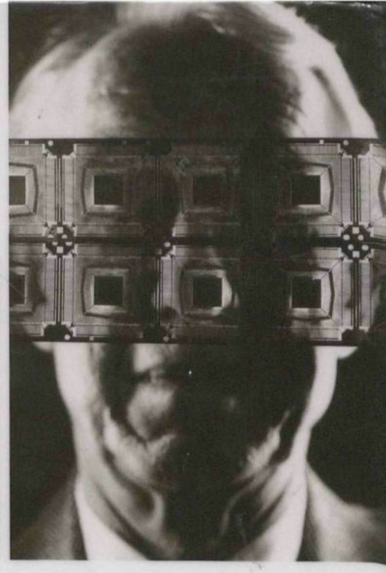
Zuger Neujahrsblatt 2000

Zuger Neujahrsblatt 2000

PTq
55d







Zuger Neujahrsblatt 2000

Menschen sind Welten

Vordere Umschlagseite
von links:

Rosa Föhn-Dober, Bäuerin, St. Verena, Zug
Foto: Christian Moser

Marcel Wismer, Berufsfischer, Buonas
Foto: Guido Baselgia

Karl Niklaus, Firmengründer, Cham
Foto: Alberto Venzago

Zurückzugeben bis:

12. NOV. 1999		
15. DEC. 1999		
-3. JAN. 2000		
-5. FEB. 2000		
-7. MAR. 2000		
2. APR. 2000		
23. JUN. 2000		
-6. JUL. 2000		
17. JUL. 2000		
24. JUL. 2000		
23. NOV. 2000		
-5. JAN. 2001		
15. FEB. 2001		
15. MAI 2001		
-8. JUN. 2001		
12. OKT. 2001		
27. NOV. 2001		
14. JAN. 2002		

A retourner jusqu'au / Da ritornare entro il:

709 426709 410066 426709 410068 426 426709 410066 426709

Stadt- und Kantonsbibliothek Zug
101 614 797 099

Zuger Neujahrsblatt 2000

Zuger Neujahrsblatt 2000

Herausgegeben
von der Gemeinnützigen Gesellschaft
des Kantons Zug

STADT- UND KANTONSBIBLIOTHEK ZUG

PTq 55.2000 d

Inhalt

Beat Wicky, Philipp Schwitter	In eigener Sache	7
Thomas Hürlimann	Porträt eines Engels	9
Gerda Müller	Christian Moser – Porträtist und Modefotograf	17
Johanna Gnos	Barbara Bouyer-Ulrich, Philosophin	22
Ronald Schenkel	Alfred Binder von Glenck, Ostasien-Kunsthistoriker	26
Yves Scherer	Rosa Föhn-Dober, Bäuerin	30
Heidi Gasser	Benedict Marian, Mitarbeiter im Ökihof	34
Therese Marty	Iris Studer-Milz, Kantonsrichterin	38
Carlo Meier	Martin Huwyler, Musiklehrer an der Schule für Sehgeschädigte	42
Michael van Orsouw	Sandra Hürlimann, Assistenzärztin	46
Alexandre Kobel	Martial Heer, Maurer und Velorennfahrer	50
Therese Marty	Felicitas Elsener, Bibliothekarin	54
Carlo Meier	Daniel Koch, Kochlehrling und HipHop DJ	58
Johanna Gnos	Carla Hirt, Bewohnerin im Haus Maihof	62
Ronald Schenkel	Tobias Schönbächler, Vermögensberater	66
Barbara Lukesch	Regula Koch, Kulturbeauftragte des Kantons Zug	70
Andreas Grosz	Helena Todorovič, Bargerantin	74
Carlo Meier	Jürg Rother, evangelisch-reformierter Pfarrer	78
Yves Scherer	Judith Hugener, Modedesignerin	82
Annemarie Setz	Hedy Zgraggen, Kioskverkäuferin	86
Ronald Schenkel	Berni Weber, Rettungspilot	90
Katrin Piazza	Rhonda Mitchell, Domestic Engineer	94
Therese Marty	Céline und Michèle Zollinger, Primarschülerinnen	98
Barbara Lukesch	Marijana Kovač, Seminaristin	102
Michael van Orsouw	Pia Gyger und Niklaus Brantschen, Ordensleute und Zen-Roshi	106
Heidy Gasser	Marlies Senn, Pfarrhaushälterin	110
Johanna Gnos	Pirmin Uttinger, Bauer	114
Frank Bodin	Alberto Venzago – Nomade aus Zug	119
Yves Scherer	Hannes Brandenberg, Sekundarschüler	124
Ronald Schenkel	Gabriela Wyss Knecht, Psychiatrin	128
Annemarie Setz	Bruno Birrer, Fagottrohrbauer und Kulturführer	132
Katrin Piazza	Sonja Turrini, Bankangestellte	136
Max Huwyler	Alois Staub, Lehrer und Lokalhistoriker	140
Johanna Gnos	Christa Kamm, Mitarbeiterin in Kulturgremien	144
Heidy Gasser	Kirk Kirchhofer, Elektroingenieur	148
Michael van Orsouw	Micheline Aebersold, Managerin	152
Katrin Piazza	Giorgio de Bortoli, Magaziner	156
Heidy Gasser	Manuela Leemann, Kantonsschülerin	160
Carlo Meier	Beat O. Iten, Theatermann und Rahmenmacher	164
Alexandre Kobel	Brigitte McMahon Huber, Biologin und Triathletin	168
Barbara Lukesch	Karl Nicklaus, Firmengründer	172
Barbara Schmutz	Rosmarie Rossi, Sozialversicherungsexpertin	176
Johanna Gnos	Michael Morlok, Student der Politikwissenschaft	180
Carlo Meier	Pius Lötscher, Busschofför	184
Kaspar Schnetzler	Guido Baselgia – Raumforscher	189
Andreas Grosz	Toni Hofmann, Grabungstechniker	194
Alexandre Kobel	Andrea Iten, Coiffeurmeisterin	198
Max Huwyler	Hubert Podstransky, Dozent für Musiktheorie und Komponist	202
Yves Scherer	Natalie Birrer, Naturheilpraktikerin	206
Michael van Orsouw	Alain Hettinger, Lehrling und Politiker	210
Heidy Gasser	Julia Grüter, Heimleiterin	214
Max Huwyler	Marcel Wismer, Fischer und Bootsbauer	218
Carlo Meier	Silvia Göhner, Gutsbesitzerin	222
Barbara Schmutz	Ernst Stadlin, Dachdecker- und Kaminfegermeister	226
Barbara Lukesch	Franziska Zumbach, bildende Künstlerin	230
Annemarie Setz	Wendelin Boog, Landwirt und Kutscher	234
Ronald Schenkel	Simone Peikert, Küchenchefin	238
Katrin Piazza	Robert Kiener, Rentner und Geräterestaurator	242
Alexandre Kobel	Anna Maria Helfenstein, Kräutergärtnerin	246
Johanna Gnos	Akio Mayeda, Musikwissenschafter und Japanologe	250
Annemarie Setz	Reginalda Suter, Gefangenenseelsorgerin	254
Heidy Gasser	Anton Fähndrich, Alpengärtner	258
Annemarie Setz	Gertrud Baumer, Mütterberaterin	262
Katrin Piazza	Dominik Stillhart, IKRK-Delegierter	266
Carlo Meier	Rita Wieser Iten, Taxilenkerin	270
Yves Scherer	Meinrad Schürpf, Grottenwart	274
Alexandre Kobel	Philipp Brühwiler, Architekt	278
Therese Marty	Eliane und Daniel Hugentobler, Eistanzpaar	282
Philipp Schwitter	Christian Staub, Professor für Fotografie	286
	Autorinnen und Autoren	292
	Impressum	295

Die Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zug
ist für die finanzielle Unterstützung
der vorliegenden Ausgabe des Zuger Neujahrsblattes
folgenden Behörden und Gönnern zu Dank verpflichtet:

Kanton Zug
Stadtgemeinde Zug
Bürgergemeinde Zug
Korporation Zug
Einwohnergemeinde Baar
Einwohnergemeinde Cham
Einwohnergemeinde Hünenberg
Einwohnergemeinde Risch
Einwohnergemeinde Steinhausen
Alice- und Walter-Bossard-Stiftung
Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr
Daniel Brunner
Glencore AG
Janssen-Cilag AG
Metro Holding AG
Die Mobiliar
Siemens Building Technologies AG
UBS AG
Werner Ulrich Treuhand
Unilever (Schweiz) AG
V-Zug AG
Wasserwerke Zug AG
Zuger Kantonalbank

In eigener Sache

Seit 1995 verfolgt die Neujahrsblattkommission die Idee, zum Jahrhundert- oder Jahrtausendwechsel eine ungewöhnliche, dem Ereignis angemessene Ausgabe des Zuger Neujahrsblattes zu veröffentlichen. In literarischen Porträts versuchen Autorinnen und Autoren Lebensweise, Denken und Fühlen ausgewählter Menschen in und aus dem Kanton Zug zu zeigen.

Die Neujahrsblattkommission hat zusammen mit den Autorinnen und Autoren darauf geachtet, dass Personen aller Altersgruppen, aller Bevölkerungsschichten und verschiedenster Berufsgattungen vertreten sind. Auch drei Paare sind dabei, aber seltene. Sämtliche elf Zuger Gemeinden sind berücksichtigt. Darunter sind Menschen, die Zug als Wohn- oder Arbeitsort wählten, und solche, die – vorwiegend aus beruflichen Gründen – den Kanton Zug verliessen. Vollständig und repräsentativ im demografischen Sinne kann und will eine solche Auswahl nicht sein. Die Perspektive ist weltweit, auch wenn Zug der Brennpunkt bleibt. Der Herkunftsort des einen ist Tokyo, die Wahlheimat des andern Seattle.

Wenn sich die angesprochenen Menschen bereit erklärten mitzumachen, dann ist dies keineswegs selbstverständlich. Deshalb gebührt den Porträtierten ein besonderer Dank.

Drei Fotografen stellen schliesslich den Texten Bilder zur Seite, die manchmal ergänzen, manchmal kontrastieren. Die Porträts sind so angeordnet, dass die Fotografien von Christian Moser, Alberto Venzago und Guido Baselgia je ein Portfolio bilden. Die Schreibweisen der literarischen Porträts wechseln ständig. Ihre Vielfalt ist nicht unbeabsichtigt.

Der Schriftsteller Thomas Hürlimann macht im einleitenden literarischen Essay Porträtieren zum Thema. Er beobachtet in einer Kindheitserinnerung den Maler Johnny Potthof beim vergeblichen Versuch, ein Bild seines Bruders Matthias zu zeichnen. Er kommentiert den Oberwiler Bilderstreit um die Engelsdarstellungen von Ferdinand Gehr und zeigt, dass der Anspruch auf Wahrheit in den Ruin treiben kann, wenn Menschen die Sicht der andern nicht *wahrnehmen*. Was dieses Buch beabsichtigt, bringt er auf den Punkt: «Porträtieren: wahrnehmen. Die Wahrheit, heisst das, muss der Oberfläche entnommen, manchmal sogar entrissen und in den Text oder ins Bild gebracht werden.»

Der umfangreiche Text-Bild-Band dieser Millenniumsausgabe wurde möglich dank grosszügigen Spenden von Kanton, Gemeinden und vielen privaten Gönnern. Ihnen möchten wir für die eindrückliche Unterstützung danken.

Den Leserinnen und Lesern wünscht die Neujahrsblattkommission viel Vergnügen beim Betrachten dieser Menschenbilder.

Präsident Beat Wicky, Redaktor Philipp Schwitter

Porträt eines Engels

Thomas Hürlimann

Im oberen Stock wurde gestorben, und es war ein langes, ein böses, ein schweres Sterben. Der Bauer, dem alles gehörte, der Hügel, die Felder, die Wiesen, das alte Haus und diese schräg durchsonnte, von einer Uhr durchtickte, nach Möbelpolitur und ein wenig nach Stall riechende Stube, sollte endlich sein Testament unterschreiben – das hatte ihm mein Vater, damals ein junger Anwalt, ans Bett gebracht –, aber offenbar schien sich der Handel in die Länge zu ziehen, der Vater blieb oben, Stunde um Stunde verging, schon begann die Sonne zu sinken, und noch immer schien der Vater mit dem sterbenden Bauern um die Unterschrift zu feilschen. Hie und da nippte ich am Sirupglas, ich kniete am Fenster und zählte die Fliegen, ich lauschte auf das Ticken der Uhr und auf das Knarren in der Decke, aber jedesmal, wenn ich meinte, nun würde der Vater die Treppe herunterkommen und mich abholen, wurde es oben wieder still, das Sterben dauerte an, das Feilschen ging weiter. Wie alt ich gewesen bin, weiss ich nicht mehr, vielleicht fünf oder sechs, vielleicht auch kleiner, vor dem Tod hatte ich keine Angst, eher vor dem Hund, der von Zeit zu Zeit, wie ich zu hören glaubte, hechelnd die Stubentür beschnüffelte. Ich hatte dem Vater versprochen, brav auf ihn zu warten, auch wenn es länger dauern würde, nun dauerte es länger, ewig lange, also sass ich am Tisch, liess die Beinchen baumeln, sah in den Abend hinaus, versuchte eine Fliege zu fangen und war froh, wenn sich der Hund mit tappenden Schritten von der Tür entfernte. Gegenüber hing ein altes, goldgerahmtes Bild an der Wand. Ein Ratsherren- und Grossbauerngesicht schwamm als bleiches Oval in einem schwarz glänzenden Firnis, unnahbar, fremd und tot. Plötzlich geschahs. Der Glanz erlosch, das Gesicht beugte sich vor, die Nase wurde spitz, der Mund verkniffen, und die Augen – mein Gott, diese Augen sahen so stechend auf mich herab, dass ich den Kopf erschrocken zwischen die Schultern zog. War das Bild lebendig geworden? Der steife Herr sah mich an. Ich starrte zurück. Wieder schlug die Uhr, sirrte eine Fliege, hechelte der Hund, knarrte die Decke, aber ich wagte es nicht, mich aus dem Blick zu stehlen, gebannt blieb ich sitzen, fast atemlos – der Herr, aus der Totenstarre erwacht, lächelte mir zu. Sollte ich ihm guten Abend sagen? Endlich wagte ich, meine Verkrampfung zu lösen, und lächelte ebenfalls. Da verloren die Pupillen ihr Glühen, und das Gesicht, als würde es in die Wand hinein verschwinden, sank zurück in den blassen Schatten des leblosen Ovals. Ich legte mich auf die gepolsterte Ofenbank, müde und

hungrig schlief ich ein. Als der Vater in der Tür stand, in der einen Hand die Mappe, in der andern eine Flasche Kirsch, wusste ich sofort, dass der Bauer gestorben war. In der Küche schluchzte die Bäuerin, im Hof lag der Hund, alle viere von sich gestreckt, und der Weg, den wir nun gingen, ich an der Hand des mächtig ausschreitenden Vaters, wand sich mondstaubbepudert durch die schwarzen Matten hügelabwärts zu einer Gastwirtschaft, wo sie stumm vor ihren Gläsern hockten und sich erst zu regen begannen, als der Vater mit sonderbar lauter Stimme ein Taxi bestellte.

Bevor die Photographie aufkam, waren die Bilder gegenständlich, vor allem die Porträts, und nicht zufällig, vermute ich, haben alte Bilder und alte Uhren goldene Rahmen. Der Mensch möchte die Zeit überlisten und sich festhalten. Jede Lust, auch die Lebenslust, will Ewigkeit. Also wird das unbarmherzige Vergehen mit dem edelsten Metall, dem Gold, umfasst, gleichsam plombiert, doch der Zahn der Zeit nagt weiter – die Zeiger kreisen, die Zeit vergeht.
Die goldgerahmten Bilder beherrschen die Kunst des Zeitaufhaltens besser, zumindest auf den ersten Blick. Der Ratsherr oder Grossbauer, der vielleicht noch heute in der Stube an der Wand hängt, ist vom Maler ein für allemal festgehalten worden, steif, kalt und würdevoll sieht er aus längst versunkenen Tagen auf seine Nachfahren herab, die sich, mal nach einer Beerdigung, mal nach einer Erstkommunion, zum Kaffeetrinken an den Tisch setzen. Aber ist der Preis für die Unsterblichkeit nicht zu hoch? Indem der Maler, ein Porträtist, den Ratsherrn auf die Leinwand bannte, entriss er ihn dem Zeitfluss. Was dem Zeitfluss entrissen wird, ist tot, und so scheint sich die eigentliche Absicht – das Überleben – in ihr Gegenteil zu verkehren. Das Bild schafft es nicht, einen Lebenden zu zeigen. Aus dem Rahmen schaut tote, erstarrte Natur.
Nein. Den besten Porträtisten gelang es, ihren Auftrag wortgemäss zu erfüllen, nämlich Gesichter zu zeigen, die den Widerspruch aufheben – sie sind ohne Zeit, aber trotzdem lebendig. Wie sich dieser Widerspruch löst? Ganz einfach: durch uns, die Betrachtenden. Schauen wir einem gemalten Gesicht in die Augen, schaut es zurück, die Nase beginnt zu atmen, die Wangen erröten, und der Mund, eben noch verkniffen, wagt ein Lächeln. Eine Art Auferstehung! Staunend machen wir eine Leinwand, die vielleicht vor Jahrhunderten bemalt wurde, lebendig. Ja! wir machen es. Die Kunst des Künstlers besteht darin, uns ebenfalls in Künstler zu verwandeln. Vom Bild gebannt, küssen wir die tote Materie, und siehe da: Das Wunder geschieht, auf dem Brunnenrand, so rund wie die Uhr, sitzt lächelnd ein Prinz.
Heutzutage bestellt man sein Überleben – oder das Überleben eines Augenblicks – beim Photographen. Aber Vorsicht! Photos werden geschossen, schiessen heisst töten, weshalb es kaum verwundert, dass die meisten Photoschützen ihre Bilder knipsen, um sie danach für immer zu vergessen. Ist das Subjekt abgeknallt, bekommt es in Alben oder Kartonschachteln seinen Sarg zugewiesen. Knipsen kann jeder, töten ist leicht, aber:

Bilder schaffen, die die magische Eigenschaft haben, in den Augen der Betrachtenden lebendig zu werden – das vermögen nur wenige Photographen. Sie töten nicht – sie haben das Auge des Malers. Wie das Malerauge schaut, ist schwer zu sagen, und vorläufig beschränke ich mich auf die Feststellung, dass das Malerauge anders blickt als ein Polizisten- oder Zöllnerauge.

Seit mehr als einer Stunde zeichnete Johnny Potthof an drei Kindergesichtern herum, zeichnete Blatt um Blatt, mal mit Bleistift, mal mit Kohle, mal mit Rötel, radierte, schnaufte, fluchte, und da er mit der Hand immer wieder über das Blatt, dann über seine Stirne wischte, sah es aus, als zeichne er diese drei Kinder und bemale gleichzeitig sich selbst. Obwohl durch die offenen Fenster ein lauer Frühling wehte, war Potthof mit Wollpullover und Manchesterhosen fast winterlich gekleidet, aber er dachte nicht daran, wenigstens die Jacke auszuziehen – dampfend vor Hitze, triefend vor Schweiss sass er im peinlich geputzten Wohnzimmer unseres Einfamilienhauses, und sein wildes Malen, das Beschmieren von Wangen und Stirn, liess den scharf blickenden Mann mehr und mehr zu einem Indianer werden, den es aus fernen Jagdgründen unvermittelt in ein wohlstandsbraves, dezent modernes Ambiente verschlagen hatte. Trotzdem wurde er von der Dame des Hauses, unserer Mutter, so ehrfürchtig behandelt, dass sie sich nur flüsternd zu fragen getraute, ob er noch einen Kaffee möchte, eventuell einen Kirsch dazu, aber bitte, sie wolle nicht stören, nur das nicht, worauf sie einen scheuen Blick auf die Blätter lächelte, dann auf uns, zurück auf die Blätter, nochmals auf uns – und auf Zehenspitzen abschlich. Hatten wir Angst vor diesem schwitzenden, schnaubenden, Blätter zerfetzenden Häuptling? Ich glaube nicht. Wir sassen zu dritt auf dem Kanapee, und zumindest wir älteren, meine Schwester und ich, dürften die Bedeutung des Geschehens schon damals begriffen haben: Der grosse Johnny Potthof porträtierte uns. Im Elternschlafzimmer würden wir künftig an der Wand hängen, vornehm gerahmt, unvergänglich, wertvoll und schön.
Allerdings sollten dann viele, viele Jahre vergehen, bis mir klar wurde, was sich bei diesen Sitzungen, die zwei oder dreimal wiederholt werden mussten, tatsächlich ereignet hatte. Potthof gelang es nicht, uns gemeinsam auf das Blatt zu bekommen. Bei meiner Schwester und mir schien das kein Problem zu sein, uns warf er leichthändig hin, unser Bruder jedoch, der Jüngste, zwang den Zeichner zu immer neuen, niemals gelingenden Entwürfen. Potthof kämpfte, sein Schweiss floss in Strömen, die Kirschflasche leerte sich, und wie abgerissene Kalenderblätter sanken die aufgegebenen Versuche um den wilden Indianer herum auf den Teppich, verschmierte Striche, mal mit Bleistift, mal mit Rötel, mal mit Kreide, da half kein Fluchen, kein Kaffee, kein Kirsch: Matthias wollte auf dem Blatt nicht leben. Er starb mit zwanzig Jahren. Johnny Potthof, davon bin ich überzeugt, hat dies mit dem magischen Auge gesehen. Er war auf dem Kriegspfad – er kämpfte gegen den Tod. Er ahnte, dass

Matthias diesen Kampf eines Tages verlieren würde, und so hat die Zeichnung, die Johnny Potthof schliesslich gelang, eine traurig schöne Wahrheit: Sie zeigt einen Engel.

Porträtieren: wahrnehmen. Die Wahrheit, heisst das, muss der Oberfläche entnommen, manchmal sogar entrissen und in den Text oder ins Bild gebracht werden. Dieser Prozess kann für den Künstler schmerzlich sein, langwierig, und wer sich über den Photographen mokiert, der tausend Aufnahmen macht, um ein einziges Bild zu erhalten, hat vermutlich noch nie das eigene Spiegelbild studiert. Am Morgen schaut dich ein anderer an als am Abend, du hast viele, einander widersprechende, dir fremde, falsche und dich überraschende Gesichter, sodass es in der Tat an Magie grenzt, innert Hundertstelsekunden jenes Gesicht zu erwischen, das all deine Fratzen schneidet. Fratzen? Ja, das Gesicht hinter den Gesichtern, dein Vater-und-Mutter-Gesicht, erzeugt in rasender Folge Abertausende von Gesichtskindern, eben die Fratzen, junge und alte, lachende, weinende, freche, liebe, böse und hämische Fratzen, und so erstaunt es nicht, dass ein gutes Porträt den Porträtierten ein wenig verstört. Unser wahres Gesicht kennen wir nicht – das zeigt sich nur dem Malerauge. Auch die eigene Stimme ist uns unbekannt. Hören wir sie vom Tonband, hat sie einen seltsam fremden, enervierenden Klang. Das bin ich, dieser heisere, wörtersuchende Murmler? Vor dem Spiegel ergeht es uns ähnlich – allerdings haben wir uns an die Fremdheit der Spiegelperson im Lauf der Jahre gewöhnt, und zwar so sehr, dass wir dazu neigen, den Fremden im Spiegel für das eigene Abbild zu halten. Was sehen wir in Wirklichkeit? Fratzen, nichts als Fratzen, vom Vater-und-Mutter-Gesicht erzeugte Gesichtskinder, die das wahre Gesicht erfolgreich vor uns verstecken. Nur wenige scheinen die Spiegellüge zu durchschauen; zu ihnen gehört mein Freund Peter Rüedi. Den kenne ich nicht, pflegt er bei der morgendlichen Rasur dem Spiegel zuzurufen. Wie wahr, wie klug! Er sieht den andern, den Fremden, vielleicht seinen Tod. Kein Blick, eine Einsicht: Nein, den kenne ich nicht!

Nachdem mein Roman «Der grosse Kater» erschienen war, bekam ich viele Briefe, die mir nachweisen wollten, dass mein Vater anders sei, als ich ihn beschrieben hätte. Zugegeben, der beschriebene Vater ist immer ein anderer als der wirkliche. Auch war es nie meine Absicht, den Vater in einem Buch zu spiegeln, denn der Spiegel, auch wenn die Oberfläche mit der Gesichtsoberfläche übereinstimmen mag, zeigt nicht den Schatten, nicht einmal die Ahnung des wahren Gesichts. Vielleicht kann ein Beispiel erläutern, was ich meine. Mein Porträt von Johnny Potthof, das Sie eben gelesen haben, mag an der Oberfläche einige Fehler enthalten. So ist es durchaus möglich, dass ich den sportlichen, wetterfesten Mann völlig falsch kostümiert habe. Allerdings stimmt der Text nur dann, wenn es den wilden Häuptling, trotz seines heissen Kampfes um das Bild, in der sauberen Kühle unseres Wohnzimmers ein wenig fröstelt. Der Tod, den er damals wahrnahm, ist kalt. Bevor Johnny Potthof unser Wohnzimmer betrat, zog er sich warm und winterlich an.

Wer dies nicht akzeptiert, wird sich nie an ein Bild oder ein Buch voll und ganz verlieren, sondern bleibt in der Position eines Zöllners, der vom Passbild auf den Passanten schliesst – Identifizierung vollzogen, Vorgang abgeschlossen, der nächste. Für die Kunst (des Schreibens, des Lesens, des Malens, des Photographierens, des Betrachtens) ist die Übereinstimmung von Realität und Gestaltung sekundär. Da geht es nicht, wie am Zoll, um korrekte Papiere, zutreffende Daten, anständiges Benehmen, stummes Gehorchen, erleichtertes Durchschlüpfen, sondern es geht, wie bereits angedeutet, um Magie, um das Überwinden und Festhalten von Zeit, um die Verwandlung von Tod in Leben.

Anfang der Sechziger im letzten Jahrhundert des zweiten Jahrtausends hielt man im Städtchen Zug die Zeit für gekommen, die Bindung an die rückständige Innerschweiz zu kappen und vor der Nation zu einem Hort der Moderne zu werden. Aus den Kuhweiden schossen Hochhäuser empor, im nordwestlichen Kantonsgebiet wucherte die Autobahn, und der Architekt Brütsch erhielt den ihn selbst überraschenden Auftrag, in Oberwil, einem vor der Stadt dahinträumenden Weiler, der nur durch eine klosterähnliche Anstalt, das Franziskusheim, unrühmlich bekannt war, eine Kirche zu bauen. Das Werk gelang. Brütsch schuf ein schönes Zelt aus Beton und Glas. Die Einweihung stand bevor, schon stritten wir in der Sakristei von St. Oswald, der alten Stadtkirche, wer dem Herrn Bischof ministrieren dürfe, und die Termine bei Frau Eisen, der stadtbesten Coiffeuse, waren ausgebucht, als plötzlich bekannt wurde, Ferdinand Gehr, eine zwergenhafte Person mit zweifelhaftem Ruf, habe die neue Kirche mit grässlichen Wandgemälden verschmiert und verschandelt. Das Telephon kam am Sonntagmittag. Der Vater, damals Regierungsrat, wurde bleich. Der Volkszorn kochte über – Skandal in der Luft, Sondereinsatz! Hupend fuhr Oberrichter Hegglin vor, und vom Tisch weg brauste unsere Familie nach Oberwil hinaus, in die neue Kirche. Der nach feuchtem Mörtel und frischer Farbe riechende Innenraum war von erregten Stimmen erfüllt. Im Altarraum drängte sich eine wütend schimpfende Meute, fuchtelte mit Fäusten und Schirmen, jetzt öffnete sich eine Gasse, und der Vater, das Kinn anhebend, die Hände auf den Rücken gelegt, trat mit besorgter Miene vor die neue, leuchtend rote Betonwand. Zu ihren Füssen standen Brütsch und Gehr. Der Architekt hatte eine Planrolle in der Hand und schien den Künstler, dem der weisse, bunt gefleckte Malerkittel bis zu den Schuhspitzen reichte, wie ein schwertschwingender Erzengel zu verteidigen.

Was sagen Sie zu diesem Geschmier, Herr Regierungsrat? Das ist kein Geschmier, fuhr Brütsch dazwischen, das ist Kunst! Kleckse, höhnte das Volk. Kunst, krähte Brütsch. Spiegeleier, kreischte eine Frau. Engel, rief Brütsch. Überpinseln! Banausen! Frechheit! Philister!

Der Volkszorn wurde giftiger, das Gelächter böse, plötzlich ein Knall, die Türen sprangen auf, unsere Köpfe schnellten herum, der

Lärm erstarb, und aus der wolkenartig hereinplatzenden Aussenhelle kam der hagere Schatten eines offenbar zum letzten entschlossenen Bürgers auf knirschenden Gummisohlen durch die von ihm erzeugte Stille hereingestürmt. Dr. Marder wars, Parteimitglied und Jurist, ein Freund des Vaters. Wirklich? Nein, Marder war ein anderer geworden, eine lodernde Säule des Zorns, und wer damals dabeistand, grinsend erst, dann erstaunt, schliesslich erschreckt, wird Marders Auftritt nie mehr vergessen. Sein Zeigefinger stach zu den Engeln hinauf. Fotzen, zischte er. Fotzen? fragte meine Schwester. Pst, machte die Mutter. Und ich, der Schwester zugrinsend, griff mir rasch zwischen die Beine. Beim Weib, ergänzte ich flüsternd, und die Schwester wusste Bescheid.

Fotzen, stiess Marder hervor, Fotzen, Fotzen, Fotzen!, riss sich die Brille ab, schmiss sie am Fuss des Altars zu Boden und hüpfte dann so lange darauf herum, bis der Vater und Oberrichter Hegglin den heulenden Mann in die Mitte nahmen, um ihn durch die erstarrte Menge in die sonnige Aussenhelle abzuführen. Er wurde noch am selben Tag ins Franziskusheim gebracht, in den obersten Stock der geschlossenen Abteilung. Offensichtlich gefiel es dem Schicksal, dass der arme Marder den Rest seines Lebens in unmittelbarer Nachbarschaft von Ferdinand Gehrs Engel verdämmern musste.

Um Weihnachten herum pflegte der Vater seinen Parteifreund Marder zu besuchen, und zwei- oder dreimal nahm er mich mit.

Durch die Flure zogen Engel mit Pappflügeln, leere Gesichter blökten «Stille Nacht», da kauerte einer im Sessel, und dort starrte ein anderer auf die gelbe Wand. Was mochte er sehen – die Dinge hinter den Dingen? Marder lag, mit breiten Lederriemen ans Gitterbett gefesselt, nackt in einer Einzelzelle. Seine Pupillen irrten wild umher, und die zahnlose, von krausem Schnauzhaar überwucherte Mundspalte schien sich dem Wort, das er seinerzeit gegen Gehrs Engel ausgestossen hatte, in geheimnisvoller Weise angleichen zu wollen. Er lallte und kicherte. Stumm und ratlos standen wir vor dem Gitter, der Vater und ich, aber auf einmal sahen wir einander an, beide grinsend. Im selben Augenblick hatten wir Marders Gummischuhe entdeckt. Sie standen unter dem Bett des Gefesselten parat – frisch geputzt.

Bei unserem letzten Besuch war Marder wie ein ausgebleichter Menschenwurm an die Matratze geschnallt. Spitz und krallig krümmten sich die Finger- und Zehennägel, die Augen leer, der Mund eine Narbe, seine Nasenlöcher jedoch hatten sich geweitet und sogen mit letzter Kraft die Luft ein, die der Körper zum Vegetieren noch brauchte. Wieder standen wir vor dem Bett, der Vater und ich, und noch immer standen diese Schuhe parat: frisch geputzt. Wir sahen ihn liegen – wir sahen ihn gehen. Er starb kurz nach Weihnachten, und so dürfte das letzte, was er gehört hatte, der Gesang jener Engel gewesen sein, die ihre Pappflügel und Weihnachtssterne durch die Flure der Anstalt schleppten. Wer weiss, vielleicht erschienen sie dem sterbenden Marder wie wunderbar fremde, schöne Wesen – als wären sie von Ferdinand Gehr gemalt worden.

Ein Bild oder eine Geschichte möchte in den Augen des andern, also des Betrachters, des Lesers, lebendig und wirklich werden, nämlich Phantasie, Gefühl, Erinnerung, Liebe, Wut, Ärger, Geruch, Entsetzen, Freude, Gedanke, Stimmung, Hass, Trauer, Ton oder Traum. Aber dies kann nur gelingen, wenn der Künstler sein Objekt subjektiv wahrgenommen hat. Dazu muss er die Oberfläche durchstossen, die Dinge durchschauen und zu jener Wahrheit vordringen, die sich wie eine Seele verbirgt. Wird sie gefunden und ins Bild oder in den Text geholt, hat die Arbeit, wie immer sie aussehen mag, ihr Ziel erreicht. Lesend oder betrachtend können wir das Verwandlungswunder beliebig wiederholen. Wir staunen das Tote ins Leben zurück. Wir bringen das längst versunkene Ratsherrengesicht zum Lächeln, auf Potthofs Blatt lebt mein Bruder, und Gehrs Engel jodeln ein dreistimmiges Liebeslied.

Dieses Neujahrsblatt erscheint zur Jahrtausendwende. Es erzählt Gesichter und Geschichten aus dem gegenwärtigen Zug. Uns kann es zum Blick auf uns selbst verhelfen. Indem wir Vertrautes als fremd, Fremdes als vertraut erkennen, erfahren wir, wie wir wurden, was wir sind. Aber die Neujahrsblätter, die ja seit alters die Zeit abstecken, haben schon die eine oder andere Generation überlebt, und sollte in den weiten Fernen der Zukunft ein neugieriger Geist in die Archive hinabsteigen und unverhofft auf unsere Gesichter und unsere Geschichten stossen, soll es uns freuen.

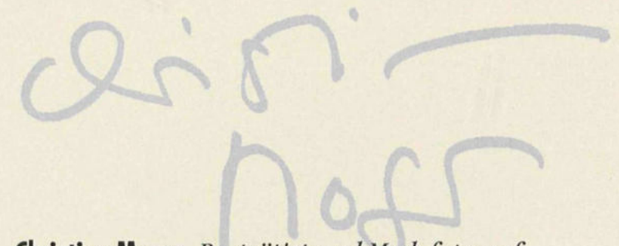
Ja, Ihr Künftigen – in euren Augen leben wir noch einmal auf. Schaut uns an, wir lächeln zurück!

Thomas Hürlimann, geboren 1950, aufgewachsen in Zug. Matura 1971 am Benediktinerstift in Einsiedeln. Studierte Philosophie in Zürich und Berlin. Arbeitete danach als Regieassistent und Produktionsdramaturg am Schiller-Theater in Berlin. Seit 1981 ist er freier Schriftsteller und lebt mit der Schauspielerin Kathrin Brenk in Willerzell am Sihlsee.

Hürlimann debütierte mit dem Erzählband «Die Tessinerin» 1981, als Bühnenautor mit «Grossvater und Halbbruder» ebenfalls 1981 am Zürcher Schauspielhaus. Danach folgten die Stücke «Stichtag» 1984, «Der letzte Gast» 1990, «Der Gesandte» 1991, «Carleton» 1996 und «Lied der Heimat» 1998, dazu die Dialektstücke «Lymbacher» 1990, «De Franzos im Ybrig» 1991 und «Güdelmäntig» 1993. 1989 erschien die Novelle «Das Gartenhaus», 1992 veröffentlichte er Geschichten unter dem Titel «Die Satellitenstadt», 1997 «Das Holztheater» und 1998 den Roman «Der grosse Kater». Er schrieb 1990 auch das Drehbuch zum Film «Der Berg» von Markus Imhoof.

Zurzeit bearbeitet er das Einsiedler «Welttheater» neu für das Jahr 2000.

Für sein bisheriges Schaffen erhielt Thomas Hürlimann zahlreiche Auszeichnungen und Preise: 1981 den Aspekte-Literaturpreis, 1982 den Preis der Frankfurter Autorenvereinigung, 1990 den Kritiker-Preis des Südwestfunks und den Preis der Schweizerischen Schillerstiftung, im Jahre 1992 den Berliner Literaturpreis, den Marie-Luise-Fleisser-Preis und den Innerschweizer Literaturpreis, 1997 den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung, 1998 den Solothurner Literaturpreis.



Christian Moser *Porträtist und Modefotograf*

von Gerda Müller

Paris, im 18. Arrondissement, wo von jeher Künstler lebten, in Künstlerkolonien, in den kleinen Impasses rund um den Montmartre, um die Place Clichy und den Boulevard Clichy. Eben in so einem Impasse, zuhinterst, verborgen und geheimnisvoll wohnt Christian Moser mit seiner Familie. Eine hohe Mauer umgibt das moderne Haus mit dem alten Garten. Ringsum ist alles fast ländlich, ein verwitterter Holzbau mit einer alten Schreinerei vis-à-vis, ein nicht mehr genutztes öffentliches Bad gleich unterhalb. Ein Stück Pariser Geschichte – ein kleines Paradies gleich um die Ecken des ruhelosen Boulevard Clichy. Sonntagnachmittag, hohe, ruhige Räume voll Licht. Sozusagen in den Gipfeln der alten Bäume sitzen wir, vor uns liegen die Abzüge der Porträts, die Arbeit von Christian Moser für das Zuger Neujahrsblatt. «Von Anfang an hat mir die Idee mit den Porträts sehr gut gefallen, und ebenfalls wusste ich, dass ich diese Arbeit mit meinem 13jährigen Sohn Raphael machen will. Raphael hilft mir oft auch hier in Paris, wechselt die Filmkassetten und schreibt die belichteten Filme an. Gerade für so eine Arbeit ist ein ruhiges, entspanntes Klima sehr wichtig. Alle müssen sich wohl fühlen, es dürfen keine Fronten entstehen. Ein Kind kann da viel Gutes bewirken. Wir wollten ja etwas Spezielles, Persönliches festhalten. Ich glaube, es ist uns gelungen.»

Langsam blättert Christian Moser die Schwarzweiss-Abzüge und Farb-Prints durch. Zu jeder Aufnahme sind Gedanken und Erinnerungen geblieben. Jedes Bild hat eine Geschichte: Jeder sieht sich anders als die ihn Umgebenden, seine Freunde ihn sehen. Wichtig ist mir deshalb, dass die Freunde das Bild verstehen, und sagen ‹ja, genau so ist er, beziehungsweise so ist sie›. Hier setze ich an. Die Leute waren mir ja alle fremd, der erste Eindruck entschied. Danach entsteht ein Loch, erst wenn man sich besser kennenlernen würde, könnte ich wieder etwas Spannendes machen, einen Schritt weitergehen.»

In Paris arbeitet Christian Moser vor allem für die Mode und die Beauté. Hier sind die interessantesten Jobs zu finden, deshalb zog es ihn schon vor 20 Jahren von Baar in die Weltmetropole.

Zuerst pendelte er hin und her, aber bald war Paris seine neue Heimat.

Die visuellen Ansprüche heute sind sehr gross, immer wieder sucht er andere Wege, Neues wird schnell alt. Spannung, Neugier und Aufmerksamkeit schafft er vielfach durch Verfremdung, theatralische Inszenierungen, dramatische Ausschnitte. Und: «Die Mode lebt ja davon, will eine Traumwelt, eine Kunstwelt sein. Da ist alles inszeniert, ein Riesentheater, jeder schauspielert, je mehr desto besser. Die Körper und die Kleider sind der Einsatz. Der Verkauf, das Geld spielen immer die Hauptrolle. Intimität gibt es da nicht viel, der Kunde beziehungsweise der Markt wollen nicht die Persönlichkeit auf einem Bild – im Gegenteil, zuviel Persönlichkeit stört. Was morgen Mode ist, wird geplant, da werden immer wieder neue «Menschentypen» kreiert, halt solche, die exakt passen und sich in vielen gleichzeitigen Strömungen spiegeln.» Diese Strömungen seien die Mode, Film, Thea-



ter, Literatur, das Weltgeschehen generell, zum Beispiel die Jahrtausendwende, Kriege, Krisen und vieles mehr. All das, was die Menschen täglich bewegt. Vor dem Fototermin wird genau bestimmt, was wie erreicht werden soll.

Das Fotomodell wird minuziös unter vielen ausgesucht und getestet. Um alle Informationen auf den Punkt zu bringen, wird am Aufnahmetag ein Team von bis zu zehn Leuten benötigt, die Hand in Hand arbeiten: Haar-, Make-up-, Accessoires- und Kleiderstylistinnen, Assistentinnen für Licht und Aufbau, schliesslich der Kunde selbst und die Modelle. Bei diesem zusammengewürfelten Haufen von Spezialisten aus der ganzen Welt entsteht viel Spannung, die sich in einer guten Zusammenarbeit wieder abbauen kann. Der Fotograf ist da Regisseur und Diplomat in einem Sprachenwirrwarr. Er steht manchmal auch, wie er sagt, recht dazwischen.

Einen Menschen zu porträtieren, ist etwas ganz anderes, meint Christian Moser. Hier braucht es Ruhe, um eine Intimität entstehen zu lassen. Nie würde er ein solches Bild manipulieren. Wenn möglich arbeitet er ohne Fremdlicht und ohne Assistenten. Oder wie in Zug: nur mit seinem Sohn. «Mit einem Bild entsteht immer wieder etwas Neues, das ist das Gute an dem Beruf. Mit der Kamera finde ich schnell die Verbindung zu den Menschen, selten will jemand nicht fotografiert werden, ich erfahre unglaublich viel über die Menschen, indem ich sie fotografiere. Manchmal ist es fast zuviel – es ist fast zu intim, da muss ich sehr fair bleiben, darf niemanden entblössen, die Macht hinter der Kamera kann gross sein.

Schon viele Grössen der Film- und Theaterwelt sind vor seinem schwarzen Kasten gesessen. Eine heikle Arbeit! Hier muss der Kult, wie die Öffentlichkeit den Star sehen will, erhalten bleiben und trotzdem möchte er jedesmal etwas Neues aufdecken. Typisch finde ich, dass Christian Moser studieren muss, als ich nach den Namen der fotografierten Personen frage. Ihm ist dieser Personenkult fremd. Auf jeden Fall sind da: Catherine Deneuve, Claudia Cardinale, Isabella Rosselini, Esthell Halladay, Valerie Lemercier, Monica Belucci, Laeticia Casta und viele mehr. Immer Frauen? Ja, die Frauen, ihre Gesichter, ihre Körper faszinieren ihn. Er hat einen guten Draht zu ihnen, arbeitet gerne mit ihnen. Immer wieder entdecke ich eine sublime, laszive Erotik in seinen Bildern, die Männer eher verwirrt und Frauen oft sehr anspricht.

Für einen Kunden in Italien dokumentiert und porträtiert er schon seit Jahren den Betrieb einer Kaschmir Manufaktur, und die Leute, die darin arbeiten. Die Manufaktur liegt in einem kleinen Dorf in Umbrien. Sie ist die einzige grössere Arbeitsstätte, fast alle Bewohner sind in irgendeiner Weise damit verbunden. Es entsteht ein interessanter Dialog zwischen der Arbeitswelt und dem dörflichen Alltag: etwas wie eine Chronik. Zwei Bücher sind bereits fertig und weitere geplant. Das ist Arbeit, die dem Fotografen und Menschen Christian Moser sehr zusagt.

Der Spagat zwischen der Arbeit in einer schillernden Modewelt und dem ruhigen Porträtieren und Dokumentieren scheint anregend und befruchtend zu sein und immer wieder Spass zu machen, so schliesse ich aus all diesen gegensätzlichen Schilderungen. Der Fotograf bestätigt das lachend. Er ist Zwilling und pendelt gerne zwischen den Welten. Genauso wie Harmonie und Ruhe braucht er Chaos und Unsicherheit.

Grosses Interesse hat er auch am Medium Video und an der digitalen Bildverarbeitung. Am eigenen Computer experimentiert er mit dem Photoshop, erstellt Scans und bearbeitet diese. Immer wieder betont er aber: «Die Seele der Bilder muss bestehen bleiben, ein Bild kann tot, entseelt wirken, wenn man es falsch oder zuviel manipuliert.» Videos interessieren ihn vor allem für ‹recherches personelles›, da möchte er gerne vermehrt experimentieren. Bei den professionellen, kommerziellen Werbe-Videos fühle er sich zu stark eingeschränkt. Offen sein für alles Neue, neugierig bleiben, das sei wichtig, betont er.

Christian Moser wirkt sehr ruhig und konzentriert. Er sagt nicht viel, weiss aber genau, was er will. Sicher kann er mit wenigen Worten ein Team auf ein gemeinsames Ziel einspuren. Ich kann ihn mir nicht nervös herumkommandierend vorstellen. Er erreicht, was er will, stets mit Freundlichkeit und Anstand. Um seine Arbeit macht er keine grossen Stories, es gibt ja noch so viel anderes Interessantes. Seine Frau Helene organisiert alle Aufträge, verhandelt mit den Kunden, macht die Modellauswahl. Zusammen informieren sie sich über die neusten Trends, und oft ist es Helene, die schon weiss, was erst in der Luft liegt. Seine Frau, die drei Kinder Raphael, Lola und Lionel, und ein ruhiges, schönes Zuhause sind das, was Christian Moser neben seiner Arbeit schätzt und liebt. Und natürlich immer wieder Reisen – seine grosse Leidenschaft und die seiner Frau. Fotograf sein, ist kein «Stu-

Christian Moser mit Sohn Raphael, fotografiert von Guido Baselgia

benhockerberuf». Ein Riesenglück, dass er nicht Grafiker geworden ist, wie ursprünglich geplant, findet er, da wäre er eher an Raum und Ort gebunden.
Der Kanton Zug ist dem Stadtbasler trotzdem vertraut geblieben: die grosse Familie seiner Frau Helene, ein Freundeskreis und das Haus in Ebertswil ziehen die ganze Familie während der Sommerzeit und an den Festtagen immer wieder zurück.

Kurzporträt

Name: Christian Moser
geboren am 9. Juni 1948
Herkunft: Basel-Stadt
Eltern, Geschwister: Bruder Markus
Familie: verheiratet mit Helene,
Kinder Raphael, Leonore, Lionel
Schulen: Primar- und Realschule
Ausbildung: Kunstgewerbeschule Basel
Beruf: Fotograf
Freizeitbeschäftigungen: Kino, Reisen, Lesen

Portfolio Christian Moser

Barbara Bouyer-Ulrich

Barbara Bouyer-Ulrich, Philosophin

Liebe zur Weisheit und zum Leben

Johanna Gnos

Am Anfang von Barbara Bouyers Erzählen steht der Tod. Sicher gibt es das Leben davor. Sicher ging das Leben weiter. Doch drängt sich der Abschied von ihrem verstorbenen Jugendfreund so in den Vordergrund, weil sie die Trennung durch den Tod als Bruch in ihrer eigenen Lebensgeschichte erlebte. Dem Schnittpunkt einer Zeitrechnung gleich ordnet sie ihre Erfahrungen um diese Scheidelinie an: Was vorher war und was danach kam. Von jetzt aus betrachtet nimmt sich für Barbara Ulrich die Zeit vor dem einschneidenden Ereignis wie ein Leben für sich selbst aus. Zu diesem «ersten» Leben zählen: Das elterliche Zuhause in Baar und die glückliche Kindheit, die Barbara als einziges Kind von Josef und Idy Ulrich verbrachte. Dazu gehören auch feste Werte, die sie von ihren Eltern erhalten hat und die ihr Verständnis von der Verantwortlichkeit für das eigene Denken und Handeln bis heute prägen. Für das erste Leben stehen auch die Zeit an der Kantonsschule und die Vorstellungen von einer gerechteren Welt, geformt durch neue Lehrer und neue Fächer. Dafür trat Barbara Ulrich ein, arbeitete an der damaligen Schülerzeitung «Reflex» mit und half bei manchen Aktionen. Zu diesem ersten Leben gehört für Barbara in erster Linie die Liebe zu ihrem Freund Matthias Hürlimann. Sie waren siebzehn und achtzehnjährig, als sie sich kennen lernten, jung genug, um das Leben im Keim zu erfassen, zu durchträumen und zu durchfühlen. Der Zuger See vor ihren Augen gab ein Bild ab für den Horizont des Denkens und die Weite der Träume. Mit Matthias und ihren gemeinsamen Freunden teilte Barbara das Interesse an der Philosophie, angeregt durch den Philosophielehrer Gonsalv Mainberger und weitergeführt durch Matthias' Bruder Thomas. Die Philosophie stellt die Fragen nach dem Anfang und Ende der Zeit und dem Sein auf der Welt als Ort der Begegnung. Die Aufgabe, sich mit dem Ende auseinanderzusetzen, kam für Matthias und die Menschen, die ihm nahestanden, unverhältnismässig früh. Barbara und Matthias spiegelten ihre Erwartungen und Hoffnungen, ihre Ängste und Verzweiflungen um die wieder ausgebrochene Krankheit und ihre bedrohte Liebe in der Philosophie. Als Matthias einige Monate nach seiner Matura starb, blieben für Barbara die Liebe zu ihm und ihre gemeinsame Zeit so stehen, wie sie es als Jugendliche erlebte: Der einzelne Mensch als umfassendes Versprechen des Lebens, das mit dem Sterben unbegreiflich und schmerzlich eingelöst ist.

Barbara stand in der Abschlussklasse der Kantonsschule. Sie hatte ein Leben hinter sich, voll aufschiessender Träume und Hoffnungen, die abgebrochen waren, ohne durch kleine Alltagserfahrungen begradigt und nivelliert zu werden. Sie hatte die Maturaprüfungen vor sich. Sie erfüllte die schulischen Forderungen, um äusserlich jenen Halt zu bekommen, welcher ihr innerlich abhanden gekommen war. Nach der Matura war für Barbara nur das Studium der Philosophie fundamental genug, um zwischen den stückweisen Erfahrungen, denen das Herz fehlte, zu vermitteln. Nach einem Studienjahr an der Universität in Basel schrieb sie sich 1982 an der Jesuiten-



Hochschule für Philosophie in München ein. Ein strenger, umfassender Studiengang führte durch die Philosophiegeschichte und die systematische Philosophie. In der offenen, ehrlichen Atmosphäre der Schule und in der Studiengemeinschaft fühlte sie sich wohl, doch konnte sie München als Stadt wenig abgewinnen. Nach viereinhalb Jahren schrieb Barbara ihre Magisterarbeit über «Das Verhältnis von Dichten und Denken bei Martin Heidegger».

Mit dem Heraufkommen des Nihilismus hatten sich die Philosophen der Moderne einer gebrochenen Weltsicht zu stellen. Mögliche Antworten, wie sie Heidegger in seinem philosophischen Werk entwickelte oder wie sie in der Philosophie Nietzsches Ausdruck finden, hatten Barbara – damals noch zusammen mit Matthias und den Freunden – schon früher beschäftigt. Bei beiden Philosophen findet sich, Zitat Barbara, «im Zentrum eine Unruhe, welche zum Ausgangspunkt der Bewegung des Denkens und Schreibens wird», der sich Barbara entschlossen nähert. Mitten in ihrer Magisterarbeit hatte Barbara das Gefühl, sie müsse mehr über Michel de Montaigne, den Renaissancephilosophen, erfahren. Für den Doktoratszyklus wechselte sie deshalb 1987 an die Sorbonne in Paris und setzte sich für das Diplome des études aprofondies mit Montaigne und der Philosophie des 16. Jahrhunderts auseinander, einer Zeit, in der das Selbstverständnis des Menschen tief erschüttert wurde. Die wissenschaftlichen Beobachtungen von Nikolaus Kopernikus begründeten ein neues Weltbild, welches die Erde aus dem Zentrum des Sonnensystems und der Schöpfung rückte. Jahrtausende alte Vorstellungen gerieten aus dem Lot. Sigmund Freud kommentiert später diese kopernikanische Wende als eine Kränkung, welche die Menschheit durch die Wissenschaft habe hinnehmen müssen. Als Antwort auf diese Entdeckung drohte eine Verwissenschaftlichung des Denkens. Montaigne brachte einer solchen Reaktion ebensoviel Skepsis entgegen wie einem bloss übernommenen Glauben, der den neuen Erkenntnissen ausweicht. Reagierte Barbara wohl auf Grund ihrer eigenen Lebensgeschichte besonders hellhörig auf den Bruch in der abendländischen Geistesgeschichte, der sich mit dieser naturwissenschaftlichen Wende abzuzeichnen begann und noch nicht überwunden ist? Da war die doppelte Herkunft der abendländischen Kultur in Frage gestellt – die Quelle des griechischen Altertums einerseits und die Quelle der jüdisch-christlichen Tradition andererseits – welche während des Mittelalters zusammenflossen und sich erst an der Schwelle zur Neuzeit entzweiten. Während das griechische Erbe das Zeitalter der Aufklärung einleitete und mit der Betonung des rationalen Denkens bis heute dominant ist, blieb der jüdisch-christliche Zweig viel stärker den alten Bildern verhaftet, welche mit der veränderten Weltsicht nicht mehr zur Deckung kamen. Vielleicht steht für das Abendland die Aufgabe noch immer an, aus der heutigen Sicht den Winkel zu finden, wo das göttliche Prinzip als geistiger Grund und gemütsmässiges Zentrum der Welt wieder wahrnehmbar wird? Für Barbara waren die zwei Wurzeln der mitteleuropäischen Kultur deutlich geworden. In der Zusammenschau der beiden Zweige sah sie die Aufgabe vor sich, welche sie sich als Doktoratsarbeit stellen wollte: Analyse und Diagnose der Geistesgeschichte des abendländischen Raumes – in den Werken der drei Philosophen Michel de Montaigne, Friedrich Nietzsche und Martin Heidegger gespiegelt. Doch war ihr die Artikulation der Teile noch nicht klar, und ihr Leben erfuhr während ihres Studiums in Paris eine nachhaltige Wende.

Während eines Besuchs bei Freunden in der Vendée lernte Barbara mit 29 Jahren Jean Bouyer kennen. Jean war Arzt, geschieden, Vater von zwei erwachsenen Kindern und lebte allein auf einer grossen Liegenschaft in ‹La Verrie›. Für Barbara begann sich durch die Begegnung mit Jean die Weltwahrnehmung zu verändern. Das Geistige und Gefühlsmässige kamen wieder zusammen. In der Beziehung mit Jean entdeckte sie neue innige und sinnliche Formen des Menschseins. Als Barbara zu Jean in die Vendée zog, kam die Organisation des täglichen Lebens hinzu. Das Haus mit den zehn Zimmern wollte vom neuen Leben zu zweit gefüllt werden. Farbe mischt sich in Barbaras Erzählung, Fotos belegen die Schilderung: Da ist das ausgedehnte Land, das bearbeitet, da der Garten, der gepflegt sein will. Da sind die Gemüsesorten und bunten Blumen im Freien oder in grossen Töpfen, die Barbara im Frühling selber aus Samen zieht; da die Rosen, die im Sommer rot und weiss blühend Tür und Fenster umranken. Da legt sich der Morgennebel als weisser Schleier auf das Gras und kündigt den Herbst an. Und hier sind die Katzen – wenn es winterlich kalt wird in der Vendée, rollen sie sich im Körbchen nahe der Heizung ein. Der Liegenschaft haftet etwas von einem Landgut im 19. Jahrhundert an. In einem Nebengebäude wohnt der erwachsene Sohn aus Jeans erster Ehe. Nachbarschaftliche Nähe und notwendige familiäre Abgrenzung sind für Barbara nicht immer einfach. Besuche und Hausarbeit werden manchmal zuviel, so dass vor lauter lebensweltlicher Auseinandersetzung die Arbeit an der Philosophie häufig zurückbleibt. Umgekehrt kommt durch die Lebenserfahrung auch dem philosophischen Denkprozess neue Nahrung zu.

Vor zwei Jahren haben Jean und Barbara geheiratet. Ihre Liebe ist dadurch tragender und reicher geworden. Barbara erlebt das Älterwerden nicht als einen Verlust von Möglichkeiten, der mit dem eingeschlagenen, bestimmten Lebensweg unausweichlich einhergeht. Im Gegenteil – mit jedem getroffenen Entscheid gewinnt für sie das Leben an Gestalt, bündelt sich der Blick: Die Teilhabe am Wesen der Dinge durch Aufmerksamkeit und Sensibilität beginnt erst im begrenzten Feld zu spielen. Aufbruchstimmung ist da. Nach sechsjähriger, parallel zur Allgemeinpraxis laufender Ausbildung in Paris gibt Jean mit 52 Jahren seinen alten Beruf auf und bringt als Osteopath eine neue Annäherung an Mensch und Krankheit in die dörfliche Gemeinschaftspraxis ein.

Nach und nach wurde für Barbara eine tragende Struktur sichtbar, welche die bisher getrennten Überlegungen zu Montaigne, Nietzsche und Heidegger in den gesuchten Zusammenhang brachten. Barbara Bouyer nennt sie «die Rückführung dessen, was ist, auf das, was werden soll.» In diesem Satz von Franco Fortini zum filmischen Werk von Jean Marie Straub und Danièle Huillet – Barbara wohnte in ihrer Pariserzeit bei dem Cinéastenpaar, wo sie mit Jean auch heute noch regelmässig vorbeischaut – findet Barbara zusammengefasst, was sie in ihrer Auseinandersetzung mit der Philosophie, aber auch im Alltag als Ausrichtung auf die Zukunft und als «Umkehr» zugleich anstrebt. «Es geht um die Rückführung dessen, was ist, auf das, was werden soll» bedeutet, Herkunft und Zukunft treffen sich in der Gegenwart. Die Verantwortung ist in dreifacher Richtung aufgetragen: Die Vergangenheit annehmen, im Hinblick auf die Zukunft verstehen und dabei sich selber treu bleiben. Mit der Gestaltung der Gegenwart geht die Verantwortung einher für das, was an die Hand genommen wird. Man soll dort handeln, wo es einem zusteht – im selbstverantworteten Raum, im Radius der eigenen Kompetenz. Aus dieser Perspektive nimmt Barbara die wieder belebte Diskussion um ein Beitrittsgesuch der Schweiz zum Vereinten Europa mit Skepsis auf. Wohnhaft in der ländlichen Region eines zentralistisch regierten Landes, erlebt sie, wie die Verschiedenheit von geographischen Realitäten über einen Leisten gezogen werden, wie auf politischer Ebene die Entscheide an immer entfernteren Orten getroffen werden, Fremdbestimmung und Kontrolle wachsen, der Verwaltungsapparat zunimmt. Weil sich dadurch der natürliche Freiraum verringert, entsteht der Zwang, immer mehr Energie dafür einsetzen zu müssen, der schleichenden Einschränkung zu entkommen. Auf ihr eigenes Leben bezogen will Barbara akzeptieren können, was ihr begegnet, und dies fruchtbar machen. Es gibt für sie einen Zusammenhang zwischen Hinnehmen und Freiheit. Schmerz kann sich in Erfahrung verwandeln. Erfahrung meint doch Lebensdichte und Lebensfülle. Auf dem Weg, den sie mit dem Studium der Philosophie eingeschlagen hat, will sie ihr Buch bald zu einem Abschluss bringen und, getragen von einer verinnerlichten philosophischen Haltung, auch mit vielleicht unerfüllten Wünschen ein erfülltes Leben führen.

Kurzporträt

Name: Barbara Bouyer-Ulrich
geboren am 16. November 1960
Herkunft: Baar
Eltern: Josef Ulrich, Idy Ulrich-Kirchhofer
Geschwister: keine
Familie: verheiratet mit Jean Bouyer, keine Kinder
Schulen: Primar- und Sekundarschule Baar, Wirtschaftsgymnasium Kantonsschule Zug
Ausbildung: Magister an der Jesuitenhochschule für Philosophie in München, Diplome des études aprofondies an der Sorbonne in Paris
Beruf: Philosophin und Hausfrau
Freizeitbeschäftigungen: Klavierspielen, Gehen
Ziele: im Lot sein, Verstehen

Alfred Binder

Alfred Binder-von Glenck, Ostasien-Kunsthistoriker

Das Fremde und das Eigene

Ronald Schenkel

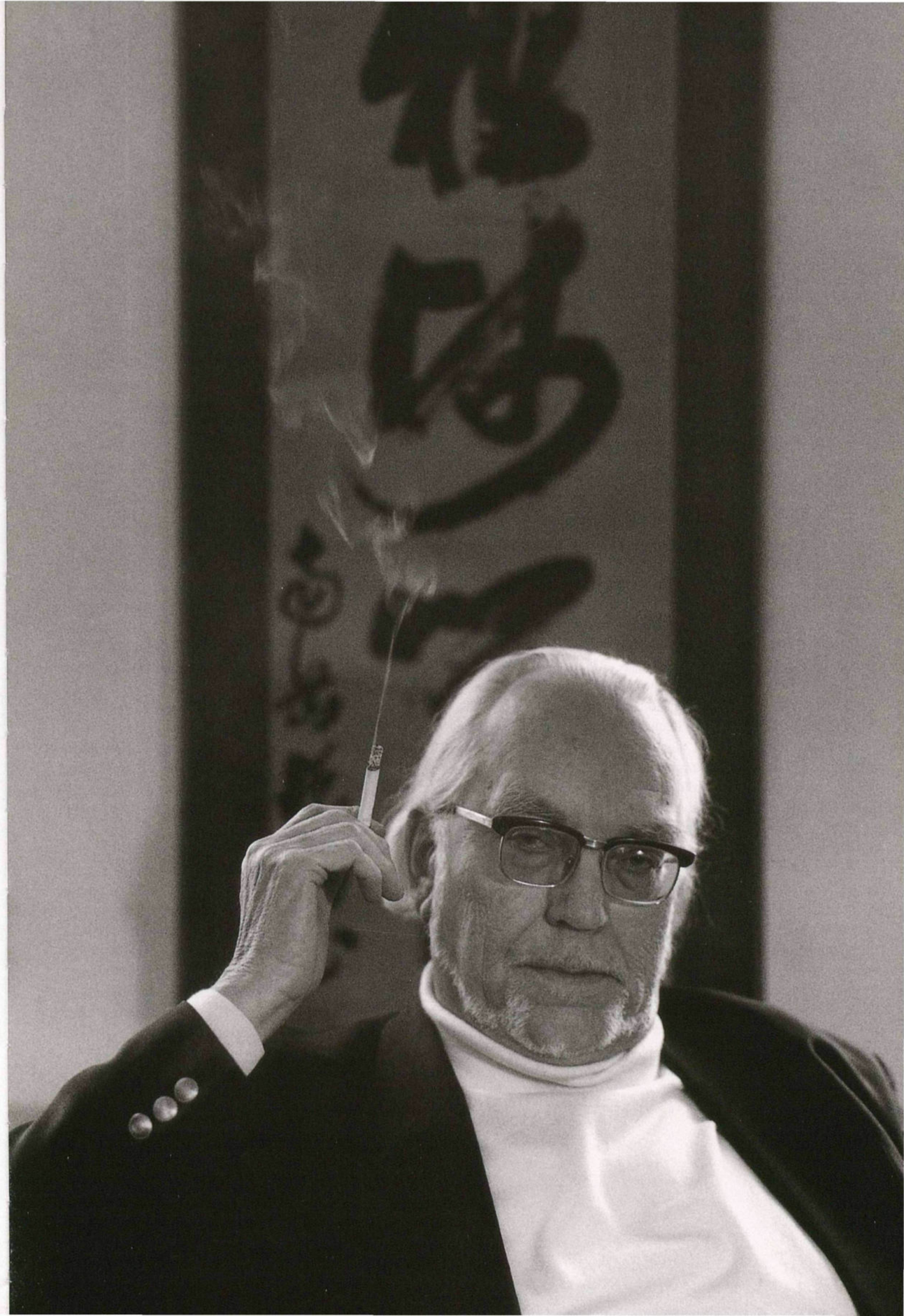
Zwischen den Fenstern im ersten Stock des Hauses Vorstadt 4 mit Sicht auf die alten Bäume der Rössliwiese und den Zugersee hängt eine Bildrolle mit chinesischen Schriftzeichen. Deutlich ist der Duktus zu erkennen, der Rhythmus, in dem die Zeichen untereinander aufs Blatt gesetzt wurden. Die Bewegung des Kalligraphen, wie er mit dem von Tusche schweren Pinsel die Striche aufs Blatt setzte, ist in ihnen selbst aufgehoben. Das letzte der drei Zeichen läuft in einer abwärtsgerichteten Linie aus. «Es bedeutet soviel wie Durchbruch», erklärt der Besitzer des Schriftkunstwerks und vollzieht die Bewegung des Schreibers nach, eine kräftige, abschliessende Geste: Durchbruch.

«Nicht bei allen Zeichen stimmen Inhalt und Form gleichermassen überein», erklärt der 73jährige und zündet sich eine Zigarette an. Er entnimmt sie einem schwarzen Etui. Das Feuerzeug ist ein schlankes, silbernes Gerät. Es ist die vierte oder fünfte Zigarette während des Gesprächs, das wir in seinem Studierzimmer führen. Der Mann mit dem langen, weissen Haar und dem sorgfältig gestutzten Bärtchen spricht lebendig und gestenreich. Sein Dialekt weist ihn als Basler aus, als Städter. Ein Niederalemannisch, wie man es heute selbst in der Stadt am Dreiländereck nur mehr selten zu hören bekommt.

Alfred Binder und seine Frau Helly leben erst seit drei Jahren in Zug. Sie sind Zugezogene, die sich eine Freiheit zunutze gemacht haben, die nicht jeder für sich reklamieren kann: Die freie Wahl des Wohnorts. Die Stadt am Rande der Innerschweiz stellt für Alfred Binder und seine Frau Helly einen idealen Kompromiss dar: Urban und doch ländlich, Schweiz und doch nicht Basel. Zug ist die vorerst letzte Station einer fast lebenslangen Reise, die in Basel begann, nach Deutschland führte und schliesslich in jenes Land, das dem Europäer heute noch als Inbegriff des Fremden, des Unzugänglichen gilt: nach Japan. Dort lebten Alfred und Helly Binder-von Glenck 16 Jahre lang, bevor ihr Weg sie über Deutschland wieder in die Schweiz führte. «Nach Basel aber wollte ich aus verschiedenen Gründen nicht zurückkehren», erzählt Alfred Binder. Unter anderem hätte sich damit ein Kreis geschlossen, wäre ein Schlusspunkt gesetzt worden.

Für einen Schlusspunkt scheint der Wissenschaftler indes noch zu sehr von Unruhe erfüllt zu sein. Er verweist auf seine Bibliothek, die mehrere tausend Bände umfasst und die in langen Studienjahren aufgebaut worden ist: Literatur zur Kunst und Sprache Asiens, vor allem Japans, füllen die Wände, Reihen prachtvoller Bände mit erstklassigen Illustrationen. Daneben auch Literatur zur europäischen Kunst- und Kulturgeschichte. «Es wäre schön, etwas davon vermitteln zu können.» Wo und wie, ist ihm aber nicht recht klar. Zug ist klein, Zürich mit seiner Universität und dem entsprechenden Angebot in Japanologie und Sinologie sowie Kunstgeschichte ist nah. Für einen Gelehrten ist es nicht einfach, in der Kleinstadt einen Platz zu finden.

Jahrelang hat Alfred Binder als Lehrer gewirkt. In Japan und auch in Deutschland. Vorher hatte er in Frankfurt und Heidelberg



Philologie und Geschichte der ostasiatischen Kunst studiert – als Spätberufener allerdings; denn als erstes hatte Alfred Binder eine Musikausbildung genossen. Er schmunzelt, wenn er über diese erste Berufswahl spricht, denn eigentlich wäre er als Abgänger des Humanistischen Gymnasiums von Anfang an zum Akademiker bestimmt gewesen. Aber Alfred Binder suchte mehr als eine nur intellektuelle Befriedigung. «Ich hatte das Bedürfnis nach etwas Umfassendem, nach etwas, das auch einen höheren Erkenntniswert als die reine Wissenschaft bot.»

Die Musik erwies sich indes doch nur als Zwischenschritt. Die Augen gingen Alfred Binder buchstäblich in einer Ausstellung in Basel auf: «Tempel und Teehaus in Japan». Teehäuser und Wohnräume waren in Originalgrösse nachgebaut worden, und der Staunende bewegte sich in einer Welt, die seinem Harmonieempfinden antwortete wie keine sinnliche oder geistige Erfahrung in dem Masse zuvor. In der buddhistischen Kunst und nicht zuletzt in der traditionellen japanischen Lehre, wie Kunst auszuüben sei, fand er überdies eine Entsprechung dessen, was ihm selbst als Ideal der künstlerischen Tätigkeit vorschwebte, ohne dass er es hätte verorten können. Der künstlerische Akt als eine Handlung aus der Verschmelzung von Leib und Seele widersprach einem nur technischen Ansatz. Er widersprach auch oftmals den Vorstellungen von Dirigenten, unter deren Leitung Alfred Binder spielte. «Ich konnte es nicht ertragen, wenn ein Dirigent eine Musik nicht als ganze begriff. Wenn beispielsweise ein Dirigent in der Oper ‹Boris Godunow› Glockengeläut einspielen lässt, obgleich doch das ganze Orchester diese Glocken darstellt, hat er meines Erachtens nichts von der Musik verstanden.» Schliesslich war es mitunter auch das ständige Sich-Reiben an den für Binder unsinnigen Interpretationsansätzen, das ihn bewog, sich als Orchestermusiker zurückzuziehen.

Was in Alfred Binder in der Basler Ausstellung angeklungen, was ihn bewogen hat, sich mit der Kultur Ostasiens auseinanderzusetzen, war ein Fremdes, das doch gleichzeitig einen Teil von ihm selbst darstellte. Und so stand auch ein merkwürdiges, unerwartetes Erlebnis am Anfang seiner Bekanntschaft mit Japan, welche die Vorstellung einer unzugänglichen Kultur mit verschlossenen Menschen gänzlich widerlegte: «In den ersten Tagen in Kyôto pflegte ich bei einer Bäckersfrau einzukaufen. Der Dialog zwischen ihr und mir ging kaum über das Grundsätzlichste hinaus, aber das hinderte nicht, dass ich mich in meiner kleinen Bäckerei bald wie zu Hause fühlte, immer etwas besonders Gutes oder Frisches zugesteckt bekam und mich jeden Abend auf meinen kleinen Einkauf freute.»

«Unter der je nach Zivilisationshöhe verschiedenen Kruste von geschichtlich bedingten Unterschieden ruht eine mächtige Schicht des Allgemeinmenschlichen, in der wir kommunizieren können, wenn wir nur den Mut haben, durch jene Kruste hindurchzustossen», schreibt Alfred Binder in einem in Japan gehaltenen Vortrag «Ein Ausländer begegnet Japan». Trotz der Erfahrung eines Allgemeinmenschlichen und derjenigen einer Verständigung in künstlerischen Bereichen beharrt Alfred Binder auf einer kulturellen Vielfalt und auf nationaler Identität. Nationalbewusstsein jedoch ohne Nationalismus scheint ihm etwas, wozu Schweizer nicht schlecht befähigt sind. «Es ist allerdings die Frage, wie lange noch.»

Allerdings ist Alfred Binder vorsichtig, wenn er über die Schweiz und das vermeintlich eigene nationale und kulturelle Gut spricht. Man kann nicht mit dem Finger darauf zeigen wie auf einen Punkt auf der Karte. In Japan unterrichtete Binder deutsche Sprache und Kultur. «Damals habe ich ein Lesebuch herausgegeben, ‹Deutsche Aphorismen und Sprichwörter›.» Abgesehen von der Komplexität der Konstruktionen waren es vor allem die begrifflichen Bestimmungen, die zu reden gaben; «denn beispielsweise die Begriffe Pflicht oder Freiheit bedeuten in Japan etwas ganz anderes als in Europa.» Hier, im sprachlichen Detail, öffnete sich die Kluft am tiefsten, hier schärften sich gleichzeitig die Begriffe, und die gegensätzlichen Konnotationen traten deutlich zutage.

In Japan erfuhr Alfred Binder Wesentliches über Europa und die Schweiz. Auch anhand einer Reihe sehr praktischer Tätigkeiten: In Kobe gründete er einen Schweizer Verein, und er war Vertreter Japans in der Auslandschweizer-Kommission. «Ich wollte die politische Kultur thematisieren.» Etwas, wovon die Schweizer Geschäftsleute in Japan zwar nur wenig hielten. Aber es ging um Bürgerrechtsfragen, es ging um das Recht auf Staatsbürgerschaft von Kindern Schweizer Mütter, die mit Ausländern verheiratet waren. An diesem Thema wollte Alfred Binder nicht vorbeigehen. Und vielleicht war gerade dieses Politikverständnis das typisch Schweizerische, das er an sich selbst in der Schweiz nie so erfahren hätte. Es ging um etwas, das in seinen eigenen Erfahrungshorizont einfloss. Selbst ein Schweizer im Ausland, war ihm die Frage nach dem Bürgerrecht relevant, deswegen ging es ihm bei dieser Diskussion nicht um ein abstrakt ideologisches, sondern ein konkretes Anliegen. «Und ich glaube, darin liegt das spezifisch Schweizerische. Die Deutschen verfügen über eine grössere geistige Beweglichkeit. Aber wenn sie sich mit Politik befassen, sind sie emotionalisiert.» In der Schweiz, so Alfred Binder, sei man etwas träger, dafür gehe es immer um konkrete Fragen. Diese Besonderheit ist für ihn so bedeutend, dass er sie als eigentliches kulturelles Charakteristikum zu erkennen meint. «Wenn es eine Schweizer Kultur gibt, ist diese politisch», sagt Binder. Politisch in diesem praktischen Sinn, müsste man hinzufügen.

Alfred Binder hat sich seit seiner Rückkehr in die Schweiz politisch nicht mehr betätigt, auch seit die wissenschaftliche Beschäftigung nachgelassen hat. In Zug kennt man die Binders als Besucher literarischer Veranstaltungen. «Ab und zu gehen wir auch ins Konzert. Aber man müsste sich vielleicht stärker gesellschaftlich engagieren. Auf der anderen Seite entspricht es buddhistischer Lebensauffassung, sich im Alter von der Welt zurückzuziehen.»

Alfred Binder zündet sich noch eine Zigarette an. Einen Augenblick lang herrscht Schweigen, und sein Blick scheint sich in die Krone des alten Baums auf der Rössliwiese zu versenken. «Wie wäre es mit einem Aperitif», fragt der Gastgeber unvermittelt seinen Gast, und bei einem Martini spricht man über alpenländische Musik, über Tanzkapellen in Bayern und den musikethnologischen Forschungsstand in der Schweiz. Wie aus einem kurzen Schlaf ist die Neugierde erwacht. Die Welt, so scheint es, wird noch eine ganze Weile mit Alfred Binder zu tun haben. Der Schlusspunkt ist längst noch nicht gesetzt.

Kurzporträt

Name: Alfred Binder-von Glenck
geboren am 13. April 1926
Herkunft: Basel
Eltern: Alfred und Margrit Binder-Buser
Geschwister: keine
Familie: verheiratet mit Helly von Glenck, zwei Söhne
Schulen: Primarschule, Humanistisches Gymnasium in Basel
Ausbildung: Musikakademie Basel, Universitäten Frankfurt und Heidelberg
Beruf: Ostasien-Kunsthistoriker
Zweitberuf: Musiker
Freizeitbeschäftigungen: Astronomie, Geologie
Mitgliedschaften: Literarische Gesellschaft Zug, Rietberg-Gesellschaft Zürich

Philologie und Geschichte der ostasiatischen Kunst studiert – als Spätberufener allerdings; denn als erstes hatte Alfred Binder eine Musikausbildung genossen. Er schmunzelt, wenn er über diese erste Berufswahl spricht, denn eigentlich wäre er als Abgänger des Humanistischen Gymnasiums von Anfang an zum Akademiker bestimmt gewesen. Aber Alfred Binder suchte mehr als eine nur intellektuelle Befriedigung. «Ich hatte das Bedürfnis nach etwas Umfassendem, nach etwas, das auch einen höheren Erkenntniswert als die reine Wissenschaft bot.»

Die Musik erwies sich indes doch nur als Zwischenschritt. Die Augen gingen Alfred Binder buchstäblich in einer Ausstellung in Basel auf: «Tempel und Teehaus in Japan». Teehäuser und Wohnräume waren in Originalgrösse nachgebaut worden, und der Staunende bewegte sich in einer Welt, die seinem Harmonieempfinden antwortete wie keine sinnliche oder geistige Erfahrung in dem Masse zuvor. In der buddhistischen Kunst und nicht zuletzt in der traditionellen japanischen Lehre, wie Kunst auszuüben sei, fand er überdies eine Entsprechung dessen, was ihm selbst als Ideal der künstlerischen Tätigkeit vorschwebte, ohne dass er es hätte verorten können. Der künstlerische Akt als eine Handlung aus der Verschmelzung von Leib und Seele widersprach einem nur technischen Ansatz. Er widersprach auch oftmals den Vorstellungen von Dirigenten, unter deren Leitung Alfred Binder spielte. «Ich konnte es nicht ertragen, wenn ein Dirigent eine Musik nicht als ganze begriff. Wenn beispielsweise ein Dirigent in der Oper ‹Boris Godunow› Glockengeläut einspielen lässt, obgleich doch das ganze Orchester diese Glocken darstellt, hat er meines Erachtens nichts von der Musik verstanden.» Schliesslich war es mitunter auch das ständige Sich-Reiben an den für Binder unsinnigen Interpretationsansätzen, das ihn bewog, sich als Orchestermusiker zurückzuziehen.

Was in Alfred Binder in der Basler Ausstellung angeklungen, was ihn bewogen hat, sich mit der Kultur Ostasiens auseinanderzusetzen, war ein Fremdes, das doch gleichzeitig einen Teil von ihm selbst darstellte. Und so stand auch ein merkwürdiges, unerwartetes Erlebnis am Anfang seiner Bekanntschaft mit Japan, welche die Vorstellung einer unzugänglichen Kultur mit verschlossenen Menschen gänzlich widerlegte: «In den ersten Tagen in Kyôto pflegte ich bei einer Bäckersfrau einzukaufen. Der Dialog zwischen ihr und mir ging kaum über das Grundsätzlichste hinaus, aber das hinderte nicht, dass ich mich in meiner kleinen Bäckerei bald wie zu Hause fühlte, immer etwas besonders Gutes oder Frisches zugesteckt bekam und mich jeden Abend auf meinen kleinen Einkauf freute.»

«Unter der je nach Zivilisationshöhe verschiedenen Kruste von geschichtlich bedingten Unterschieden ruht eine mächtige Schicht des Allgemeinmenschlichen, in der wir kommunizieren können, wenn wir nur den Mut haben, durch jene Kruste hindurchzustossen», schreibt Alfred Binder in einem in Japan gehaltenen Vortrag «Ein Ausländer begegnet Japan». Trotz der Erfahrung eines Allgemeinmenschlichen und derjenigen einer Verständigung in künstlerischen Bereichen beharrt Alfred Binder auf einer kulturellen Vielfalt und auf nationaler Identität. Nationalbewusstsein jedoch ohne Nationalismus scheint ihm etwas, wozu Schweizer nicht schlecht befähigt sind. «Es ist allerdings die Frage, wie lange noch.»

Allerdings ist Alfred Binder vorsichtig, wenn er über die Schweiz und das vermeintlich eigene nationale und kulturelle Gut spricht. Man kann nicht mit dem Finger darauf zeigen wie auf einen Punkt auf der Karte. In Japan unterrichtete Binder deutsche Sprache und Kultur. «Damals habe ich ein Lesebuch herausgegeben, ‹Deutsche Aphorismen und Sprichwörter›.» Abgesehen von der Komplexität der Konstruktionen waren es vor allem die begrifflichen Bestimmungen, die zu reden gaben; «denn beispielsweise die Begriffe Pflicht oder Freiheit bedeuten in Japan etwas ganz anderes als in Europa.» Hier, im sprachlichen Detail, öffnete sich die Kluft am tiefsten, hier schärften sich gleichzeitig die Begriffe, und die gegensätzlichen Konnotationen traten deutlich zutage.

In Japan erfuhr Alfred Binder Wesentliches über Europa und die Schweiz. Auch anhand einer Reihe sehr praktischer Tätigkeiten: In Kobe gründete er einen Schweizer Verein, und er war Vertreter Japans in der Auslandschweizer-Kommission. «Ich wollte die politische Kultur thematisieren.» Etwas, wovon die Schweizer Geschäftsleute in Japan zwar nur wenig hielten. Aber es ging um Bürgerrechtsfragen, es ging um das Recht auf Staatsbürgerschaft von Kindern Schweizer Mütter, die mit Ausländern verheiratet waren. An diesem Thema wollte Alfred Binder nicht vorbeigehen. Und vielleicht war gerade dieses Politikverständnis das typisch Schweizerische, das er an sich selbst in der Schweiz nie so erfahren hätte. Es ging um etwas, das in seinen eigenen Erfahrungshorizont einfloss. Selbst ein Schweizer im Ausland, war ihm die Frage nach dem Bürgerrecht relevant, deswegen ging es ihm bei dieser Diskussion nicht um ein abstrakt ideologisches, sondern ein konkretes Anliegen. «Und ich glaube, darin liegt das spezifisch Schweizerische. Die Deutschen verfügen über eine grössere geistige Beweglichkeit. Aber wenn sie sich mit Politik befassen, sind sie emotionalisiert.» In der Schweiz, so Alfred Binder, sei man etwas träger, dafür gehe es immer um konkrete Fragen. Diese Besonderheit ist für ihn so bedeutend, dass er sie als eigentliches kulturelles Charakteristikum zu erkennen meint. «Wenn es eine Schweizer Kultur gibt, ist diese politisch», sagt Binder. Politisch in diesem praktischen Sinn, müsste man hinzufügen.

Alfred Binder hat sich seit seiner Rückkehr in die Schweiz politisch nicht mehr betätigt, auch seit die wissenschaftliche Beschäftigung nachgelassen hat. In Zug kennt man die Binders als Besucher literarischer Veranstaltungen. «Ab und zu gehen wir auch ins Konzert. Aber man müsste sich vielleicht stärker gesellschaftlich engagieren. Auf der anderen Seite entspricht es buddhistischer Lebensauffassung, sich im Alter von der Welt zurückzuziehen.»

Alfred Binder zündet sich noch eine Zigarette an. Einen Augenblick lang herrscht Schweigen, und sein Blick scheint sich in die Krone des alten Baums auf der Rössliwiese zu versenken. «Wie wäre es mit einem Aperitif», fragt der Gastgeber unvermittelt seinen Gast, und bei einem Martini spricht man über alpenländische Musik, über Tanzkapellen in Bayern und den musikethnologischen Forschungsstand in der Schweiz. Wie aus einem kurzen Schlaf ist die Neugierde erwacht. Die Welt, so scheint es, wird noch eine ganze Weile mit Alfred Binder zu tun haben. Der Schlusspunkt ist längst noch nicht gesetzt.

Kurzporträt

Name: Alfred Binder-von Glenck
geboren am 13. April 1926
Herkunft: Basel
Eltern: Alfred und Margrit Binder-Buser
Geschwister: keine
Familie: verheiratet mit Helly von Glenck, zwei Söhne
Schulen: Primarschule, Humanistisches Gymnasium in Basel
Ausbildung: Musikakademie Basel, Universitäten Frankfurt und Heidelberg
Beruf: Ostasien-Kunsthistoriker
Zweitberuf: Musiker
Freizeitbeschäftigungen: Astronomie, Geologie
Mitgliedschaften: Literarische Gesellschaft Zug, Rietberg-Gesellschaft Zürich

Rosa Föhn-Dober

Rosa Föhn-Dober, Bäuerin *Früchte der Erde*

Yves Scherer

Als die ledige Rosa Dober noch auf dem elterlichen Hof in Küssnacht lebte, begann ein Werktag nicht selten um fünf Uhr früh. Wenn nach dem «z'Morge» die Arbeiterschar das Haus verliess, blieb die Mutter zurück, um «z'Mittag» und «z'Vieri» vorzubereiten. Die Mahlzeiten brachte sie dann aufs Feld. Gewisse Arbeiten konnten morgens erst begonnen werden, nachdem der Tau verdunstet war. Die Getreideernte zum Beispiel. Nach dem Schnitt wurden die Ähren mit dem Garbenband zusammengebunden und zum Trocknen im Feld aufgestellt. Ein stacheliges Kraut, das ebenfalls auf den Feldern wuchs, machte die Arbeit nicht angenehmer. Wie sinnreich, wenn all jene sie probeweise zu verrichten hätten, die das Brot nicht entsprechend würdigen. Um die Arbeit etwas zu erleichtern, erfanden Rosas Brüder eine Vorrichtung, die am Motormäher angebracht werden konnte. So wurde das Getreide beim Schnitt, anstatt wie üblich zu einem «Madli» angehäuft zu werden, zu einzelnen kleinen Haufen, den Garben, zusammengenommen. Diese Vorrichtung weckte das Interesse der benachbarten Bauern, denen Dobers ab und zu damit aushalfen. Nachahmer fand das Patent trotzdem keine. Als nach dem frühen Tod des Vaters der Hof verpachtet werden musste, durfte ausser dem Pächter niemand mehr an die Früchte der Bäume, es sei denn, man hatte entsprechende Arbeit geleistet. Das war hart für die Familie. Erst als die Kinder älter geworden waren, konnte die Pacht aufgehoben werden. Das «Chriesne» gab viel Arbeit. Ein benachbarter Betrieb hatte zur Kirschenlese jeweils Hilfe erhalten von den Arbeitern der nahen Glaserei Siegwart, die nach der «Auslöschete» der Brennöfen am Saisonende zum Ablesen kamen. Nebst den fünf bis sechs Knechten waren bis zu vierzig Helfer am Werk. Um sie zu verpflegen, mussten täglich dreissig Kilo Brot aufgetischt werden, und jede Woche wurde eine Sau geschlachtet. Bei Dobers half die Verwandtschaft. Zwei Kusinen, die bis dahin keine Kirschen gegessen hatten, um die Reinheit ihrer Stimmen nicht zu beeinträchtigen, jodelten während der Lese. Kurz vor Mittag liess ein Knecht einen Juchzer fahren, der in der Folge rundum beantwortet wurde. Um zwölf Uhr war es still. Abends kam ein Händler von der Distillerie mit Ross und Wagen. Die Ernte wurde in Holzbottichen auf dem Wagen aufgetürmt – drei Lagen hoch, mit Brettern dazwischen. Als am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, war Rosa in Stellung bei ihrer Tante. Das Haus lag an der Strasse, auf der nachts oft stundenlang schwere Panzer vorbeifuhren. Durch die Fenster der Eisenbahnwagen sah man Soldaten. Der jüngere Bruder war damals sechzehn und konnte die Aushebung gerade noch umgehen. Einmal kampierte eine Kompanie auf dem Gut. Auf dem Feld war die Feldküche für die rund hundert Soldaten installiert worden, die Offiziere assen im Haus.

Angst habe sie damals noch keine gehabt – erst bei der zweiten Mobilmachung. Von der Nordwand der Rigi vernahm man den Widerhall der Bombardemente aus Deutschland. Das waren die Amerikaner. Am ersten April 1944 trafen sie Schaff-



hausen. Vierundvierzig Menschen fanden dabei den Tod. Im März 1945 wurden Basel und Zürich getroffen. Manchmal, nicht zu oft, halfen die Kavalleristen mit ihren Pferden beim Pflügen. Wer selbst keine Pferde besass, bestellte den Acker mit Kühen, die langsamer gingen. Getreide und Kartoffeln waren anzubauen. Und während die Gastgeber mit den Übermittlungssoldaten Verdruss hatten, weil diese beim Verlegen der Telefonkabel immer den Kirschbäumen – auch auf Umwegen – folgten, amüsierten sie sich mit den Landdienstlern. Einen Studenten, einen Banklehrling und einen Mechaniker hatten sie zugeteilt bekommen. Nicht jeder hatte vom Bauern eine grosse Ahnung. Oft genug verlegten sie Gerätschaften und fanden sie dann nicht mehr, aber über Hinterindien wussten sie Bescheid – auch über den Krieg und die beteiligten Parteien. Ein Mädchen vom Kloster Ingenbohl leistete während der Sommerferien ebenfalls Landdienst. Ihr Vater lebte in Deutschland und liess sie wegen des kritischen Zustandes in der Schweiz zurück. Als bei Kriegsende weitherum die Friedensglocken läuteten, waren Dobers gerade beim Kartoffelnsetzen. Dieser Moment war ebenso ergreifend wie der Kriegsbeginn, nur viel schöner. Die Familien waren damals lange beisammen. Durch die intensive Zusammenarbeit wusste man viel voneinander, was in der Regel die Zusammengehörigkeit stärkte. Wer man war und was man zu tun hatte, war klar. Grosse Konfusionen gab es selten. Und für die kleinen Genüsse im Leben nahm man sich die Zeit. Heute sind schon die Jungen gestresst. Nach der Schule die Hausaufgaben, der Musikunterricht, das Fernsehen «und wer weiss, was noch ... ». Als Nachbarn erfahre man heutzutage weniger voneinander, weil der eine oder andere immer auf dem Traktor sitze und man sich auch nicht mehr zum Kirchgang treffe. Früher war spätestens der Heimweg von der Messe der Zeitpunkt, um Gedanken auszutauschen. Dies und das gäbe es noch zu berichten, über das Wirtschaften, das Brauchtum der Vergangenheit und die Veränderungen in der Natur. Der zyklische Lauf der Jahreszeiten bestimmte seit jeher die Arbeit der Bauern. Schön zu beobachten sind diese Rhythmen im Garten, wo Gemüse, Kräuter und Wildfrüchte gedeihen, reifen und nach der Ausbildung der Samen allmählich welk werden und absterben. Dort wachsen auch Frau Föhns «Immbeeri». Sie empfindet diese Veränderungen als besonders schöne Seite an ihrem Beruf – nur unter freiem Himmel zu geniessen. Dieser Umstand entschied in ihren Mädchenjahren denn auch die Berufswahl – die Krankenpflege hätte ihr auch gefallen, aber da sei halt nichts gewesen mit dem Draussensein.

Wenn also am Chämistall, wie der steile, bewaldete Hügel nordwestlich der Sankt Verena-Kapelle genannt wird, geholzt wird, beobachtet ihr aufmerksamer Blick die Regenerationskraft des Waldes. Nie steht etwas still. Die Heilkräfte der Pflanzen macht sich die Bäuerin zunutze, wenn sie die Wallwurz ausgräbt und nach dem Trocknen die fingerdicken Wurzeln feinraspelt und mit Schnaps ansetzt.

Und weil es die Überlieferung wert ist, sei noch dieses angefügt: Das Johannisöl, das ebenfalls Verletzungen zu lindern vermag und an rheumatischen Gelenken und bei Sonnenbrand wohltuend wirkt, helfe auch ausgezeichnet bei Kopfschmerzen, wenn es grosszügig auf die Schädelmitte massiert werde, wo der Wirbel liegt. Die Wirkung sei anhaltend und nicht selten von prophylaktischer Qualität. Den Bärlauch, der im Wald als dichter Teppich steht, empfiehlt sie zur Frühjahrskur und bei erhöhtem Blutdruck. Nach einem Stärkungsmittel für die Lungen gefragt, erzählt sie die Geschichte einer Heilung an einem lungenkranken Kleinkind durch das Aronenkraut – auch Säuglingen zu verabreichen, nur einen Tropfen in den Schoppen. Die Pflanze, falsch angewandt, kann starke Vergiftungen hervorrufen.

Weitherum bekannt ist das jüngste ihrer Kinder, Maria. Sie spricht nicht viel, auch zuhause nicht. Aber sie gestikuliert, berichtet mit den Händen. Marias Leben ist gezeichnet vom Down-Syndrom. Im «Gwandete Huus», wie ein Blockbau auch genannt wurde, leben noch der Ehemann und die Schwägerin. Den Hof führt heute ihr ältester Sohn Paul. Die Haupteinnahmequelle liegt in der Milchwirtschaft. Zwischen zwölf und vierzehn Kühe stehen im Stall. In Kanada, so hat sie erfahren, müsse einer vierzig bis sechzig Stück Vieh haben, um Gewinn zu erzielen. Dann ist da noch die Obstkultur, Mostobst vor allem, das Paul presst und sterilisiert. Die Überschüsse werden veräussert. Auch Hühner gibt es auf dem Hof. Schwere Momente stand das Federvieh jeweils aus, wenn am heiterhellen Nachmittag der Fuchs kam und sich seinen Teil holte. Von der Landwirtschaft allein könnte Familie Föhn nur schwerlich leben. Paul hat noch einen Nebenerwerb in der Sanitärbranche. Als Belastung werden die vielen Vorschriften empfunden, die der Bund den Bauern macht.

Auch die Preise für die Milch und das Metzgvieh sinken ständig. In einer Landwirtschafts-Zeitung las Frau Föhn den Satz: «Einst suchte der Knecht den Bauern, dann suchte der Bauer den Knecht, bald wird der Staat den Bauern suchen.» Von der Gentechnik hält sie nichts. «Das kann Probleme geben – es geht auch ohne.»

Wann sie in den Ruhestand treten werde, sei noch ungewiss, obwohl sie das Rentenalter erreicht habe. Sie will noch arbeiten, solange es geht. Erholung findet sie im Garten. Sonntags spielt Rosa Föhn im nahen Wald unter Tannen und Buchen auf ihrer Flöte. So weicht jede Anspannung. Auch die nahe Kapelle besucht sie für besinnliche Momente und übernimmt dort den Sigristendienst, wenn die zuständige Nachbarin einmal nicht zum Rechten schauen kann. Vor etwa zwölf Jahren war über die Gegend ein heftiges Unwetter hereingebrochen, als zwei Gewitter, das eine von Ägeri herkommend, das andere von Cham, hier zusammentrafen. Da sei ein Sturzbach den Hang herunter gekommen, ins Land hinein – die Kapelle sei auf einmal im Wasser gestanden. In der Stadt vermisst sie die vielen kleinen Hinterhöfe, die von den stolzen Grossbauten verdrängt wurden. Und schliesslich bedauert sie den Wegzug des Kapuzinerordens aus dem Kapuzinerkloster, das im neuen Jahrtausend von der Gemeinschaft der Seligpreisungen geführt werden soll.

Kurzporträt

Name: Rosa Föhn
geboren am 4. März 1922
Herkunft: Küssnacht am Rigi
Eltern: Gottfried und Rosa Dober-Lottenbach
Geschwister: Gottfried, Josef und Theres
Familie: verheiratet mit Paul
Kinder: Paul, Rosa, Josef, Verena, Maria, Cornel
Schule: Primarschule
Ausbildung: Winterhaushaltschule
Beruf: Bäuerin und Hausfrau
Freizeitbeschäftigung: Blockflötenspielen
Mitgliedschaft: Frauen- und Mütterverein

Bauan

Benedict Marian, Mitarbeiter im Ökihof *Mister Paradise*

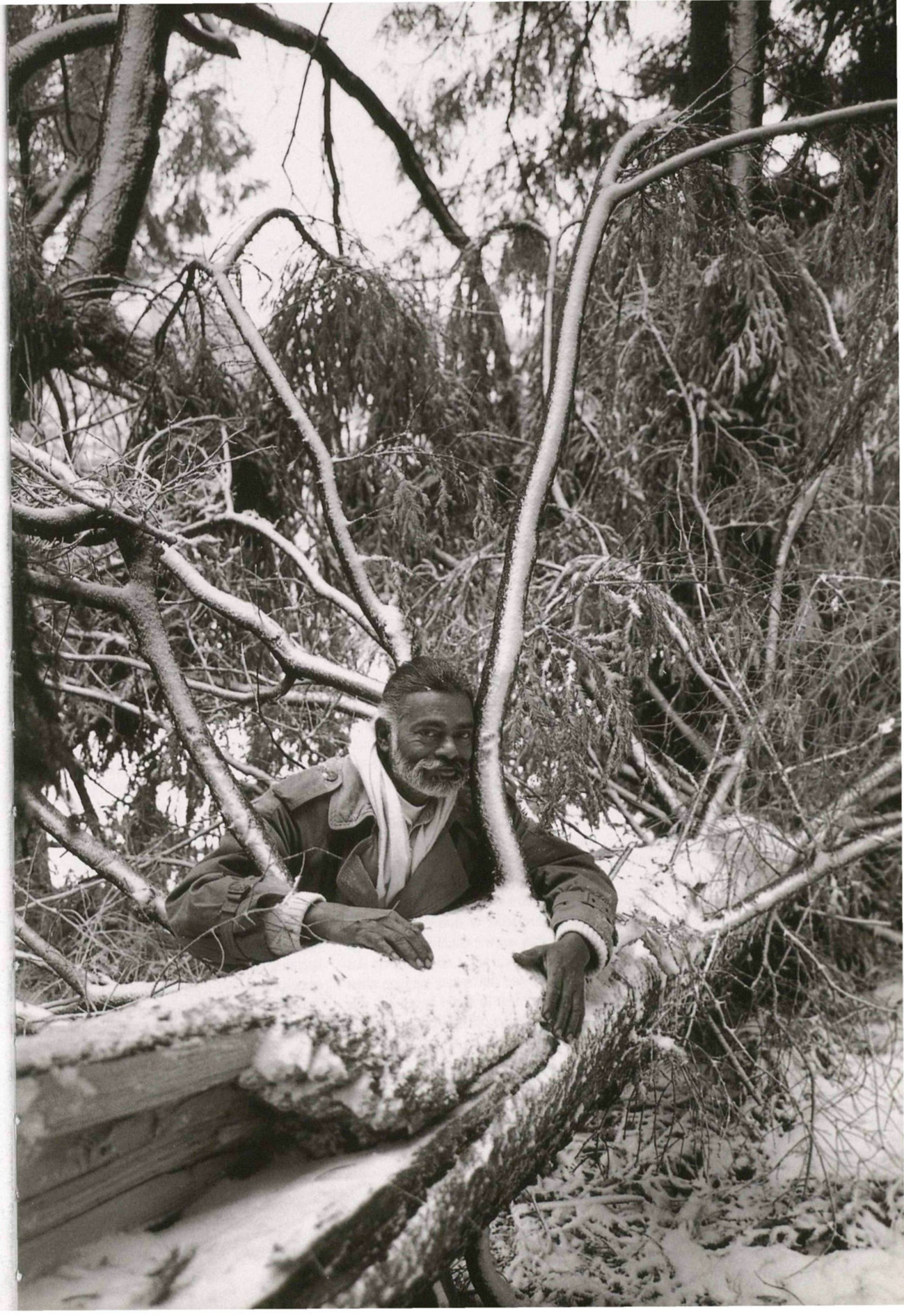
Heidy Gasser

Benedict Marian liebt Sonnenblumen. Wo immer es möglich ist, pflanzt er welche an. Vielleicht erinnern sie ihn an seine Heimat Sri Lanka, wo alles viel grosszügiger wächst als hier in diesem kalten Land. Ich habe ihn auf dem Oekihof kennengelernt, dem Ort in Zug, wo Sperrgut, Papier, Karton, Plastik und vieles mehr gesammelt und so entsorgt wird, dass möglichst wenig Schaden für die Umwelt entsteht. Mitten im Getümmel von sperrgutgefüllten Fahrzeugen dirigiert er zusammen mit seinen Kollegen Menschen und Dinge an die richtigen Orte, packt mit an, schleppt und sortiert. Er tut seine Arbeit mit grosser Fröhlichkeit. Es ist wichtig für ihn, anderen Menschen einen Dienst zu erweisen. Am Rand des Areals zieht er seine Sonnenblumen in ausrangierten Blumentrögen. Sie haben grüne Gesichter. Er mag nur diese eine Sorte. Die Kletterrosen am Eingang hat er auch gepflanzt, damit der Platz fröhlicher wird. Die Blumen sind zum Verschenken da. Er ist ein Mensch mit offenen Händen. Jeden Tag verschenkt er Blumen oder gibt Dinge weiter, die zu schön sind, um bereits weggeworfen zu werden. Es tut ihm weh, dass hier sehr vieles kaputt geschlagen wird, das in seiner Heimat bitter benötigt würde. Gleichzeitig achtet er streng darauf, dass auf dem Platz alles mit rechten Dingen zugeht und keiner gebührenpflichtiges Material liegen lässt, ohne dafür zu bezahlen. Wenn er jemanden dabei erwischt, verwandelt sich der sanfte Mann, der vielleicht kurz vorher einer alten Dame eine Rose geschenkt hat, in einen unerbittlichen Gegner. Er mag keine Leute, die sich vor ihrer Verantwortung für die Umwelt drücken. Seiner Ansicht nach sind alle dafür verantwortlich, dass dieser Planet nicht in Abfall erstickt und weiterhin Blumen und Bäume wachsen.

Benedict Marian lebt bescheiden wie ein Mönch. Er hat ein schmales Zimmer in einer Wohngemeinschaft. Seine Habseligkeiten fänden in wenigen Koffern Platz. Er wundert sich oft, wieviel es hier zu einem sogenannt normalen Leben braucht. Seitdem er hier lebt, mag er den Winter, obwohl dann gar nichts blüht. Den gibt es nicht in seiner Heimat.

Manchmal überkommt ihn die Sehnsucht nach dem Essen von daheim. Zum Glück ist er ist ein wunderbarer Koch, der sich genau an die Rezepte seiner Mutter oder Grossmutter erinnert. Bevor er isst, segnet er die Mahlzeit und bedankt sich bei allen, die dazu beitragen haben, dass sie jetzt auf diesem Teller liegt. Als ich einen Rest Tee wegschütten will, hindert er mich daran. Tee ist heilig, meint er und erzählt von der mühseligen Arbeit der Teepflückerinnen in Sri Lanka.

Seit zehn Jahren lebt er jetzt in der Schweiz. Wenn man ihn nach seiner Herkunft fragt, sagt er lachend: «Ich komme vom Paradies.» Viele rufen ihn nur «Mister Paradise», wenn sie zum Oekihof kommen. Doch ich lasse nicht locker, möchte mehr über sein verlorenes Paradies wissen, denn das Paradies verlässt keiner freiwillig. Da muss es schon tiefere Gründe geben. Er erzählt von Kandy und dem kleinen Dorf, in dem er aufgewachsen ist und in dem seine Eltern leben. Er beschreibt einen schönen See und grüne Hügellandschaften, an deren



Hängen Tee, Kardammon und andere Gewürze wachsen. Von den Elefanten erzählt er, die seinem Grossvater gehörten und die er als Kind über alles liebte. Immer wieder beschreibt er in allen Einzelheiten den Garten seiner Eltern, die Bäume, die dort wachsen, die Früchte, Gemüse und Blumen, die es hier nicht gibt. Er kennt auch die Heilkräfte der Pflanzen und weiss Geschichten und Legenden, die über sie erzählt werden. Es tut ihm leid, dass er keine einzige Fotografie seiner Eltern hat, die so schöne und liebenswürdige Menschen seien. Sie lassen sich nicht fotografieren. Fotos haben für sie keine Bedeutung. Das Leben ist vergänglich, wozu dann der Versuch, Momente festhalten zu wollen. Wehmütig erinnert er sich an das einfache, traditionelle Leben daheim. Die Mutter brachte ihm bei, aufrecht und selbstbewusst zu gehen. Seinen Vater schildert er als einen lebensklugen Mann, der immer weisse Gewänder trägt. Noch heute fragt er ihn in wichtigen Situationen um Rat, schreibt ihm Briefe. Es war für ihn selbstverständlich, dass die Eltern seine Frau aussuchten. Er lebte zufrieden mit ihr und mochte seine Arbeit als Englischlehrer in der Hauptstadt. Jedes Wochenende fuhr er mit seiner Frau und ihrem einzigen Sohn zu seinen Eltern nach Kandy. Ein langsamer Zug brachte sie zusammen mit vielen anderen Heimkehrern hinaus ins grüne Paradies seiner Heimat. Dort arbeiteten sie im Garten, kochten zusammen, trafen Verwandte und fuhren jeden Sonntag Abend wieder zurück in die Stadt.

Es ist nicht leicht herauszufinden, warum er damals als Flüchtling in die Schweiz kam. Da ist so viel Traurigkeit und Angst, dass er am liebsten schweigen möchte. Erst nach langem erzählt er, dass er Verwundeten geholfen habe, die durch den sinnlosen Krieg in seiner Heimat verletzt worden seien. Politisch habe er keine Partei ergriffen, hatte Freunde unter Tamilen und Singhalesen. Durch ein Missverständnis geriet er selbst in Gefahr und verlor dabei den Menschen, den er am meisten liebte. Während Monaten versteckte er sich in den Wäldern und fand Schutz in einer kleinen, buddhistischen Einsiedelei. Zuerst war er traurig und verstört. Doch die Mönche halfen ihm ohne allzu viele Worte. Er kam zur Einsicht, dass diese schrecklichen Ereignisse einen tieferen Sinn hätten, dass er daraus lernen müsse. Schliesslich entschloss er sich, nach Europa zu fliehen.

Die erste Zeit in der Schweiz war hart. Er fühlte sich unwohl unter den anderen Asylanten und blieb für sich. Damit er nicht völlig verzweifelte, hielt er sich an einen strikten Tagesplan. Jeden Morgen machte er Yogaübungen und ging oft in die Kirche, um dort zu beten. Er stammt aus einer katholischen Familie und ist ein tief gläubiger Mensch. Zum Glück fand er einen Freund, mit dem er reden konnte. Er traf ihn in der Maria Hilf Kapelle, wo er oft hinging. Bruder Michael Hänggi gehörte zu den Steyler Missionaren und kam ihm mit grosser Liebenswürdigkeit entgegen. Dank ihm bekam er ein Zimmer im Missionshaus und eine Arbeit als Gärtner im Seminar Heiligkreuz. Einige Jahre lebte er dort und kam sich schon selber vor wie ein Mönch. Alle Tage hatten ein ähnliches Gesicht. Doch das nützte ihm, um mit seiner Vergangenheit fertig zu werden. In seiner freien Zeit war er viel mit Bruder Michael zusammen und half ihm bei der Arbeit. Der Ordensmann war für ihn wie ein Vater, war sein einziger Freund, war alles. Er begleitete ihn durch viele Krisen und verstand es, ihm das fremde Land ein bisschen näher zu bringen. Manchmal nahm er ihn mit auf Ausflüge und zeigte seine Landschaften und Menschen, die ihm wichtig waren. Sie gingen miteinander an Wallfahrtsorte. Flüeli Ranft ist ihm am stärksten in Erinnerung geblieben, die Einsiedelei von Bruder Klaus unten in der Schlucht und auch Dorothea, die ihren Mann so sehr unterstützte. Bruder Michael blieb weiterhin sein Freund, als Benedict Marian im Kloster auszog und später eine neue Stelle im Oekihof antrat. Bruder Michael erkrankte leider so schwer, dass ihm nicht mehr zu helfen war. Benedict Marian ist froh, dass er am letzten Tag noch bei ihm war und seine Hand halten durfte, bevor er starb.

Inzwischen ist sein Leben weiter geworden. Man kennt ihn in der Stadt Zug und grüsst «Mister Paradise» oder «Beni» von allen Seiten. Er wird oft eingeladen. Trotzdem bleibt er zurückhaltend, braucht Zeit, bis er seine Scheu verliert. Das Leben hier ist nicht immer einfach zu verstehen. Er kommt aus einer Welt, in der viele Dinge durch Tradition klar geregelt waren. Doch er geniesst es, hier aufgenommen zu sein. Mittlerweile singt er sogar in einem Chor. Singen ist für ihn wie Fliegen. Er wird mitgerissen und hochgewirbelt. Benedict sieht überall Musik. Einmal finde ich neben seinen Sonnenblumen ein Schild, auf dem «Jazz» steht. Als ich ihn frage, was das heissen soll, wundert er sich. Es ist doch ganz klar zu sehen, dass diese Blumen eine Bewegung in ihren Stengeln haben, die der Jazzmusik gleicht. Er liebt Jazz und verehrt Louis Armstrong, imitiert manchmal seine tiefe, rauhe Stimme. Am liebsten würde er Trompete spielen lernen. Doch er weiss nicht, ob das noch geht. Gleichzeitig denkt er, dass Trompete spielen ganz einfach sein könnte. Die Musikalität hat er von seinem Vater geerbt, der Organist war. Sie rumort in ihm, möchte heraus.

Seine andere grosse Leidenschaft ist das Gärtnern. Er kann den Garten seiner Eltern nicht vergessen. Hier hat er keinen Garten, nur ein paar Blumenkisten auf dem Areal des Oekihofs. Doch der Oekihof zieht um. Benedict Marian braucht dringend einen Ort, um Sonnenblumen mit grünen Gesichtern zu säen. Wenigstens für seinen wilden Wein hat er ein Plätzchen gefunden. Doch die Ranken sind schon zuoberst bei der Strassenlaterne angekommen. Er fürchtet um ihr Weiterleben. Bäume leiht er sich bei den Nachbarn aus, freut sich schon, wenn er sie anschauen kann. Manchmal geht er auch hin und umarmt sie. Wenn er seine tägliche Zigarette vor der Haustür raucht, spricht er mit dem grossen Baum gegenüber und erzählt ihm alles, was er sonst nicht sagen kann. Bäume sind wunderbare Zuhörer und geben Kraft. Wenn ich Benedict Marian nach seinen Zukunftsplänen frage, schweigt er. Er hat lernen müssen, jetzt und in diesem Augenblick zu leben. Von einem Moment zum andern kann alles zusammenfallen, was vorher noch gültig war. Es nützt nichts, zu weit voraus zu denken. Trotzdem erzählt er lachend seinen letzten Wunsch. Er möchte auf dem Friedhof St. Michael begraben werden. Er hat ein Abkommen mit einigen Menschen, die ihm hier in Zug ans Herz gewachsen sind. Sie haben ihm versprochen, eine Rose auf sein Grab zu stellen und eine Kerze anzuzünden.

Kurzporträt

Name: Benedict Marian
geboren am 9. Oktober 1944
Herkunft: Kandy / Sri Lanka
Eltern: Mutter Savarey Ammal,
Vater Gnana Pragasam, Bruder Louis
ledig
Schulen: Primary und High School
Ausbildung: Lehrerdiplom
Beruf: Englischlehrer an Privatschulen von Kandy und Colombo, heute Mitarbeiter im Ökihof
Freizeitbeschäftigungen: früher Arbeiten in Kokosnuss- und Gewürzplantagen, heute Rosen und Sonnenblumen pflanzen, Velofahren, Wandern, Naturfilme
Mitgliedschaft: Gospelchor Zug

Iris Studer-Milz, Kantonsrichterin *Frau und Richterin*

Therese Marty

«Aus meiner Tochter wird bestimmt einmal eine Advokatin», sagte vor fünfunddreissig Jahren die Zuger Polizistengattin Antoinette Milz über ihre ältere Tochter Iris. Denn die damals Zwölfjährige pflegte ausdauernd und hartnäckig zu argumentieren, beeindruckte durch einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit und hatte obendrein stets das letzte Wort.

Jahre später entschied sich Tochter Iris, in Zürich und Bern Jura zu studieren und damit das Fundament für eine steile Karriere zu legen: 1975 schloss sie ihr Studium mit dem Lizenziat ab, 1977 erhielt sie nach bestandener Prüfung das Anwaltspatent. Seit vierzehn Jahren amtiert Iris Studer-Milz als Richterin am Zuger Kantonsgericht.

Sie rutschte völlig zufällig in diesen Beruf hinein, eigentlich wollte sie Germanistik und Romanistik studieren. Nach der Handelsmatura an der Zuger Kantonsschule standen damals ohne Zusatzprüfungen nur gerade drei Studienrichtungen offen. Sekundarlehrerin oder Nationalökonomie? In diesen Berufen sah sie sich nicht, da schien ihr Jura noch das Spannendste zu sein. Heute weiss die Richterin, was die Jus-Studentin damals nicht ahnte: Es war der richtige Weg.

Lic. iur. Iris Milz sammelte wichtige Erfahrungen in der Kanzlei von Dr. Alphons Iten und Dr. Theo Kündig. Hier waren nebst den fachlichen Kenntnissen ihr wacher Verstand, ihr analytisches Denken, ihre Direktheit wie ihre rhetorische Stärke gefragt. Und die Fähigkeit, zuhören und auf Menschen eingehen zu können. Anwältin zu sein, erlebte sie als einen anspruchsvollen, spannenden Beruf. Doch mit der Zeit behagte er ihr immer weniger, dieser «stete nervenaufreibende Dreifrontenkrieg», das Gefühl, stets «Dampf machen zu müssen». So verabschiedete sie sich für ein Jahr nach Basel, arbeitete dort für eine Rechtsschutzversicherung. Der Lebensjob sollte auch dies nicht werden. Sie kehrte nach Zug zurück, als Gerichtsschreiberin. Und erkannte dabei, was sie wollte: Richterin werden.

Die FDP hatte sie nominiert. Jene Partei, für die sie sich mittlerweile während fünfzehn Jahren engagiert; als Mitglied im kantonalen Ausschuss, im Kantonalvorstand, im Vorstand der Hünenberger Ortspartei und der Frauengruppe. Ihre Polit-Bilanz sieht ernüchtert aus. Immer wieder sieht sie sich mit Widersprüchen konfrontiert, muss erfahren, dass ihre offene, direkte Art nicht überall gefragt ist. Nicht so in der Frauengruppe, «da fühle ich mich wohl». Zu schaffen machen ihr Intoleranz, Konservativismus und das Fehlen von Visionen. Extrem genervt hat sie sich nach den letztjährigen Wahlen, weil auf den bürgerlichen Listen die Frauen übermässig gestrichen wurden. «Zur Politik habe ich zur Zeit ein getrübtes Verhältnis», sagt sie, «jedoch ist mir klar, dass ich mit Abstinenz von der Politik das, was ich daran kritisiere, nicht verbessere.»

Ganz anders sind die Erfahrungen in ihrem Beruf, da klingt Begeisterung mit, wenn sie von ihrem Amt erzählt. «Die Arbeit an der Front ist happig, doch ich mag sie.» Als Kantonsrichterin hat sie es zum einen mit Zivilfällen zu tun, zum anderen mit Straffällen



im Strafgericht und der Berufungskammer. Rund die Hälfte ihrer Arbeitszeit investiert Iris Studer-Milz als Eheschutz- und Scheidungsrichterin. So trocken dies klingt, so emotionsgeladen geht es bei den Verhandlungen zu: Hier gehts um Trennung und Scheidung. Um zerstörte Illusionen, um Machtspiele, Verletzungen, Liebe und Hass. Eine Herausforderung, die Fingerspitzengefühl, psychologisches Geschick und Einfühlungsvermögen verlangt. Hier kann sich Iris Studer-Milz voll einbringen, mit Verstand und Herz, mit Wissen und Erfahrung, auch der eigenen. Das Zerbrechen einer Beziehung, das Gefühl zu scheitern, den Schmerz bei einer Trennung, die Leere nach der Scheidung, das Alleinsein – sie hat es selbst erfahren. Sie kämpft, wenn es Schwierigkeiten gibt – doch nicht um jeden Preis: «Eine Beziehung muss Qualität haben. Wenn es bei allem ehrlichen Bemühen nicht mehr geht, zieht man besser in Anstand einen Strich.»

Das tun immer mehr – die hohe Scheidungsrate zeigts, Iris Studer erlebt es praktisch täglich: Bei den Anhörungen zerstrittener Ehepartner, mit der oft pausenlosen «Chiflete», die damit verbunden ist. Ebenso erfährt sie es beim «Scheidungsmarathon» jeweils am Mittwoch, wenn Paar um Paar geschieden wird.

Frauen, sagt Iris Studer, sind eher bereit, zu reden, Probleme anzugehen und Lösungen zu suchen. Männer dagegen neigen dazu, stehenzubleiben, tun sich schwer mit starken und selbstbewussten Frauen oder auch nur damit, dass sich ihre Frauen im Laufe der Ehejahre verändert haben. Und finden sich früher oder später vor der Richterin wieder.

Frauen haben ihr schon gesagt, sie sei frauenfeindlich. Von Männern wurde ihr Männerfeindlichkeit vorgeworfen – Iris Studer lässt sich nicht beirren, nimmt sich zurück, verhält sich neutral. Sie vertraut ihrem «Gespür für Gerechtigkeit». Zuhören, schlichten und vermitteln, darin sieht sie ihre Hauptaufgabe. Herausspüren, ob bei einem zerstrittenen Paar noch eine Basis da ist. Und wenn nicht, erarbeitet sie mit Hilfe des Rechts und nach bestem Wissen und Gewissen eine für beide Parteien faire und gerechte Lösung. Iris Studer weiss, dass sie gut mit Menschen umgehen kann. Richterin sein, das hat für sie wenig mit Macht zu tun, obschon ihr bewusst ist, dass ihr die Menschen ein Stück weit ausgeliefert sind. Manchmal wird sie autoritär – wenn sie mit sturen, verbockten Leuten zu tun hat, «dann rede ich Klartext».

Es kam einmal vor, dass ein Ehemann drohte, das Gericht in die Luft zu sprengen. Also musste Iris Studer für die Verhandlung Polizeischutz anfordern. Drohungen werden aber weniger Richtern als vielmehr Ehepartnern gegenüber geäussert. Sie lässt sich nicht einschüchtern, sie ist kein ängstlicher Mensch. Zuweilen, bei besonders tragischen Fällen, bereitet ihr eher das Abgrenzen Mühe. Doch selten trägt sie ein fremdes Schicksal mit sich herum, «ich habe das Glück, dass ich gut abschalten kann.»

Iris Studer-Milz sieht hinter jeder Tat auch einen Menschen – sie richtet, weil sie es muss. Trotzdem tut sie sich schwer mit Hass und Gewalt, im familiären wie im universellen Bereich; die Art und Weise, wie Menschen miteinander und mit der Natur umgehen, bedrückt sie.

Sie fühlt sich nicht als «Machtmensch». Genugtuung verspürt sie nicht, wenn sie einen Delinquenten zu einer Gefängnisstrafe aburteilt. Bei arroganten und uneinsichtigen Wirtschaftskriminellen fällt es ihr leichter, jemanden dort zu wissen, wo er hingehört. Über das Schicksal anderer zu urteilen, das hat für sie Grenzen, die Todesstrafe lehnt sie kategorisch ab. Keinem Menschen steht es zu, über Leben und Tod zu entscheiden. Für sie ist es hart genug, einen Menschen einzusperren.

Ihr Beruf ist nicht das einzig Wichtige in ihrem Leben. Kraft schöpft sie nach Feierabend, am Wochenende. Dann startet Iris Studer nochmals durch.

Geduld und Zeit, das hat sie nur für andere, für sich selber legt sie ein beeindruckendes Tempo vor. Täglich. Nicht nur hinter dem Steuer ihres Autos, nicht nur auf ihrem Motorrad, einer 800er «Suzuki Intruder». Das Energiebündel ist selten in ihrem geschmackvoll und modern eingerichteten Haus in Hünenberg anzutreffen. Vor einem Jahr hat sie sich vorgenommen, wenigstens ab und zu einen Abend zu Hause zu sein. Zeit zum Lesen? Die hätte sie gerne, findet sie aber selten – in den letzten Jahren hat sie sich vor allem psychologische Bücher vorgenommen. Zeit zum Fernsehen? Vonwegen, mehr als einmal pro Monat wird das Gerät nicht eingeschaltet. Zeit, um Musik zu hören? Dazu findet sie daheim die Ruhe nicht. Da steht sie schon eher in die Küche, um Gäste zu bekochen – und mit ihren Kochkünsten zu verblüffen. Zum Beispiel die Mitarbeiterinnen vom Gericht, die es kaum fassen konnten, dass eine Richterin auch kochen kann!

Meistens aber ist sie unterwegs. Oft, weil Verpflichtungen anstehen, ihre Mitarbeit verlangt wird in der Baukommission Hünenberg, in der Frauenzentrale, in der FDP. Regelmässig aber, um ihrem Bewegungsdrang nachzugeben. «Aktiv Sport zu treiben ist für mich sehr wichtig geworden.» Sie wandert gerne, spielt Tennis, fährt Rad und hat den Reiz des Inlineskatens entdeckt. Im Winter sind Langlauf und Skifahren angesagt. Und regelmässig setzt sie sich auf ihren Töff, um dieses spezielle Gefühl von Freiheit zu geniessen, das schwer zu beschreiben ist. Sie ist Düften wie Abgasen ausgesetzt, dem Wind wie dem Regen, der kühlen Luft und dem prallen Sonnenschein. Wenn sie durch die Landschaft «tuckert», nicht rast, dann schwebt sie. So stellt sie sich den Vogelflug vor.

Doch Iris Studer-Milz mag auch leise Töne. Klassische, vor allem Klaviermusik. Selber spielt sie schon lange nicht mehr – «kein Talent» lautet ihr eigenes Urteil. Umsomehr geniesst sie es, in der Zürcher Tonhalle zu sitzen und sich von der Musik forttragen zu lassen. Sie mag Mozart, Beethoven, Brahms, Chopin oder Schumann, ganz besonders aber die russischen Komponisten. Und wie die Musik vermag auch die Kunst sie zu begeistern. Ihr geschiedener Ehemann öffnete ihr dafür die Augen, führte sie in die Szene ein und ermöglichte ihr Kontakte, auf die sie nicht mehr verzichten möchte. Bilder und Plastiken betrachten, Gespräche mit Menschen führen, welche die Welt mit andern Augen sehen, bedeuten einen spannenden Ausgleich zur Berufswelt am Gericht, mit den Aktenbergen, den vorgegebenen Gesetzen, Artikeln und Paragrafen.

Regelmässig packt sie die Lust, auszugehen. Da holt sie oft ihr Job wieder ein: In Restaurants oder an Veranstaltungen trifft sie oft Leute, die von ihr geschieden wurden! Man kennt die Richterin in Zug, und wird sie mit einem Mann gesehen, weiss das bald die ganze Stadt. Doch Gerüchte kümmern sie wenig. Engt sie, die so grossen Wert auf Freiheit und Unabhängigkeit legt, das Leben im kleinen Kanton Zug nicht ein? «Einerseits nervt die Enge, die Kontrolle; es ist schwer, darin sein Privatleben abseits der Öffentlichkeit zu leben. Doch Zug ist meine Heimat, ich bin hier verwurzelt, das habe ich im Basler Exil erkannt.» Nie habe sie daran gedacht, woanders hinzuziehen. Sie bedauert ein wenig, dass sie nie im Ausland war, um Sprachen zu lernen. Ob sie es nachholen kann, weiss sie nicht. Sie fürchtet sich ein wenig vor dem Burn-out-Syndrom. Gerne würde sie mal ein «Sabbatjahr» einschalten. Wichtiger ist allerdings für sie, «als Anerkennung gut geleisteter Arbeit bei den nächsten Richterwahlen mit überzeugendem Resultat bestätigt zu werden.»

Es ist spannend, das Leben der Iris Studer-Milz. Abwechslungsreich und anspruchsvoll. Im Lauf der Jahre hat sie schätzen gelernt, was wirklich von Bedeutung ist – Freundschaft. Hier findet sie, was ihr immer wichtiger wird: Harmonie und Frieden. Sie schätzt ihren Freundeskreis, jene Menschen, denen sie geben, von denen sie nehmen kann, denen sie nichts zu erklären braucht; die ihr zuhören und sie auffangen, wenn es nötig ist. Denn das Privatleben der erfolgreichen Berufsfrau lief nicht immer rund. Heute weiss sie, dass schwierige Zeiten sie immer wieder ein Stück vorwärts gebracht haben. In ihrem privaten Bereich, da ist sie nicht Juristin, nicht Richterin, nicht Karrierefrau und Vorgesetzte – da ist sie Iris, eine vielseitige Frau mit weichem Kern und grossem Herzen. Ein Mensch, der zuweilen als dominant erlebt wird, ruhelos – und sehr anspruchsvoll mit sich selbst. Dabei weiss sie, dass die Nachsicht und Geduld, die sie für andere aufbringt, auch ihr zustehen würden. Die Zeichen stehen gut, dass sie es schafft: «Ich mag mich selber je länger je besser.»

Kurzporträt

Name: Iris Studer-Milz
geboren am 2. November 1951
Herkunft: aufgewachsen im Kanton Zug
Eltern: Josef und Antoinette Milz-Hürlimann
Schwester: Claudia
geschieden, keine Kinder
Schulen: Primar- und Sekundarschule in Walchwil und Rotkreuz, Kantonsschule Zug
Ausbildung: Rechtswissenschaft an den Universitäten Zürich und Bern; Lizentiat, Anwaltspatent
Beruf: Kantonsrichterin
Freizeitbeschäftigungen: Freundschaften, Sport, Motorradfahren, Musik, Reisen, Kochen
Mitgliedschaften: Baukommission Hünenberg, Frauenzentrale Zug, Freisinnige Frauengruppe und FDP des Kantons Zug, Tennisclub Zug, Business and Professional Women

Martin Huwyler

Martin Huwyler, Musiklehrer für Sehgeschädigte

Wenn das Sehen vergeht

Carlo Meier

Neun Kinder kommen in den Singsaal. Sie sind zwischen zehn und zwölf Jahren alt und besuchen gemeinsam den Musikunterricht. Die breite Fensterfront gibt die Sicht frei auf die vorderen «Sonnenberg»-Gebäude, orangefarben, dahinter ragt der graue Personalwohnturm des Baarer Spitals auf. Doch das sehen die Kinder nur teilweise. Alle sind sehgeschädigt, einige haben weitere Behinderungen, ein Junge ist blind. «Da ist noch jemand im Raum», sagt er zu Martin Huwyler, dem Musiklehrer hier in der Schule für sehgeschädigte Kinder und Jugendliche in Baar. Der Junge hat meine Anwesenheit realisiert, obwohl ich kein Wort gesprochen habe.

Zum Unterrichtsbeginn ist Bewegung zu Musik angesagt. In einer Art Polonaise tanzen die Kinder immer zu Dritt hinter dem Lehrer her, halten sich an den Händen. Fröhliche Gesichter; auch Martin Huwylers Mund umspielt ein Lächeln. Jeweils zwei Kinder formen nun mit den Händen ein Tor, ein Drittes bückt sich darunter hindurch. Dabei fällt ein Junge hin, lacht mit den anderen darüber, lacht selber am lautesten. Alle gehen locker mit so etwas um. Alltag. Martin Huwyler fragt, ob es mit der schnellen Musik zu schwierig sei. «Nein!» kommt es wie aus der Pistole geschossen, «das ist lässig!» Als die Kinder sich fürs erste ausgetobt haben, spielt der Lehrer am Synthesizer sphärische Klänge und will wissen, woran die konzentriert zuhörenden Kinder dabei denken. Die Antworten: «Es klingt wie beim Fernsehkrimi ‹Akte X›, wenn gleich etwas passieren wird.» «Wie im Film, bevor jemand einen anderen angreift.» Diese Kinder pflegen offenkundig ihren eigenen Umgang mit dem Fernsehen – sie *hören* fern. Die eingeschränkte visuelle Wahrnehmung prägt ihr ganzes Leben. Auf Aussehen, modische Kleidung, überhaupt auf die draussen so wichtige gestylte Hülle wird kein gesteigerter Wert gelegt. Jeder und jede ist, wie sie ist. Hingegen fällt der liebevolle Umgang der Kinder auf – sie helfen einander, muntern sich gegenseitig auf, lenken einander an den Händen durch den Raum.

Martin Huwyler kann sich besonders gut in sie einfühlen. Denn er ist selber stark sehbehindert. Schon in seiner Jugend war seine Sehfähigkeit eingeschränkt, doch weder er noch seine Familie noch seine Lehrer erkannten die unheilbare Augenkrankheit – mit seiner hohen Intelligenz vermochte er das Manko wettzumachen. Ab zwanzig wurde er dann innerhalb weniger Jahre fast blind. Zur Netzhaut-Degeneration, die erst bei der militärischen Aushebung diagnostiziert wurde, kam als Folgeerscheinung noch «Grauer Star» hinzu. Huwyler musste die Blindenschrift und die entsprechende Notenschrift lernen. Als er 25 war, wurde der «Graue Star» operiert. «Das führte zu einem genialen Erlebnis», erinnert er sich. «Plötzlich sah ich wieder Bäume mit glitzernden, feuchten Blättern, einzelne Ziegel im Dach des Hauses dahinter!» Er fragte sich, wie es möglich sei, dass er innert drei, vier Jahren vergessen hatte, wie die Welt aussieht. Vielleicht ein Mechanismus der Natur, vermutet er: «Sonst wäre man die ganze Zeit unzufrieden. Es ist schön, wenn man sieht – und wenn man nicht mehr



sieht, fehlt etwas.» Inzwischen hat sich seine Sehkraft wieder stark verringert. Sein Gesichtsfeld beträgt nur noch zwei bis drei Grad. Man stelle sich vor: In der Mitte ein winziges Sichtloch, durch das man relativ unscharf sieht, und rund herum einige Flecken aus Farben und Licht. Man erkennt nur immer einzelne Teile und Ausschnitte des Ganzen. Die Welt als Puzzle.

Nach dem Musikunterricht führt Martin Huwyler mich zum Instrumentalschulraum, wo zwei Pianos und sein persönlicher Bürotisch stehen. Er kennt den Weg auswendig, berührt nur ab und zu leicht das gelbe Geländer, das hier allen Wänden und Treppen entlang führt, tastet an der Tür, bis er die Klinke findet. Mitunter stösst er sanft in ein unvermutetes Hindernis, etwa einen Stuhl. Immer zuerst alles mit seinem begrenzten Blickfeld abzusuchen, bevor er sich bewegt, würde ihn viel zu viel Energie und Zeit kosten, erzählt er, als wir uns setzen. «Will man das Risiko, anzustossen oder sich auf der Strasse zu verlaufen ganz ausschliessen, dann hockt man nur noch da und macht keinen Schritt mehr, ohne geführt zu werden.» Ohnehin braucht er viel Energie für die Bewältigung alltäglicher Probleme – er muss sich merken, wo die Stangen auf der Strasse stehen, wo die Abfallkübel plaziert sind, und tausend andere Dinge. «Energie, die ich lieber für etwas anderes einsetzen möchte.» Auch ein Gespräch in einem lärmigen Restaurant kostet ihn enorm viel Konzentration: «Nach einer Viertelstunde bin ich total erledigt. Die Sehenden lesen sich wahnsinnig viel von den Lippen ab, ohne sich dessen bewusst zu sein.»

Trotzdem erkennt Martin Huwyler auch Vorteile in seinem Handicap. So sei man gezwungen, einen eigenen Weg zu finden und könne nicht einfach ein «Leben von der Stange» führen. «Reinhold Messner besteigt Achttausender, um sich zu spüren, andere suchen die Herausforderung am Nordpol. Für mich ist es schon ein Abenteuer, alleine nach Zug zu gehen und an der Fasnacht die Altstadt zu durchqueren.» Und eine Sehschädigung überlagere nicht immer alles: «Wenn ich meine Frau küsse, dann macht mich das glücklich. Die Behinderung tritt in bestimmten Momenten in den Hintergrund.»

Seinen Tag beginnt Martin Huwyler genüsslich, schildert er. Um halb sieben steht er auf und frühstückt gemütlich allein, weil Kinder und Frau noch schlafen, hört zum Kaffee die Radionachrichten. «Ich geniesse diese Zeit und freue mich, dass ich den Morgen wirklich genützt habe.» Sein Stundenplan sieht unterschiedlich aus: Manchmal beginnt die Schule um acht Uhr, oft dauert sie bis fünf, halb sechs Uhr abends. Einmal pro Woche isst er auswärts, sonst daheim mit der Familie in seinem Einfamilienhaus im Guthirt-Quartier. Abends übt er meist noch mit seinen Sprösslingen – drei seiner vier Kinder spielen Instrumente – eineinhalb Stunden lang, was ihm sehr viel Spass macht. Später hilft er bei den Hausaufgaben und ist auch sonst für die Familie da. «Selbst den Abwasch erledige ich gern – weil ich dabei so schön meinen Gedanken nachhängen kann.» Nach neun Uhr bereitet er den Schulunterricht vor. Und vor dem Einschlafen hört er meist noch ein Buch aus der Hörbücherei: Belletristik – am liebsten Romane von Schweizer Autoren wie Otto F. Walter und Silvio Blatter. «Ich mag keine Krimis – mein Leben ist mir Krimi genug.»

Ein gutes Buch, sagt er, könne das Gefühl von Enge wieder sprengen, das ihn gelegentlich befalle. «Die Sehschädigung nimmt einem eine gewisse Freiheit. Manchmal hätte ich Lust, mit dem Velo ans «Brüggli» zu fahren. Oder jemandem spontan auf die Schulter zu klopfen. Und das geht einfach nicht ...» Das beschäftige ihn stark: nicht auf die Leute zugehen zu können, keinen spontanen Kontakt mit Bekannten auf der Strasse aufnehmen zu können, schlicht weil er sie nicht sehe und demzufolge auch nicht erkenne. «Immer muss ich warten, bis jemand auf mich zukommt. Zuweilen würde ich gerne selber aktiv werden. Ich vermisse es auch, mit der Familie Ski zu laufen, selber das Auto zu steuern, locker in den Zoo zu gehen.» Besonders einschneidend sei die Handicapierung bei schlechtem Licht. «Im Dunklen sehe ich gar nichts. Wenn die Sonne untergeht, werde ich im Freien von einer Viertelstunde auf die andere zum Vollblinden.»

Dass sich dem Blinden Welten auftun, kann Martin Huwyler nicht bestätigen. «Man hat ein gewisses Mass an Energie zur Verfügung, um seine Umwelt wahrzunehmen. Wer wenig sieht, legt die Priorität eben auf andere Sinne, das Gehör, den Geruch, den Tastsinn. Aber», erklärt er, «weder hört man deswegen besser, noch ist man besonders einfühlsam – diese Klischees stimmen meistens nicht.»

So empfindet er die Sehbehinderung bisweilen als Fessel. «Manchmal platze ich fast. Dann könnte ich schreien.» Und es gebe auch erniedrigende Momente, sagt er. «Über Schneehaufen zu Boden zu stürzen, in einen Pfosten zu laufen auf der Strasse – das ist kein schönes Gefühl.»

Trotzdem strahlt dieser Mann einen Optimismus aus, ein inneres Leuchten liegt auf seinem Gesicht, das den meisten anderen Menschen abgeht. Er ist sehr humorvoll, lacht gern und viel und ist für ein geselliges Zusammensein unter Freunden sofort zu haben. Er spielt fünf Instrumente – Klavier, Flöte, Gitarre, Schlagzeug und Handorgel –, ist in seinem Beruf sehr erfolgreich und wird von seinen Schülern durchs Band gelobt. Die Arbeit als Musiklehrer im «Sonnenberg» macht ihn glücklich. «Es ist schön, hier zu unterrichten – da ist eine Vielfalt von Kindern aller Schulstufen, eine Vielfalt von Musik in Gruppen-, Einzelunterricht und Chor. Und meine eigene Erfahrung als Behinderter gibt mir auch eine besondere Sensibilität für die Situation der Kinder.» Sein Ziel sei, dass den Schulabgängern nach der 9. Klasse die Welt der Musik Freude mache und sie sich zutrauten, in einem Chor zu singen oder ein neues Instrument spielen zu lernen. «Diese Zuversicht möchte ich vermitteln.»

In stillen Momenten fragt er sich manchmal, was für ein Typ er ohne Sehschädigung wäre. Denn wie oft ist es im Leben so: Etwas fehlt einem, und man denkt, wenn ich das hätte, wäre alles anders – dabei lägen die Dinge in der Realität dann vielleicht doch nicht besser. «Ich sehe mein Handicap nicht als Chance für mich, aber für die Mitmenschen, um ihr eigenes Leben zu reflektieren», sagt Martin Huwyler. «Ich könnte mir gut vorstellen, auch ohne die Behinderung glücklich zu sein.»

Kurzporträt

Name: Martin Huwyler-Schädler
geboren am 27. März 1957
Herkunft: Beinwil AG, aufgewachsen in Cham
Geschwister: zwei
Familie: verheiratet mit Prisca
Kinder: Silja, Sandro, Madleina, Carmela
Schulen: Primar- und Sekundarschule Cham Ausbildung: Primarlehrer am Lehrerseminar St.Michael in Zug, Musiklehrer für Mittelschulen und Seminarien an der Akademie für Schul- und Kirchenmusik, Klavierlehrerdiplom am Konservatorium in Luzern
Beruf: Musiklehrer an der Schule für sehgeschädigte Kinder und Jugendliche im «Sonnenberg» in Baar
Freizeitbeschäftigungen: Familie, Literatur hören, Musik

Sandra Hürlimann

Sandra Hürlimann, Assistenzärztin *Momentaufnahme eines Umbruchs*

Michael van Orsouw

Das Gespräch kommt sehr rasch in Gang. Zwei oder drei Fragen, und schon erzählt Sandra Hürlimann. Ihre Rede sprudelt nicht, sie ist nicht zähflüssig, sondern rinnt, stetig und unaufhörlich. Dabei hatte sie zuvor am Telefon gemeint, über sie gebe es nichts zu berichten. Das stimmt nicht.

Jetzt sitzt sie am Dreieckstisch auf ihrem Balkon und rapportiert, kommentiert sich gleich selber und nimmt mögliche Einwände vorweg. Den Gegenüber blickt sie nur selten an, stattdessen wandert ihr Blick rundherum, bleibt auf ihren kleinen Sonnenblumensetzlingen, dem Baugerüst und – immer wieder – auf dem See haften.

Es ist Sommer 1999, der Blick von Sandra Hürlimanns Balkon in der Zuger Unteraltstadt ist berauschend schön, ihr fortwährendes Erzählen nimmt darauf keinen Bezug; sie erzählt dafür offen und unverkrampft von sich, von ihren Umbrüchen, dem x-ten innert zwölf Monaten, von ihrem Herkunftsort Walchwil, von ihrem Wohnort Zug, von ihren verschiedenen Wirkungsstätten.

29 Jahre alt ist sie und Ärztin. Sie wäre der Stolz aller Eltern und Schwiegereltern. Sie hat sechs Jahre Medizin studiert, jede Zwischenprüfung und das Staatsexamen beim ersten Mal bestanden, immer mit traumhaften Noten. Das Studium der Medizin gilt als akademischer Olymp, den nur Talentierte zu besteigen vermögen. Doch trocken bemerkt Sandra Hürlimann, sie würde heute vielleicht nicht mehr das Gleiche studieren.

Sie hat doktoriert: Der etwas umständliche Titel ihrer Dissertation lautet «Auswirkungen der Furosemidbehandlung auf das S3-Segment des proximalen Tubulus der Rattenniere»; sie legt das schwarz gebundene Stück auf den Balkontisch. «Das interessiert doch niemanden. Und lesen wird das auch kein Mensch mehr.» Sie wäre auch mit jedem anderen Thema einverstanden gewesen, das ihr der Professor gegeben hätte, denn dafür wurde sie im Rahmen einer Forschungsassistenz während der Doktorarbeit bezahlt. Mit solchen Schilderungen stellt sie sich fremdbestimmter dar, als sie es sein kann.

Während der Forschung an Ratten und deren Nieren wusste sie: Das interessierte sie zwar, wollte sie aber nicht weiterhin machen, denn sie hatte bereits eine dreijährige Ausbildungsstelle in Chur in Aussicht.

Also trat sie die Stelle am Kantonsspital in Chur an. Dort wirkte sie ein Jahr in der Chirurgie, sollte dann auf die Orthopädie-Abteilung wechseln. Sie arbeitete die im Arbeitsvertrag verlangten 55 Stunden und noch einige mehr, wusste, dass sie das mindestens acht Jahre durchhalten müsste, um dranbleiben und im Wettbewerb um die raren Stellen bestehen zu können. Dazu sagt sie, etwas salopp, aber nicht unüberlegt: «Das war mir irgendwie doch zu blöd.»

Sie kündigte nach einem Jahr und hatte einen Arbeitsbereich mehr kennengelernt, den sie nicht weiter vertiefen wollte.

Also kam Sandra Hürlimann zurück in den Kanton Zug. Sie fand im Kantonsspital Zug eine Stelle im Bereich Innere Medizin. Täglich musste sie sich bis 20 oder 21 Uhr mit viel Administration, viel Patienten-



betreuung, viel Koordination und viel Management auseinandersetzen – aber nur wenig mit Medizin. Sie wollte eine gute Ärztin sein, engagierte sich und grenzte sich vielleicht zu wenig von den Patienten und Krankengeschichten ab. So entschied sie sich, die Stelle nur sechs Monate auszuüben. Einmal mehr wusste sie, was sie nicht wollte.

So ist alles, was sie erzählt, eine Momentaufnahme und dadurch gleich wieder historisch, vergangen, nicht aber vergessen. Das Foto von Christian Moser, für das «Zuger Neujahrsblatt» im Frühling 1999 aufgenommen, zeigt Sandra Hürlimann im Kantonsspital Zug – tempi passati! Das Stethoskop hat sie eben in der Schublade abgelegt, mit gemischten Gefühlen. Das Treffen mit dem Schreiber findet im Übergang zwischen Spital und neuer Anstellung statt – beim Erscheinen dieses Textes bereits weit zurückliegende Geschichte!

Wenn Wirtschaftsbosse heute davon sprechen, dass der Wandel die einzige Konstante ist, dann ist dies teilweise Durchhalteparole – auf Sandra Hürlimann trifft das derzeit zu, voll und ganz.

Und da sitzt sie nun mit übereinandergeschlagenen Beinen, einem Zickzackscheitel längs über den Kopf, Blümchenkleid und schwarzer Hose darunter, die grosszügige Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung im Rücken, und sagt, ganz ohne weinerlichen Unterton: «Was soll ich bloss?» Sie zieht die Schultern hoch, «ich weiss halt nicht genau, was ich will. Dafür weiss ich, was ich nicht will.»

Wenn das eine Frau von 29 Jahren, die mal da und dort gejobbt hat, sagt, würde man anerkennend den Kopf nicken. Aber bei einer Dr. med. mit besten Berufsaussichten? Sandra Hürlimann kennt solche Fragen sehr genau. So holt sie etwas weiter aus. Sie sei als gute Schülerin schnurgerade durch die Schulen und Hochschulen gelaufen, sie sei, sagt sie selber, «etwas naiv» und immer den Weg des geringsten Widerstandes gegangen. Damit ist sie Ärztin geworden und hat damit einen Beruf erlernt, der von Klischeebildern vollgekleistert ist: Selektives Studium, blitzgescheit, Herrgöttin in Weiss, Prachtskarriere vor sich, tolle Verdienstaussichten, hohes Sozialprestige.

Doch das alles spielte plötzlich keine Rolle mehr. Sie weiss auch nicht warum, damals in Chur begann sie sich zu fragen, was sie selber wolle. Sie schaufelte den sozialen Druck beiseite, starrte unvermittelt in ein weites Loch und entdeckte dabei eine neue Person: sich selber.

Sie hirnte stundenlang, tagelang, wochenlang herum, trieb, wie sie es immer noch gerne tut, viel Sport, Jogging, Mountain Biking oder winters auch Training im Fitness-Center.

Die äusseren Bilder prallten auf die inneren, die Ansprüche an sie auf ihre ureigenen Bedürfnisse. Die Formulierungen dazu fallen ihr nicht leicht, bis sie es selber auf den Punkt bringt: «Ich bin erwachsen geworden.»

Zweimal im Gespräch spricht sie davon, vielleicht geflohen zu sein: «Habe ich versagt?», fragt sie sich selber. Sie glaubt das nicht.

Aber es brauchte viel Mut, den Erwartungshaltungen rundum zu entsagen, die eigene Sprache zu finden und dieser Ausdruck zu verleihen. Sie setzte sich durch, nicht zuletzt gegen die an sich selbst gestellten Anforderungen. Dass in dieser Umbruchszeit auch ihre langjährige Partnerbeziehung zerbrach, kann man nachvollziehen.

Doch Sandra Hürlimann ist nicht Revolutionärin, die nun Hals über Kopf die Medizin verliesse, um auf der Alp Schafe zu hirten. Nein, sie sucht sich ein weiteres Feld in der Medizin, von dem sie hofft, dass es ihr besser entspräche. Sie tritt eine neue Stelle am Universitätsspital Zürich an, in der Pathologie. Dort wird sie mehr mit Medizin, dafür weniger mit Patienten zu tun haben, wird mit wissenschaftlicher Akribie beispielsweise kranke Gewebe untersuchen. Sie freut sich darauf, neues Wissen aufsaugen und auch einmal zwei Stunden in der Bibliothek verweilen zu können, statt von der einen Arztvisite zur nächsten zu hetzen. Im Kantonsspital Zug zeigte man mehr Verständnis für ihren Entscheid, als sie erwartet hatte. Und ihr wurde hinter vorgehaltener Hand beschieden, sie habe bewunderswerten Mut gezeigt, um aus dem System auszubrechen.

Dazu muss man wissen, dass die Pathologie in der ziemlich rigiden Hackordnung der Medizin eher im unteren Mittelfeld anzusiedeln ist. Pathologen gelten als gute Generalisten, aber als etwas verschroben. Doch Sandra Hürtimann scheut sich davor nicht: Sie will diesen etwas geschützteren Rahmen, «momentan zumindest», wie sie sagt.

So, wie sie das formuliert, offenbart sie ein Stück ihrer Verletzlichkeit. Als Pathologin wird sie einer geregelteren Arbeit nachgehen können, sie wird immer noch pro Tag zehn bis elf Stunden arbeiten, aber nicht mehr nachts. Das bedeutet, dass sie wieder mehr Zeit verwenden kann für Dinge im Leben, die ihr neben der Arbeit wichtig sind: für den täglichen Sport, für Freundinnen und Freunde, für die Lektüre guter Literatur.

Ihr ist es unangenehm bis peinlich, mit den äusseren Bildern des Arztberufes konfrontiert oder gar identifiziert zu werden. Das ist ihrem Erzählen gut zu entnehmen, dazu hat sie zu viele Selbstzweifel. Wenn sie in einer Bar aushilft – was sie gelegentlich tut –, verhalten sich die Gäste deutlich anders, falls sie von ihrem Beruf wissen. Das gibt ihr zu denken. Sie ist nicht die Superfrau, die dann manche in ihr sehen. Sandra Hürlimann ist zwar Ärztin, sonst aber eine ziemlich normale Frau.

Kurzporträt

Name: Sandra Hürlimann
geboren am 20. Juni 1970
Herkunft: Walchwil
Eltern: Lina und Richard Hürlimann-Hildbrand
Geschwister: Silvan, Cornelia
ledig
Schulen: Primarschule Walchwil, Kantonsschule Zug
Ausbildung: Studium der Humanmedizin an der Universität Zürich, Dr. med.
Beruf: Assistenzärztin am Institut für klinische Pathologie des Universitätsspitels Zürich
Freizeitbeschäftigungen: Sport, Lesen

Martial Heer, Maurer und Radfahrer *Beton, Asphalt und Zement*

Alexandre Kobel

Giuseppe Verdis Triumphmarsch. Aus dem Mannschafts-Container 942.15.113 der Landis Bau AG ertönt klassische Musik. Spuren des Mittagessens liegen auf dem Tisch. Aromat und Mayonnaise, Jasskarten und Rüstmesser. Im «Blick» zeigt Cindy Crawford ihren Sohn. An den Wänden hängen die Kleider der Bauarbeiter, die daran sind, die neue Sporthalle in der Allmend hochzuziehen. Es ist Freitag kurz vor Arbeitsende. Im Büro-Container füllt ein junger, feingliedriger Mann Arbeitsrapporte aus. Glattrasierte Beine: ein Radfahrer. Martial Heer. Seine Tage als Maurerlehrling sind gezählt. In Sursee hat er drei Tage lang gemauert, was das Zeugs hält. Mauern heisst nicht nur Backstein auf Backstein setzen. Ein Maurer armiert, schalt, verputzt und überzieht auch, passt sich den neuen Gegebenheiten auf den Baustellen an. Martial Heer vertritt an diesem Freitag den Polier, der ihn durch die ganze Lehrzeit begleitet hat. Der Nachmittag ist Aufräumarbeiten gewidmet. Mit schneller Hand werden Bretter entnagelt und von Betonresten befreit. Auch die Eisenleger beeilen sich, noch schnell eine Lage Eisen zu verlegen. All diese Arbeiten fasst er in einem Tagesrapport zusammen. Er lässt den Tag Revue passieren, damit alle Positionen korrekt berechnet werden können. Zwischendurch muss er für die Eisenleger noch eine Materialbestellung aufnehmen, dann für die Sanierung des Baustellen-WC noch 110er-Muffen bestellen, damit alles dicht bleibt. Einer nach dem andern verlässt die Baustelle, bezahlt noch Schulden vom Mittagessen, wünscht ein schönes Wochenende. Auch Martial Heer beeilt sich, seine Arbeit zu beenden.

Szenenwechsel: Offene Rennbahn Zürich-Oerlikon. Die alten Haudegen der Bahnszene treffen sich regelmässig am Dienstag an diesem für Radfanatiker heiligen Ort; eine 333,33 Meter lange Zementpiste aus dem Jahre 1912, auf der der stehende Kilometer schon in Einsnulldrei gefahren wurde. Die Junioren fahren die 3000er-Verfolgung, die dritte Disziplin an den Schweizer Junioren-Meisterschaften. Nervös rutscht ein grossgewachsener Mann auf seinem Sitz herum. In den Händen hält er einen Kleinstcomputer, den er regelmässig mit Daten füttert. Dazwischen immer wieder Anfeuerungsrufe. Seine Stimme hallt durchs Oval. Vater Heer. Wenn seine Stimme der Gradmesser wäre, dann müsste sein Sohn wohl gewinnen. Martial Heer startet auf der Gegengeraden. Die 51x15 Zähne müssen mit viel Kraft in Schwung gebracht werden. Er ist noch keine Runde gefahren, da zieht der Vater verbal die Notbremse. Martial ist zu schnell. Und so ist es dann auch. Ein schneller Antritt wird gebüsst. Martial windet seinen Körper aus, doch kann er nicht verhindern, dass sein vis-à-vis ihm ein paar Sekunden abnimmt. 3.45.36 tippt der Vater in sein Gerät. Der fünfte Platz in dieser Disziplin. Vorgelegt hat er einen dritten im Sprint, wo er in der Qualifikation mit 11.166 Sekunden über 200 Meter fliegend einen neuen Bahnrekord für Junioren aufstellte, und einen Sieg im stehenden Kilometer mit 1.08.36. Im Zwischenklassement bleibt er aber auf dem zweiten Rang. Die Entscheidung fällt im



Punktefahren – gegen Martial, der in der Gesamtwertung auf den undankbaren vierten Rang zurückfällt. Vater Heer rollt die Fahne des Veloclubs Steinhausen ein.
Der Vater hat den Sohn aufs Rad und auf den Bau gebracht. Soweit sich Martial erinnern kann, wohnt er in Steinhausen. Hier besuchte er Primar- und Sekundarschule, hier lernte er auch Rad fahren. Mit Mutter, Schwester und Vater gehört Martial zum harten Kern des VC Steinhausen. Der Vater habe immer ein Velo unterm Arsch gehabt, so sei es fast logisch, dass auch er eine Liebe zum Zweirad entwickelt habe. Das Zweirad steht auch mit 125 Kubik hoch im Kurs. Martial wetzt gerne mit seiner Suzuki durch die Berge. Da spüre man die Geschwindigkeit, da erinnere man sich durchaus mal mit einem Lächeln an einen schweren Augenblick auf dem Velo. Hohe Geschwindigkeiten erreicht er auch, wenn er aus eigener Kraft Pässe erklimmt. Er kenne nicht manchen, der ihm, wenn er auf dem Velo ins Tal donnere, das Wasser reichen könnte; da kenne er nichts, da lasse er die Sau raus. Dass er dabei bisweilen schlicht zu schnell fährt – gemessen an den Gesetzen der Fliehkraft –, nimmt er in Kauf. In den meisten Fällen schürft etwas Tapete ab, aber einen richtigen Radrennfahrer beunruhigt das keineswegs. Seine Eltern sähen es auch so, gehörten sie doch ebenfalls zu den schnellsten Abfahrern des VC Steinhausen. Auf Ausflügen des Veloclubs hat er die Freude am Radsport gefunden und mit den Jahren so gesteigert, dass er das Schwimmen – sein Vater war Wasserballer – fallen liess. Seine ersten Rennen fuhr er 1988 als Siebenjähriger mit einem Fünfgänger. Das waren Plauschrennen, Schülermeisterschaften und «rund-um-ein-Kaff-Rennen». Es ging bloss um den Spass, da steckte noch kein Berufswunsch dahinter. Mit dem Bike fuhr er in dieser Zeit den «Stromer»-Cup, eine von Kraft- und Elektrizitätswerken getragene Meisterschaft. Das Rennfieber hatte ihn gepackt. So löste er 1993 eine Lizenz des Schweizerischen Radfahrerbundes. Ganz im Zeichen der Jugenderziehung gehörte zu den damaligen Läufen der Schweizer Schüler-Meisterschaft auch noch ein Fragebogen; nicht nur in den Beinen soll es der Nachwuchs haben. Damit die Beine nicht zu schnell anschwellen, sind im Nachwuchsbereich die Übersetzungen limitiert. Also pedalte sich Martial Heer, vom Vater betreut, durch die Anfängerkategorie. An den Schweizer Meisterschaften hatte er zwar keine Podestchancen, lernte aber einiges im taktischen Bereich. Von einer künftigen Schweizer WM-Hoffnung war aber damals noch nicht allzuviel zu sehen. 1998 kam Heer ins Juniorenalter. Die ersten kleinen Rundfahrten standen auf dem Programm. Jene im Waadtland drängt ein Vollprogramm wie die «Tour de France» auf drei Tage zusammen. Genau dasselbe tut die «Rüebliland»-Rundfahrt im Kanton Aargau. Prolog, Sprints, Zeitfahren und etwas Berge, nichts fehlt bei diesen kleinen Rundfahrten. Und das Ferienkonto wird zusätzlich geschont, da übers Wochenende gefahren wird.
In der Saison 1998 bestritt Martial Heer auch ein Trainingsrennen in Kappel am Albis. Dort lud man ihn ein, in Hagendorn den Kilometertest zu fahren: tausend Meter Vollgas bis zum Umfallen. Eigentlich passte ihm das nicht ins Programm, war doch am Tag darauf die Schweizer Meisterschaft auf der Strasse angesagt. Die Lust am Tempobolzen siegte, «zum Glück», sagt er heute, und so fuhr er den Kilometer zwischen Bützen und Maschwanden. Er gewann, selbst erstaunt über seine Leistung, dieses Rennen und qualifizierte sich für die Halbfinals in Räterschen. Unbekümmert, wie es seine Art ist, stellte er erst am Rennen in Räterschen fest, dass für die allerschnellsten Fahrerinnen und Fahrer eine Woche auf der Bahn in Zürich ausgesetzt war. Das wollte er sich nicht entgehen lassen, und mit Kraft und Souplesse fuhr er den beachtenswerten 2. Platz heraus. Die Bahn wartete – und mit ihr die Grossen des Bahnsports, Urs Freuler und Sepp Helbling. Eine Woche lang konnte Martial mit 27 anderen Hoffnungsträgern auf einer Bahnmaschine trainieren und wurde von sachkundigen Betreuern unterstützt. Das zeigte Wirkung, denn er wurde beim abschliessenden Kilometertest in Einself hervorragender Dritter.
Dem Nationaltrainer Sepp Helbling war dieses Talent nicht verborgen geblieben. Er bot ihn zur Schweizer Bahn-Meisterschaft der Junioren auf, ausgerechnet ihn, der erst eine Woche Bahn in den Beinen und im Gefühl hatte. Martial Heer fuhr an den zwei Tagen alles, was es zu fahren gab, und liess sich auf dem Kilometer mit 1.10.74 stoppen, was den achten Rang bedeutete. Der Funken von der Bahn war definitiv auf ihn übergesprungen; von nun an ging alles Schlag auf Schlag. Der Dienstagabend wurde zum Bahnabend, Urs Freuler verkaufte ihm günstig gute Räder, der Sprint-Nationaltrainer, Roy Salveter, nahm ihn in die Interessentenliste für das Nationalkader auf. Es folgten erste Zusammenzüge in Magglingen, wo unter anderen Jean-Pierre Egger, der schon Werner Günthör kräftig gemacht hatte, über Ernährung und Krafttraining dozierte. Mit der Ernährung nimmt es Martial Heer nicht allzu genau, da hat durchaus auch mal eine Tafel Schokolade oder ein Mac auf dem Speiseplan Platz. Das Krafttraining hat er seit letztem Herbst intensiviert. Sein Antritt ist dadurch kräftiger geworden, was gerade bei Bahnrennen von Bedeutung ist. Bereits im Januar dieses Jahres begann für Martial die Velosaison und im Februar machte er in Genf mit Spitzenresultaten auf sich aufmerksam, obwohl sein Trainingsaufwand bis zu diesem Zeitpunkt doch eher bescheiden war. Eine Bescheidenheit, die sich durchs ganze Jahr zieht, braucht er doch kein Stehvermögen für fünf Pässe, sondern Spritzigkeit und Souplesse für kurze Einsätze.
Dass mit Martial Heer eine Hoffnung den Knopf öffnete, bemerkte der Sprintnationaltrainer, der Heer nach verschiedenen Kaderzusammenzügen definitiv in die Nationalmannschaft aufnahm. Wem es gut läuft, dem geht's immer besser; so entnahm Heer dem Verbandsorgan, dass auch Helbling ihn ins Ausdauerkader nominiert hatte. Das war der Startschuss für die Operation WM Athen '99. Was fehlte, waren die erfüllten Limiten, die Tür und Tor für den internationalen Grossanlass öffnen. Auf der 1000- Meter-Strecke verpasste er die Limite um minime sechs Hundertstel, was aber klar machte, dass sein Potential nicht zu unterschätzen war. Ende Mai klappte es dann doch. Er schaffte zwar die geforderte Zeit nicht alleine, denn er fuhr mit seinen zwei Kollegen Lato und Michel den Olympischen Sprint, ein Rennen über 1000 Meter, in dem jeder Fahrer eine Runde zu führen hat. Damit war der Flug nach Athen gebucht; Martial hofft, dass er für diesen Anlass auch ein anständiges Dress erhält. Denn es ist nicht so, dass die Kaderfahrer mit Material überhäuft und in der Sänfte an den Start getragen werden. Bahnfahren bei den Junioren reisst hauptsächlich immer noch Löcher ins eigene Portemonnaie. Zum aktuellen Zeitpunkt spielt dies noch keine entscheidende Rolle, ist Heer doch überglücklich, dieses erste wichtige Ziel seiner Karriere erreicht zu haben.
Wie es nach Athen weiter rollt, weiss er noch nicht genau, bestimmt wird er aber weitermauern. Sein Lehrbetrieb, der sich ihm gegenüber immer grosszügig zeigte, wenn er wieder mal früher weg musste, um in Oerlikon über die Zementpiste zu rollen, wird ihn weiter beschäftigen. Im kommenden Frühjahr will Martial Heer sein Arbeitspensum auf 70 Prozent reduzieren, um sich noch konsequenter auf den Radsport, dann wieder hauptsächlich auf der Strasse, konzentrieren zu können. Dies wird auch nötig sein, denn in der Altersgruppe der unter 23-Jährigen weht ein rauer Wind. Es gilt in einer «Groupe Sportive» unterzukommen und all die aus dem Feld «usezschruube», die ebenfalls scharf auf einen Platz in einem Profiteam sind. Wenn das gelingt, dann werden wir vielleicht einmal erleben, wie Martial Heer im Aufstieg zur Alpe d'Huez seinen Namen in den Olymp des Radsports meisselt und der Reporter von Antenne2 das höchste seiner Komplimente ins Mikrofon schreit: «Heer, quel héros, quelle performance sensationelle!»

Kurzporträt
Name: Martial Heer
geboren am 12. Januar 1981
Herkunft: GL und ZH, Steinhausen
Eltern: Ruedi und Erna Heer-Elsener
Schwester: Nadine
ledig
Schulen: Primar- und Sekundarschule Steinhausen
Ausbildung: Maurerlehre bei Landis Bau AG
Beruf: Maurer
Nebenbeschäftigung: Radrennfahren
Freizeitbeschäftigungen: Snöben, Skifahren, Biken
Mitgliedschaft: Veloclub Steinhausen
persönliches Ziel: will Profirennfahrer werden

F. Elsener

Felicitas Elsener, Bibliothekarin *Vom Lesen und Lernen*

Therese Marty

Felicitas Elsener fällt nicht auf. An ihrem Wirkungsort, in der Gemeindebibliothek von Unterägeri, da ist die Bibliothekarin oftmals auf den ersten Blick gar nicht zu erkennen – zwischen Regalen mit Biografien und Reiseführern, mit Weltliteratur und trivialer Lektüre, mit Klassikern und modernen Werken, mit Kinder-, Jugend- und Sachbüchern. Ihre Gestalt hebt sich nur wenig von dieser Fülle von Büchern ab, fast so, als sei sie Teil von ihnen – Teil der reichen Welt der Literatur, der Welt der Geschichte und der Geschichten. «Die Literatur, das ist die Welt, in der man alles findet», sagt sie, «Bücher sind mein täglich Brot.» Bücher bilden die Grundlage ihres Berufs, sie bedeuten ihr ebensosehr Nahrung für Geist und Seele. Auf vieles kann sie verzichten – ein Leben ohne Bücher jedoch wäre für sie undenkbar. Und so vergeht kein Tag, sei er noch so mit Terminen und Verpflichtungen vollgestopft, ohne dass Felicitas Elsener ein Buch zur Hand nimmt und liest, eintaucht in immer neue Geschichten, deren Inhalt Grundlage für Reisen in andere Zeiten, zu andern Menschen, in andere Gedankenwelten und in immer wieder neue Dimensionen sind. Und es ist nicht nur der Inhalt, der fasziniert, es ist auch die Freude am Papier, am Druck, an Deckeln und Rücken – die Freude an der sinnlichen Ausstrahlung von schlanken Novellen wie von dicken Wälzern, von modernen Ausgaben wie von alten Klassikern. Und selten liest sie ein Werk zweimal, vielmehr erfreut sie sich am Anblick des Buches, das fortan in ihrem Heim in einem der Regale steht; das Teil ihrer persönlichen Geschichte geworden ist.

Nein, ein Lieblingsbuch gibts keines, ebensowenig bevorzugt sie einen Autor oder eine Autorin. Ihre Neugier lässt sie zu immer neuen Büchern greifen, meist zu zeitgenössischer Literatur: «Mich interessiert alles, es ist spannend, sich in neue Gebiete einzulesen, sich mit aktuellen Strömungen zu befassen. Junge Autoren schreiben anders, sie manifestieren den Wandel der Zeit.»
Der Wandel der Zeit – das heisst Veränderung, das bedeutet Geschichte. Die Literatur, sie ist ein Teil davon – Bücher sind Geschichte, Geschichte ist in Büchern niedergeschrieben. Zusammenhängen auf den Grund gehen, neue Erkenntnisse gewinnen, Veränderungen erfassen und Zeitzeichen erkennen — gar manche Stunde ihres Lebens hat sich Felicitas Elsener mit dem Erforschen der Geschichte befasst. Und sosehr sie die Diskussionsrunden im Lesezirkel der Bibliothek mag, sosehr schätzt sie auch Diskussionen mit Historikern, vor allem mit der jungen Generation. «Ihr Denken ist anders», sagt sie, «früher bestand Geschichte in erster Linie aus Fakten und Zahlen, die jungen Historiker jedoch befassen sich mehr mit dem Wie, Was und Warum – sie stellen die Menschen in den Mittelpunkt.» Für sie ein Grund, dass zunehmend mehr Frauen Zugang zu Vergangenem suchen und finden.
Geschichte: Felicitas Elsener war schon als Kind davon fasziniert, hat Geschichtsbücher allen anderen vorgezogen, sass gebannt in der Schulstube, wenn das Fach Heimatkunde auf dem Stundenplan stand. Die Faszination ist ihr geblieben, und mit ihrem breiten Wissen und dem Drang zum For-



schen und Sammeln hat sie mittlerweile ein beachtliches Werk geschaffen: Vierzig Ordner umfasst mittlerweile ihre ortskundliche Sammlung über das Ägerital – 1984 hat sie mit dem Sammeln von Dokumenten und Zeitungsartikeln und allem, was über das Ägerital geschrieben wurde, begonnen. Sie hat eine grosse Ansichtskartensammlung angelegt und Stiche zusammengetragen. Als Präsidentin der «Arbeitsgruppe Ägerer Gschichte» war sie massgeblich am Entstehen dieses Buchs beteiligt. Einem Werk über jene Gegend, wo sie nicht nur arbeitet, sondern wo sie ihre Wurzeln hat, mit der viele Jugenderinnerungen verbunden sind.

Erinnerungen an Zeiten, als Unter- und Oberägeri noch Bauerndörfer waren, Welten von Zug entfernt. Dort wuchs Felicitas als älteste der acht Ceccon-Kinder auf. Sie erinnert sich an die endlos scheinenden Fahrten mit dem Tram ins Ägerital – «eine Weltreise» – meist dann, wenn sie ihre Familie an einer der vielen Beerdigungen vertreten musste. In Oberägeri, wo ihre Grossmutter, eine Letter, aufgewachsen war. Oder in Unterägeri, wo die Einheimischen im Dorf von den Jugendstreichen des Vaters berichteten. In einer Sprache, die urchig und so anders war als der Dialekt in Zug. Vom Heuen und vom Holzen haben ihre Verwandten geredet, von Dingen, die dem Stadtkind fremd waren und es faszinierten. Und noch heute schaudert sie, wenn sie an die Ferien denkt, die sie als Erstklässlerin auf dem Hof im Grund verbrachte; als ihr die Kühe durchgingen und sie vom Bauern getadelt wurde. Viele Jahre sind seither vergangen, das Ägerital hat sich im Lauf der Jahre der Welt geöffnet; Bevölkerungsstruktur, Alltag und Sprache, alles ist anders geworden. Kein Grund, der romantisch erscheinenden Vergangenheit nachzutrauern, findet Felicitas Elsener, denn «die alten Zeiten waren nicht besser, nur anders, und Zeit bedeutet seit jeher auch Wandel.» Ihre emotionale Bindung ans Ägerital, an die grünen Hügel, die Wälder, den See – sie hat die Jahrzehnte überdauert. Trotzdem, etwas Urbanität braucht sie, ein Grund, weshalb sie nie ins Ägerital gezogen ist. Felicitas Elsener lebt, seit sie mit ihren Eltern und Geschwistern umgezogen und dort selber eine Familie gegründet hat, in alt fry Baar. Hier wirkt die Hobby-Volkskundlerin als Redaktorin des Baarer Heimatbuchs, dessen Trägerverein sie präsidiert. In akribischer Kleinarbeit beschäftigt sie sich mit den Aufzeichnungen für die Chronik ihrer Wohngemeinde. Im alle zwei Jahre erscheinenden Heimatbuch sind seither auch Frauen ein Thema geworden.

Frau sein – für Felicitas Elsener war eine Selbstverständlichkeit, was andere Frauen ihrer Generation erst lernen und erkämpfen mussten: ihre Selbständigkeit. Auch als Ehefrau und Mutter von drei Kindern hat sich die Primarlehrerin und Heilpädagogin nie vereinnahmen lassen und sich stets ein Stück Autonomie bewahrt. «Jeder Tag birgt die Möglichkeit, Neues dazuzulernen» – diesem Grundsatz ist sie treu geblieben, und so ist es ihr nicht schwer gefallen, als 45-Jährige nochmals voll ins Berufsleben einzusteigen – als Bibliothekarin, für sie ein Traumberuf.

Bibliothekarin sein heisst nicht nur, Bücher auszuwählen, zu lesen, zu empfehlen, auszuleihen. Bibliothekarin sein bedeutet auch Begegnung, Auseinandersetzung, Kommunikation. Denn vielschichtig sind die Frauen, Männer und Kinder, die sich nach Lesestoff oder Musikträgern umsehen – oder einen Kratten voll Sorgen mittragen, um ihn in der Stille der Bibliotheksmauern zu deponieren. «Offen sein für Menschen, für Alte und Kinder, für ihre Sorgen und Nöte – ihnen zuzuhören und Verständnis entgegenzubringen, dies ist ein schöner Teil meines Berufs», sagt Felicitas Elsener, «ich interessiere mich ebensosehr für Menschen wie für Bücher.» Besonders mag sie es, wenn Schulklassen die Bibliothek besuchen. «Das ist ein Gefühl wie mit meinen vier Enkelkindern: Ich trage keine Verantwortung, kann die Offenheit und Begeisterungsfähigkeit der Mädchen und Buben einfach nur geniessen.»

«Jeden Tag, von morgens bis abends, den Menschen gut begegnen» – die Erfüllung ihres eigenen Anspruchs braucht Substanz, Auftanken tut Not. «Hinauszugehen in die Natur, das bedeutet für mich Distanz gewinnen und neue Kräfte sammeln.» Sei es in der Mittagspause, wenn sie beim Ausschreiten die Blicke über die liebliche Umgebung des Ägeritals schweifen lässt, sei es am Wochenende, wenn oft längere Wanderungen Gelegenheit geben, die Seele baumeln, die Gedanken treiben zu lassen.

Ausschweifen in die weite Ferne – regelmässig, zur Ferienzeit, verlässt sie die Bücher- und Gedankenwelt, verreist, um Neues zu sehen, Unbekanntes zu entdecken, theoretisches Wissen in praktisches Erkennen umzusetzen. «Wenn immer ich einen Reiseführer, einen Bildband oder eine Reisezeitschrift in meinen Händen halte, packt mich das Reisefieber – am liebsten möchte ich überallhin!» Auch in der Wahl ihrer Reiseziele bleibt sie ihrer offenen Gesinnung treu, hält nichts von Vorurteilen, sondern fährt hin und erlebt. Nicht überfüllte Badestrände oder trendige Prestigedomizile sinds, die sie locken – Reisen, das bedeutet für sie Suchen, Finden, Erfahren – bedeutet das Erschliessen neuer Dimensionen, das Verweben von Wissen und Wahrnehmung. Wie in Norwegen, wo es auf den ersten Blick ausser der imposanten Landschaft unter dem weiten Himmel nichts Aufregendes zu geben schien – bis nach und nach Geschichten entstanden, bis selbst die sagenumwobenen Trolle lebendig wurden und eine phantastische Welt offenbarten.

Beeindruckt haben auch die Bildungsreisen nach Tunesien, nach Andalusien oder Flandern, wo die belesene Bibliothekarin Teil jener Welten wurde, die sie zuvor durch das Lesen erfahren hatte.

Neue Welten entdecken – die Vermutung liegt nahe, dass sich Felicitas Elsener auch für cineastische Leckerbissen begeistern lässt. «Ich gehe sehr gern ins Kino», sagt sie, die noch nie einen Fernseher besessen hat, sondern sich durch regelmässige Zeitungslektüre über das Tagesgeschehen informiert. Kritisch ist sie in der Auswahl der Filme, «ich lese zwar gerne Thriller, habe mir aber noch keinen angesehen – ich habe Mühe, wenn Gewalt gezeigt wird.» Sie zieht Filme vor, die in irgendeiner Form mit der Literatur verbunden sind – ein Beispiel ist «Il Postino», ein Werk, das den Schriftsteller Pablo Neruda auferstehen lässt.

Die vielfältigen Interessen; unerschöpflich scheinen sie, die Dinge, die sie mag, die sie tut – oder tun möchte. Alles liegt nicht drin, und dass sie Musik zwar gerne hört – am liebsten Klassik, Jazz und nordische Volksmusik, zuweilen auch Pop und Rock –, aber nicht (mehr) selber spielt, hat nichts mit mangelnden Fähigkeiten, sondern mit der begrenzten Zeit zu tun, die ihr zur Verfügung steht. Denn ihre musikalische Seite ist sehr ausgeprägt. Als Kind schon hat sie Geige gespielt. «Ich bin meinen Eltern heute noch dankbar, dass sie mir dies ermöglicht haben.» Doch nun liegt die Violine ungenutzt in ihrem Kasten, «ich musste den Orchesterverein Unterägeri aufgeben, mir fehlte einfach die Zeit zum Üben.» Akustische und klassische Gitarre, Mandoline oder Ukulele – all diesen Instrumenten hat Felicitas Elsener schon Töne entlockt und will es künftig wieder tun: «Ich möchte wieder Geige spielen, und seit ich in Spanien einem Gitarristen gelauscht habe, ist auch meine Liebe zur klassischen Gitarre wieder erwacht.» Wäre da nicht die fehlende Zeit, längst hätte sie ihre auf einem Schrank ruhende «Mittenwald» zur Hand genommen und gestimmt.

Musik, Literatur, Geschichte, Sprache – wer gerne in solch komplexe Gebiete eintaucht, braucht eine Menge Luft, um nicht zu ersticken. «Je länger, je mehr weiss ich, was ich alles möchte, und die Zeit wird immer knapper», artikuliert sie ihr Dilemma. So vieles schon hat sie auf die Zeit nach der Pensionierung verschoben. Wissend, dass sie möglichst vieles tun will, hoffend, dass sie noch lange nicht mit Gebresten des fortschreitenden Alters konfrontiert wird; «ich kann mir schwer vorstellen, mit Einschränkungen zu leben.»

Und auch bei voller Leistungsfähigkeit spürt sie diese leise Ohnmacht, sich nicht gleichzeitig allem widmen zu können. «Mir fehlt manchmal die Disziplin, bei einer Sache zu bleiben. Sobald ich etwas Neues sehe, das mich interessiert, schweife ich ab.» Vielseitigkeit birgt die Gefahr, sich zu verzetteln, das hat sie oft genug erfahren. Und hat sie von etwas abgehalten, was doch so naheliegend wäre: Hat sie, die sich Tag für Tag mit Lektüre befasst, noch nie daran gedacht, selbst ein Buch zu schreiben? «Gedacht schon, oft sogar. Doch zurzeit ist es kein Thema», und nach einigem Zögern: «Diese Frage habe ich mir selbst noch nicht abschliessend beantwortet.»

Kurzporträt

Name: Felicitas Elsener
geboren am 10. Februar 1939
Herkunft: Neuheim
Eltern: Maria und Jakob Ceccon-Rust
Geschwister: 4 Schwestern, 3 Brüder
verheiratet mit Rudolf
Kinder: Ruedi, Franziska, Marianne
Schulen: Primar- und Sekundarschule
Ausbildung: Lehrerinnenseminar, Bibliothekarenkurs
Beruf: Primarlehrerin, Bibliothekarin
Zweitberuf: Hausfrau
Freizeitbeschäftigungen: Lesen, Reisen, Wandern
Mitgliedschaft: Verein Heimatbuch Baar

Daniel Koch, DJ und Kochlehrling

«Vinylman» kocht auf heissen Platten

Carlo Meier

Vierte Etage in einem hohen Wohnblock in Steinhausen. Die Tür ist offen, doch so leicht kommt niemand in diese Wohnung hinein. «Das ist unser Familienhündchen Dinko», begrüsst mich Daniel Koch mit entschuldigendem Lächeln. Die Strassenmischung mit starkem Schäferanteil knurrt mich ununterbrochen bedrohlich an. Daniels Mutter versucht Dinko zurückzuhalten und redet beruhigend auf ihn ein – mit bemerkenswert wenig Erfolg. Rasch stelle ich den Schirm in den Ständer. So muss Dinko doch merken, dass ich jetzt unbewaffnet bin. Aber die friedensfördernde Geste lässt den Hund völlig unbeeindruckt. Daniel lotst mich am Wachtposten vorbei durch die grosse 5-Zimmerwohnung, die er mit seinen Eltern, zwei Halbbrüdern und einer Halbschwester zusammen bewohnt.

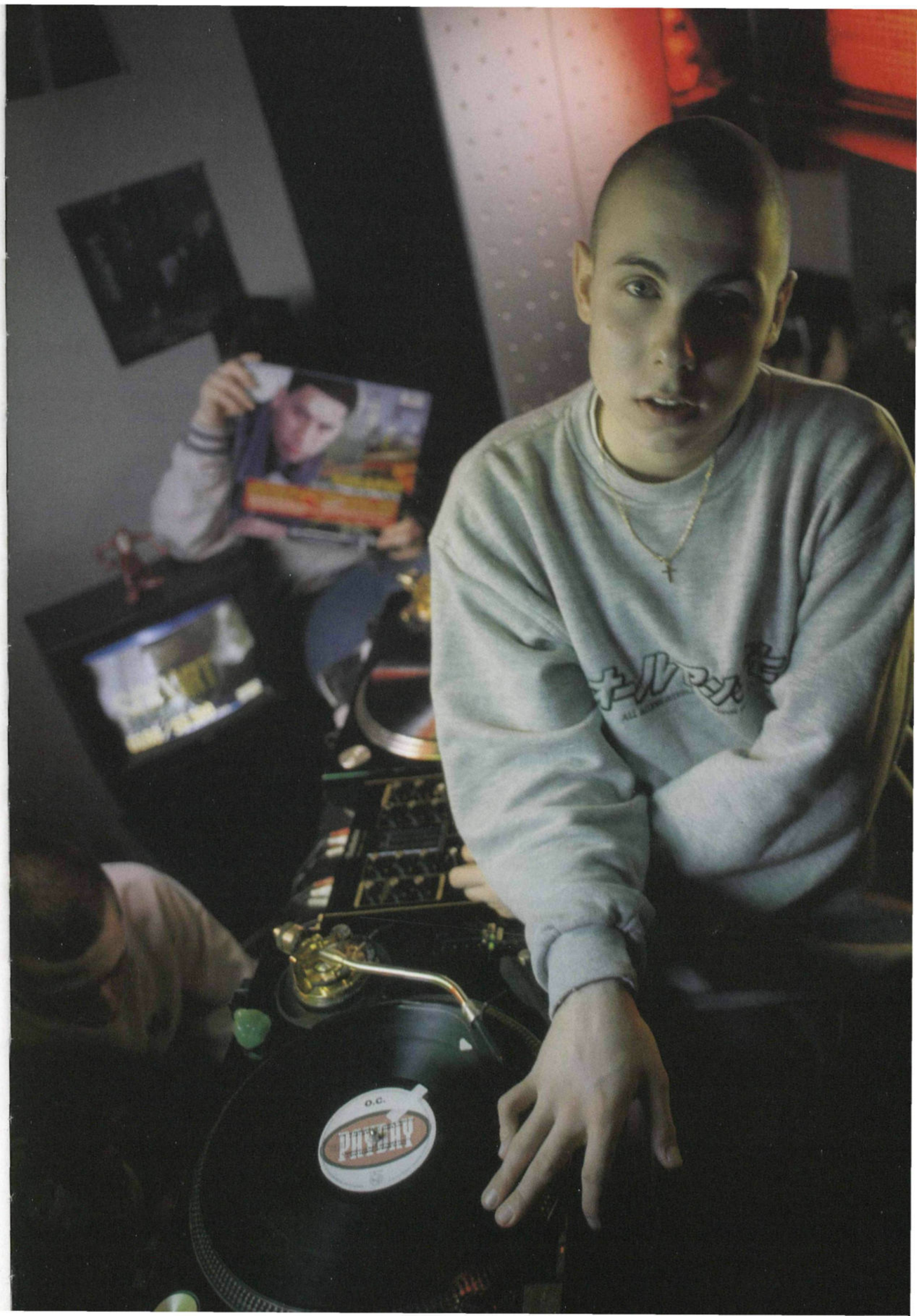
Seine DJ-Ausrüstung dominiert das Zimmer des 17-Jährigen. Neben den beiden Plattenspielern, dem Mischpult und vor allem den rund 800 Langspielplatten findet nicht viel mehr Platz als ein Bettsofa und ein Kleiderschrank. Platten aus gutem altem Vinyl sind für Daniel das Wichtigste – so ist er auch auf seinen Künstlernamen gekommen. Als «DJ Vinylman» ist er über die Grenzen des Kantons Zug hinaus bekannt und legt als gefragter Discjockey bei Club-Partys in Basel, Zürich und Luzern Platten auf.

Er setzt sich aufs Ausziehsofa. Mangels weiterer Sitzgelegenheiten mache ich es mir auf dem Teppichboden gemütlich, obwohl der DJ mir auch den Platz auf dem Sofa überlassen hätte. Mehrmals bietet er mir in seiner ruhigen, ein wenig schlaksigen Art etwas zu trinken an – aus seinem eigenen Kühlschränkchen, das neben mir tickt wie eine Zeitbombe. Hier in seinen privaten vier Wänden wirkt der «Vinylman» viel verletzlicher als auf der Bühne, wo er hinter seinen Plattentellern eine souveräne, coole Figur abgibt, die sich scheinbar durch nichts so leicht erschüttern lässt. Trotz seines jugendlichen weissen T-Shirts, den schwarzen Trainerhosen und weissen Turnschuhen erscheint er älter, als er tatsächlich ist. Ein höflicher junger Mann mit praktisch kahl rasiertem Schädel.

Der Lebensinhalt des Daniel Koch hat genau sechs Buchstaben: HipHop. «Das ist für mich nicht nur ein Musikstil – ich lebe HipHop», sagt er. «Ich finde meine Philosophie im HipHop wieder: Gewaltlosigkeit, keine Drogen – so ist der richtige HipHop.» Wer sich bei einschlägigen Konzerten prügle, was leider auch in Zug häufig vorkomme, habe den Sinn der Sache nicht verstanden. Im Ursprung sei HipHop in den USA nämlich erfunden worden, um die Gewalt aus den rivalisierenden Strassengangs heraus zu bekommen. «Dank HipHop können sie sich nun im Reimen batteln, im Rappen oder im Breakdance. Auf diese Weise können sie sich gewaltlos zeigen, wer der Bessere ist. Oder wer die besseren Tricks an den Plattenspielern beherrscht.»

(Kleine Wortkunde für Nicht-HipHopper: *batteln* kommt vom englischen battle = Schlacht, Gefecht, kämpfen; *Rap* = gereimter Sprechgesang; *Breakdance* = Tanz mit körperwirbelnden, mitunter akrobatischen Einlagen.)

Seit drei Jahren ist «Vinylman» nun mit Leib



und Seele DJ. Das subtile Handwerk faszinierte ihn erstmals, als er es bei einem Kollegen sah. Daniel kaufte sich selber zwei Plattenspieler. «Zuerst habe ich nur ‹lustigmässig› dran herumgehebelt und dann gemerkt, dass es mir mega viel Spass macht.» Er nahm ein paar Platten mit an Partys und fragte dort die DJs, ob er zwischendurch auch mal auflegen dürfe. Diese Auftritte kamen beim Publikum gut an. Als er Leute von der Zuger Galvanik kennenlernte, bekam er sein erstes Test-Engagement. Ausgerechnet an diesem Abend war ein professioneller DJ anwesend, der Daniels Talent erkannte und ihn bat, mit ihm an einer Party aufzulegen. «Ich war zur richtigen Zeit am richtigen Ort», stellt er rückblickend fest. Und tatsächlich: Seine Auftritte häuften sich, er lernte immer mehr massgebende Leute aus der Szene kennen, sein Name sprach sich herum. Inzwischen wird er von landesweit bekannten Clubs wie dem Zürcher «Palais X-tra» oder dem Luzerner «Schwanen» engagiert und erhält Gagen von bis zu 500 Franken pro Nacht.

Im «normalen» Leben ist Daniel Koch – Nomen est Omen – Kochlehrling im Steinhauser Restaurant «Post». Eigentlich würde er am liebsten vollzeitlich als DJ arbeiten. Doch da er davon noch nicht leben könnte und weil er eine Ausbildung wollte, entschied er sich für diese Lehre. «Ich koche gerne, ging einmal schnuppern, und es gefiel mir.» So ein Tag als Kochstift ist lang: Am Morgen beginnt die Schicht um 9 Uhr und dauert bis 13.30 Uhr, nach der Zimmerstunde gehts um 17 Uhr wieder los bis nachts um zehn. Für Hobbys bleibt da neben dem DJ-Job, der jetzt schon mehr als nur eine Nebenbeschäftigung ist, nicht viel Zeit. Höchstens ab und zu auf seinem 50-Kubik-Motorroller durch die Gegend brausen, das tut er gerne. Vor der Lehre hat er die Sekundarschule in Steinhausen und die Primarschule im Zuger Guthirtquartier besucht, wohin seine Familie von Kriens her gezogen war. «Am wichtigsten ist mir eindeutig die Musik – auch wenn das einige Leute negativ sehen.» Vor allem mit seiner Mutter führt Daniel häufig Diskussionen über dieses Thema: Sie fürchtet, seine Motivation für die Ausbildung würde durch seine zeitintensive Beschäftigung mit der Musik beeinträchtigt.

Und zeitintensiv ist der DJ-Job tatsächlich: Bei einem Club-Auftritt spielt und scratcht der «Vinylman» regelmässig von 22 Uhr bis 4 Uhr früh. Dazu kommen die Einsätze mit der Zuger HipHop-Band «False Dottrine» und seinem Partner «MC Tomahawk».

(Aufklärung für Unwissende: *Scratchen* = durch manuelles Hin- und Herbewegen einer Platte rhythmische Klänge erzeugen; *MC* = Master of Ceremony = Rapper, reimender Sprechsänger.)

Das bisher grösste Erlebnis in seinem Leben? Da muss Daniel nicht lange überlegen; das sei der Auftritt mit «False Dottrine» im «Palais X-tra» vor 2500 Leuten und im Basler «Z7» vor einem 1500-köpfigen Publikum gewesen. Seine Augen leuchten, wenn er davon erzählt. Und er lacht. «In Zürich fielen doch tatsächlich Mädchen in Ohnmacht – voll boygroupmässig, die waren so geflasht. Aber es ging nicht nur darum – es war einfach das Grösste, vor all diesen Leuten aufzutreten und so gut dabei anzukommen.»

Bei allem Erfolg sieht Daniel aber auch seine Schwachpunkte. Doch da dauert es schon länger, bis er damit herausrückt. «Ich bin mega egoistisch, wenns um die Musik geht», sagt er nach einer Weile. «Ich will etwas erreichen, selbst wenn mir die Kollegen vorwerfen, ich hätte gar keine Zeit mehr für sie.» Und, auch wenn mans kaum glauben mag: «Ich bin schüchtern bei Leuten, die ich nicht kenne.» Er lächelt. «Hauptsächlich bei Mädchen bin ich schon nicht gerade der Held.»

Doch in der Zuger HipHop-Szene spielt der «Vinylman» eine nicht wegzudenkende Rolle. Er ist auf der bisher einzigen einheimischen CD dieses Stils zu hören und agierte an deren Plattentaufe als Konzert-DJ aller auf der Platte vertretenen Formationen. Lange Zeit war er der einzige DJ, der bei Aufnahmen und Auftritten von Zuger HipHop-Bands mitwirkte, und noch immer ist er der einzige, den man überregional kennt. Die entsprechende Szene ist innerhalb der letzten paar Jahre rasant gewachsen. Heute sind im Kanton Zug gegen zehn HipHop-Gruppen bekannt, dazu gibt es viele, die nur im Proberaum spielen und daher noch nicht in der Öffentlichkeit präsent sind.

Die Zukunft. Was Daniel nach der Lehre tun will, ist für ihn klar. «Musik machen, Musik machen, Musik machen. Im Moment habe ich nur das im Kopf. Mit Musik arbeiten und so meinen Lebensunterhalt verdienen.» Sein Traum wäre, eine CD zu veröffentlichen: «Eine Platte nur von mir selber, die sich verkauft auf dem Markt.» Aber der Traum geht noch weiter. «Später möchte ich sicher eine Familie. Vielleicht mit 30 ein Kind oder so.» Und dann, stellt er sich vor, würde auch sein musikalisch bedingter Egoismus zurücktreten. «Auf jeden Fall. Wenn das Einkommen als DJ nicht reicht, gehe ich auch etwas anderes arbeiten. Bis dann habe ich das Ganze wahrscheinlich sowieso hinter mir. Ich glaube nicht, dass ich bis 60 als DJ leben werde.»

Kurzporträt

Name: Daniele Koch
geboren am 15. August 1982
Herkunft: Kriens LU, wohnt in Steinhausen
Eltern: Rocco und Johanna Koch
Halbgeschwister: Florian, Frederick und Christina
ledig
Schulen: Primar- und Sekundarschule Steinhausen
Ausbildung: 1 Jahr Kochlehrling,
Verkäuferlehre in Musikgeschäft
Nebenbeschäftigung: HipHop DJ
Freizeitbeschäftigung: Partys
Mitgliedschaft: Label Platinum Soul Productions
persönliches Ziel: mit Musik Lebensunterhalt
verdienen

CARLA HIRT

Carla Hirt, Bewohnerin im Haus Maihof

Sanfter Kampf mit der Vergänglichkeit

Johanna Gnos

Carla Hirt spricht wenig, nur hie und da ein Wort, aber sie versteht alles. Das ist offensichtlich, denn der Verlauf der Unterhaltung spiegelt sich in ihrem Gesicht, und an ihrer Mimik ist leicht abzulesen, ob das Gesagte auf Gefallen oder Missfallen stösst. Wenn jemand Carla begrüsst oder selber jemanden grüssen will – sie ist ein freundliche Person, die ihre Bekannten nicht unbeachtet vorüber lässt –, beginnen zuerst ihre Augen zu leuchten und ziehen wie Magneten die Aufmerksamkeit auf sich. Jeder Blick, den sie sendet, ist im kurzen Lidschlag frisch gesammelt. Doch nicht immer wird Carlas lautloser Gruss vernommen. Dann braucht sie zusätzlich die Hand, um sich auch auf die Ferne hin bemerkbar zu machen. In den Fingerspitzen beginnt die Bewegung, greift über auf die ganze Hand, bis sich zögernd, in wiederholten Anläufen, ihr Arm anmutig hebt. Wenn der Arm in der Höhe schwebt, beginnt die Hand zu tanzen, wie Funken scheinen die Grüsse aus allen fünf Fingern zu fliegen. Oft sind die Bekannten zu sehr in Eile, als dass sie auf das aufwendige Grussritual eingehen könnten. «Hoi Carla», rufen sie und sind schon wieder weg, noch bevor Carla richtig zu grüssen begonnen hat. Manchmal aber bringt Carlas graziöse Begrüssung die Vorübereilenden zum Stehen. Manchmal kehrt einer um und möchte ihren Gruss nicht so in der Luft hängen lassen. Er wendet sich ihr zu, umfasst die winkende Hand, um «Grüezi» zu sagen und den Gegengruss entgegenzunehmen. Ein schwieriges Spiel für Carla Hirt. Jedes Spiel ist schwierig für sie, weil es nach Regeln verläuft. Nicht, dass ihr die Regeln unbekannt wären, ganz im Gegenteil! Vor der Macht der Regeln, vor der Gesetzmässigkeit, die allen Abläufen innewohnt, muss sie sich mit ihrem freundlichen Wesen beugen. Denn Carla möchte alles, was sie tut, gut tun. Bei sich selberlässt sie keine Nachlässigkeiten durch. Vielleicht wurde sie früher – weil ihr Lerntempo ein anderes war als das von gleichaltrigen Kindern – nachdrücklich und besonders oft darauf hingewiesen, worauf sie auch bei einer ganz unverfänglich scheinenden Tätigkeit zu achten habe. Solche Hinweise von aussen braucht sie unterdessen nicht mehr. Die Abläufe sind ihr bis in die verwinkelten Einzelheiten vertraut. Doch sind dabei auch die lauernden Tücken deutlich geworden, welche sorgfältig umgangen werden müssen. Man versuche einmal das Gehen als Gesamtbewegung zu zerlegen und sich bewusst zu werden, dass man wiederholt straucheln könnte. Indem die Schritte den imaginären Fall umzirkeln, werden sie zum Tanz. Tatsächlich bewegt sich Carla fast tänzerisch fort. Es scheint, als ob sie in ihrem Gang die Bewegung zelebriere. Die Fortbewegung von einem Ort zum anderen kann für sie dabei zweitrangig werden. Nicht, dass ihr das Ziel ihres Weges aus dem Sinn geriete. Sie geht in die entsprechende Richtung, zwar langsam, manchmal zwei Schritte vor und einen zurück, aber ohne abzuweichen. Nur vergisst sie darüber das ungnädige Vorrücken der Zeit. Es ist abzusehen, dass sie am anderen Ende ihrer Route zu spät eintreffen wird. Dort erwartet sie bereits das nächste Unternehmen, dem sie mit der gleichen Sorgfalt und dem Willen



zur Gestaltung nachgehen wird: Sei es die Arbeit in der Werkstatt, wo sie Kärtchen klebt, Stoffe färbt, Bilder stickt, oder sei es der gedeckte Tisch, der sie zum Essen einlädt oder ihr Zimmer, wo sie die persönliche Toilette besorgt oder auch Zeit zur Musse hat. Was immer Carla tut, sie tut es mit unerschütterlicher Hingabe und mit einem Anspruch an sich selbst, dem sie kaum genügen kann. So sehr sich Carla auf ihre Tätigkeiten einlässt, so leidvoll muss sie erfahren, was sich immer neu erweist: Während sie nach allen Regeln der Kunst ihr Bestes gibt, bringt die vorgerückte Zeit sie einen weiteren Schritt in Verzug. Vielleicht ist Carla mit dem konstitutionellen Hang zur Langsamkeit die immer ungeduldige Welt mit den Jahren so über den Kopf gewachsen, dass sie sich mit einer zunehmenden Verlangsamung gegen den Zug der Zeit stemmt. Carla Hirt gibt keine Auskunft, was sie am zügigen Umsetzen einer Handlung hemmt, weil für sie auch das Sprechen Tücken birgt. Zwar ist sie ein Mensch, der ganz in der Sprache lebt. Als Zuhörerin folgt sie nicht nur interessiert den Gesprächen um sich herum. Ebenso sehr freut sie sich an der geschriebenen Sprache und kann mit aufstrahlendem Gesicht die Mitteilungen der Plakatwände entziffern oder sich am Feierabend in geschriebene Geschichten vertiefen. Doch Sprechen ist eine andere Sache. Da könnte sie etwas Unpassendes sagen. Vielleicht kommen ihr deshalb die Worte kaum über die Lippen. Wenn sie dann doch mal das eine oder andere Wort sagt, spricht sie es ganz leise hin. So besteht wenigstens die Chance, dass im hingehauchten Kommentar mögliche Fehler überhört werden. Nur bleibt dann meistens gleich die ganze Bemerkung unverstanden. Carla macht immer wieder die Erfahrung, dass ihre Gesprächspartner «Wie bitte?» nachfragen, kaum hat sie sich geäussert. Doch Carla wiederholt nichts, was sie einmal gesagt hat. Ihre Worte gleichen darin kostbaren Perlen. Man muss aufpassen, dass sie nicht verloren gehen, wenn sie einmal ins Rollen kommen. Um mehr über Carla Hirt und ihr bisheriges Leben zu erfahren, fragte ich ihre Schwester Margrit Stadler, zu der Carla seit jeher eine gute Beziehung hat. Seit die Mutter von Carla älter geworden ist, steht ihre Schwester für Carlas private und öffentliche Rechte ein.

Carla ist 1955 als jüngstes Kind der Familie Hirt in Baar zur Welt gekommen. Sie hat fünf Brüder und die Schwester, Margrit. Obwohl wegen des Down Syndroms bei Carla mit Entwicklungsverzögerungen zu rechnen war, war sie ein aufgewecktes Kind. Sie galt dem Vater viel, und auch zur Mutter bestand eine innige Beziehung. Als es um die Einschulung ging, war es schwierig, für Carla die richtige Lösung zu finden. Die heilpädagogische Sonderschule bestand zu der Zeit noch nicht. Eine pensionierte Lehrerin, Fräulein Schicker, führte eine Privatschule für Kinder mit Behinderungen. Dort lernte Carla Schreiben und Rechnen, aber auch die Bewältigung von lebenspraktischen Aufgaben, bis sie 1968 in die frisch eröffnete heilpädagogische Sonderschule wechseln konnte. Nach sechs Schuljahren machte Carla eine Anlehre in einer Werkstätte für Behinderte an der Ägeristrasse in Zug. Der Weg zur Arbeit mit dem Bus war ihr vertraut, sie konnte ihn ohne Begleitung gehen. Doch wurde ihr das Überqueren der Strasse wiederholt zum Verhängnis, sie wurde zweimal von einem Auto angefahren. Auch schien sie das Interesse an der Arbeit in der Werkstatt etwas zu verlieren. So wurde den Eltern lieber, wenn sich Carla zu Hause nützlich machte. Sie übernahm einfache Arbeiten im Haushalt und erledigte sie mit der ihr eigenen Genauigkeit, bei der die Zeit nicht zählt. Die Bindung zur Mutter verstärkte sich noch, als ihr Vater starb. Vielleicht vertiefte sich mit dem erfahrenen Verlust bei Carla das Misstrauen gegen die Zeit, die in ihrem Lauf endgültige Abschiede von geliebten Menschen fordert. Vielleicht befürchtete Carla Hirt eine Wiederholung des erfahrenen Schmerzes, als ihre Mutter krank wurde. Da legte sie sich auch gleich ins Bett, um der unbegreiflichen Bewegung des Lebens, die Krankheit und Tod bringt, Einhalt zu gebieten. Sie gab an, nicht mehr gehen zu können. Den schmerzenden Beinen war von aussen nichts anzusehen, aber für Carla war es unmöglich aufzustehen. Sie blieb im Bett, auch nachdem sich ihre Mutter von der Krankheit erholt hatte und den Alltag wieder aufnahm. Carla hatte das Vertrauen in die tragenden Kräfte verloren, sie wollte sich nicht mehr auf die eigenen Beine stellen. Sie nahm die Mahlzeiten im Bett ein, selbst der Gang zur Toilette war von Angst besetzt, sie nahm ihn nur mit grösstem Widerstand auf sich. «Es geht nicht», war die lähmende Empfindung, die vom ganzen Körper Besitz ergriff. So hütete Carla beinahe zwei Jahre das Bett. Die Zeit aber, die fortschreitend Leben schenkt und raubt, ging davon unbeirrt weiter. Die Mutter brauchte erneut Erholung und meldete sich zu einem Kuraufenthalt in der Klinik Adelheid in Unterägeri; ihre Tochter Carla nahm sie gleich mit. Für die Mutter war die Kur nach zwei Wochen beendet. Die Ärzte und das Pflegepersonal rieten ihr, Carla noch eine Zeitlang in der Klinik zu lassen. Sie hegten die Absicht, ihr das Gehen wieder zu überantworten. Dass von den Angehörigen niemand dabei war, sei für Carla bessser gewesen, erzählt Carlas Schwager Hans Stadler, als sie unter äusserem Druck und vehement gegen inneren Widerstand kämpfend, Schritt für Schritt das Vertrauen in die eigene Standfestigkeit zurückgewinnen musste. Die Selbstständigkeit wurde für Carla Hirt unumgänglich, wollte sie das Leben noch einmal annehmen, das in jedem Alter andere Anforderungen stellt und jeder Phase neue Bindungen und Lösungen von Beziehungen abverlangt. In Begleitung von Mutter und Schwester schaute Carla Hirt dann das Haus Maihof an der Zugerbergstrasse an – Wohnen und Werken für Behinderte. Sie überlegten sich, ob für Carla ein Leben in einer der vier Wohngruppen denkbar wäre. Carlas Augen und Hände tanzten bei der Begrüssung und beim vorläufigen Abschied. Fliegend eroberte sie sich die Zuneigung der Bewohner vom Maihof und man hoffte auf ihre Zusage. Jetzt wohnt und arbeitet Carla Hirt schon seit sechs Jahren im Haus an der Zugerbergstrasse der Stiftung Maihof. In der gleichen Wohngruppe leben drei weitere Frauen und drei Männer. Anfänglich duldete Carla nur die kürzesten Wege durch die Wohnung, schnurgerade von der Wohnecke zum Tisch, vom Tisch ins Zimmer, vom Zimmer in die Werkstatt. Bei einem Umweg über den Balkon brachen die gesicherten Wege zuerst zusammen. Die Erweiterung der Spaziergänge bedrohte anfänglich die bekannte Welt. Doch verdichtete sie im Weitergehen ihr Netz und erweiterte es. Sie kann jetzt fast überall hin aufbrechen, ohne den Boden unter den Füssen zu verlieren. Carla Hirt nimmt teil an den Freizeitaktivitäten des Bildungsklubs mit seinen Abendangeboten für Menschen mit geistiger Behinderung. Im Ferienlager geniesst sie die neue Umgebung. Alle vierzehn Tage verbringt sie das Wochenende bei ihrer Schwester und ihrer Mutter und kehrt danach in ihr neues Daheim zurück. Ihrer Arbeit in der Werkstatt geht sie mit grösster Sorgfalt nach. Wenn am Abend oder bei Festen Musik erklingt, fahren ihr die Töne in die Glieder und sie beginnt sich zu wiegen. Auf einmal ist sie eine Tänzerin, welche ihre Begabung sonst nur im zirkelnden Gang und im kunstvollen Winken verrät. Bei der Besetzung der Rollen im traditionellen Theaterspiel im Haus Maihof wird Carla Hirt nie ausgelassen. Wenn sie sich im Anschluss an die Vorstellung dann gekonnt vor dem Publikum verneigt, so ist zu sehen, dass sie nicht das erste Mal auf der Bühne steht. Von Carla selbst ist nichts Näheres darüber zu erfahren, in vielem bleiben ihre Erfahrungen ein Geheimnis. Offensichtlich hat sie wieder Zugang zu ihren Gefühlen, wo vergangenes und gegenwärtiges Erleben im Selbst verankert sind. Beim Malen hält sie ihre Welt auf dem Blatt schön geordnet beisammen. Mensch und Tier, Sonne und Pflanze, Haus und Auto sind mit Kopf, Strahlen, Blüten und Dach einander zugekehrt. Es ist eine zentrifugale Kraft im Bild spürbar, weil die versammelten Wesen und Dinge, mit der Fussseite nach aussen weisend, nach vier Seiten hin dem Blattrand zustreben. Doch hat Carla Hirt in der Bildmitte ein Gegengewicht geschaffen, das sie am Davonfliegen hindert. Das offene Zentrum, dem sich die Einzelerscheinungen fügen, bedeutet wohl ihre innere Zusammengehörigkeit.

Kurzporträt

Name: Carla Hirt
geboren am 1. März 1955
Herkunft: Baar
Eltern: Jakob und Margrit Hirt
Geschwister: 5 Brüder, 1 Schwester
ledig
Schulen: Förderung zu Hause, 4 Jahre an privater Sonderschule bei Fräulein Schicker,
2 Jahre Heilpädagogische Sonderschule Zug
Ausbildung: Anlehre in Zuger Werkstätte für Behinderte an der Ägeristrasse in Zug
Beruf: stellt im Beschäftigungsatelier der Stiftung Maihof kunsthandwerkliche Gegenstände und Bastelartikel her.
wichtige Nebenbeschäftigung: nimmt an Kursen des Bildungsklubs (Freizeit- und Abendangebote für Menschen mit Behinderungen) teil
Lieblingsbeschäftigungen: Bücher anschauen und lesen, Zeit für sich haben, Wochenendbesuche zu Hause, tanzen
Freundschaften: Monika Fässler, Theodor Rast
Ziele: familiäre Beziehungen, Beziehungen zu den Bewohnern des Hauses Maihof, zu den Betreuerinnen und Betreuern leben und vertiefen,
vielleicht ein Instrument, z. B. Gitarre spielen lernen

Tobias Schönbächler, Vermögensberater *Der Herr der Zahlen*

Ronald Schenkel

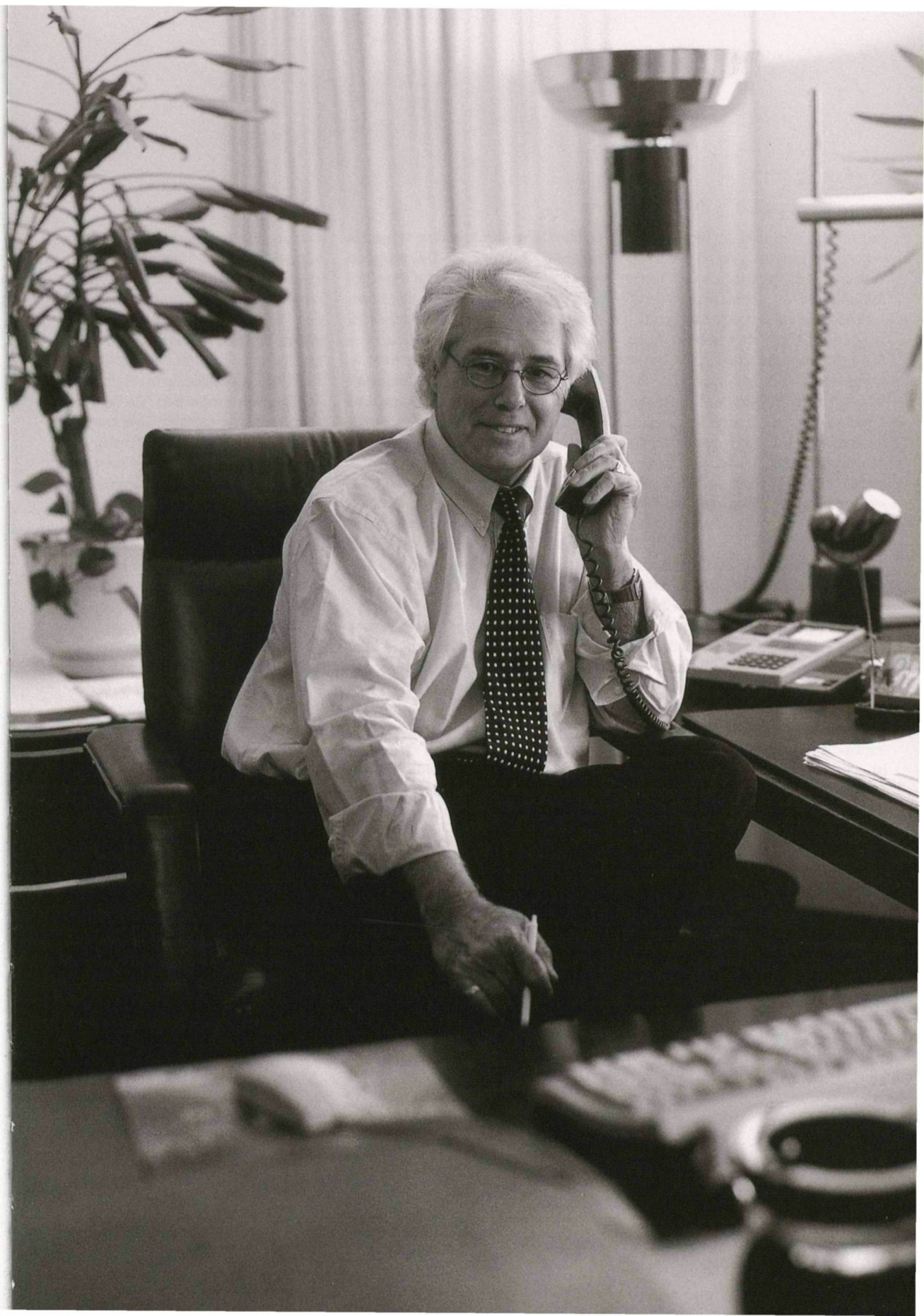
Auf dem Computerbildschirm stehen vier weisse Felder nebeneinander. Auf diesen sind Zahlenreihen angeordnet. Einzelne Zahlenblöcke sind mit Farbe markiert. Die Zahlen verändern sich, nehmen zu oder ab. Tobias Schönbächler verfolgt die Veränderungen auf dem Bildschirm. Seine rechte Hand, an der golden der Ring mit dem Familienwappen glänzt, liegt auf Maus. Er klickt einzelne Zahlen an, öffnet eine neue Seite, sucht eine bestimmte Stelle. Tobias Schönbächler gleicht, wie er hinter seinem Arbeitsplatz aus schwerem, dunklem Holz sitzt, einem Kapitän auf der Brücke seines Schiffes. Doch anstatt aufs Meer blickt er auf den Bildschirm, wo die Zahlen in Säulen stehen, die bei Veränderungen jedoch leicht ins Schwanken geraten. Dies kann für ihn das Zeichen sein zu handeln.

Die Zahlen sind Kurse, Kurse von Devisen, von Wertpapieren, von Edelmetallen. Tobias Schönbächler ist Vermögensberater. Sein Beruf ist es, im richtigen Moment zu kaufen oder zu verkaufen, und das mit Geld, viel Geld, mit dem Geld anderer Leute. Gegenwärtig scheint es angebracht, Dollars zu kaufen. «Der Kurs sinkt schon den ganzen Tag über.» Um Zehntel allerdings nur. Aber wenn der Einsatz gross genug ist, bringt auch die Zehnteldifferenz etwas.

Tobias Schönbächler ist selbständig. Den Sprung in die Unabhängigkeit machte er 1986 – aus grosser Höhe. Vom Vizedirektorenposten bei der Zuger Kantonalbank wagte er den, wie er sagt, kalkulierten Schritt in eine neue Zukunft. Diese sollte sich als äusserst ungewiss herausstellen; denn kaum begann er in seinem eigenen Unternehmen zu wirken, brach 1987 die Börse zusammen. Andere wären in Panik geraten oder hätten so rasch wie möglich eine sichere Anstellung gesucht. «Ich hatte aber einen Kunden, der bereits zweimal beinahe sein Vermögen verloren hatte. Nur dank Goldbesitz konnte er einen Teil davon retten. Seine Ratschläge haben mir geholfen.» Die Ratschläge bestanden nicht in Anlegerkniffen. «Der Mann hatte ganz einfach Lebenserfahrung, und ich lernte von ihm, Ruhe und die Nerven zu bewahren.» Heute hat Tobias Schönbächler keinen Grund, seine Entscheidung von damals zu bereuen. Der Zuger Vermögensberater ist erfolgreich und besitzt einen ansehnlichen Kundenstamm, «ohne dass ich auch nur einmal hätte Werbung für mich machen müssen.»

Von der Selbständigkeit träumen viele. Nur wenige verwirklichen ihren Traum. Wer weiss, wie es ist, sein eigener Herr zu sein, wird nichts dagegen tauschen wollen. Tobias Schönbächler würde nie wieder auf eine Bank zurückkehren wollen, obgleich auch die Selbständigkeit ihren Preis hat. «Das einzige, was mir allenfalls fehlt, ist der Kontakt mit Menschen.» Als er noch bei der Zuger Kantonalbank arbeitete, waren es vor allem die Lehrlinge, denen er viel Aufmerksamkeit widmete. «Ich habe mich immer wieder um sie gekümmert, auch wenn es um persönliche Entscheidungen ging.»

Andern sinnvoll helfen und Lösungen finden, vermögen wahrscheinlich nur Menschen, die selbst zuhören und Ratschläge akzeptieren können. Tobias Schönbächler spricht von seinen Wurzeln, von der Kind-



heit auf dem Bauernhof des Grossvaters – «ein kleines Heimatli in der Nähe von Einsiedeln». Auf diesem Bauernhof hat Tobias Schönbächler das Leben kennengelernt: «Ich habe meinen Grossvater mit den Tieren sprechen hören. Ich war dabei, als die Kuh kalberte und das Schwein geschlachtet wurde.» Sein Vater war Lehrer. Der Geschwister waren sieben. Da blieb für den Einzelnen nicht viel Zeit übrig. Aber auf dem Bauernhof des Grossvaters gab es Zeit für Zuwendung und Gespräche. «Ich finde es schade, dass man heute den Alten nicht mehr zuhört. Sie haben die Erfahrung, wissen mehr über das Leben als man selbst.»

Während er spricht, wandert der Blick immer wieder auf den Bildschirm. Tobias Schönbächler entschuldigt sich, greift zum Telefon, wählt die Nummer eines Kunden und teilt ihm den momentanen Dollarkurs mit. «Wahrscheinlich sinkt er noch etwas weiter», prognostiziert Schönbächler, lässt den Kunden jedoch selbst wählen: «Kaufen oder zuwarten? » – «Wir wollen noch etwas warten», meint der Kunde. Schönbächler ist einverstanden. «Dieser Kunde ist ein Ausnahmefall. Er sitzt selbst vor dem Bildschirm und verfolgt die Entwicklung. Normalerweise entscheide ich, wann gekauft oder verkauft wird. Ich trage dann allerdings auch das Risiko.» Selbständige Vermögensberater sind Menschen, die, geht die Sache schief, von keiner Staatsgarantie und keiner Direktion geschützt werden. «Aber das ist mir lieber, als eine Rolle zu spielen und in einer Hierarchie eingeklemmt zu sein.» Auch deswegen hat er bei der Zuger Kantonalbank den Sessel eines Vizedirektos geräumt, von der er aber viel profitiert habe. «Ich habe in den 15 Jahren meiner Tätigkeit bei der ZKB vor allem wertvolle Erfahrungen gesammelt.» Und im Grunde seien es eigentlich die Kunden gewesen, die ihn zur Selbstständigkeit gedrängt hätten. «Sie wollten, dass ich ihre Depots auch bei anderen Banken verwalte. Mit gutem Gewissen konnte ich das nur als selbständiger Vermögensberater tun. Auf keinen Fall als Vizedirektor der ZKB.»

Gleichzeitig hat Tobias Schönbächler eine beachtliche Militärkarriere gemacht, ist in dieser Hierarchie bis zum Hauptmann aufgestiegen. Kein Widerspruch? «Als Kadi konnte ich selbständig entscheiden und Menschen auf meine Art und Weise führen.» Diese Art bestand darin, Vorschriften so auszulegen, dass sie seinen Soldaten nützlich sein konnten. «Einmal kam ein Bauer zu mir und erzählte, dass seine Kuh kalbern würde und die Frau allein zu Hause sei. Ich liess den Bauern auf seinen Hof zurückkehren, chauffiert im eigenen Jeep von meinem Fahrer. Ich wusste eben, was ein Kalb für einen Bauern bedeutet.» Und das Dienstreglement liess sich so auslegen, dass er dem Mann drei Tage frei geben konnte. «Er stand allerdings am nächsten Tag schon wieder vor mir, und wir waren beide zufrieden, dass mit dem Kalb alles in Ordnung war.»

Mit den Zahlen ist Tobias Schönbächler allein. Aber die Menschen, deren Geld er betreut, sind ihm deswegen nicht egal. «Die Chemie muss stimmen, sonst übernehme ich kein Mandat. » Mit Snobs und Besserwissern will Tobias Schönbächler nichts zu tun haben. Dahinter steckt auch eine Portion Selbstschutz. «Das sind die, welche sich beschweren, wenn im ersten Monat die Rendite nicht wenigstens 20 Prozent beträgt.» Und weil jeder inzwischen über Internet verfügt und selbst in die Börse einsteigen kann, hat sich das Geschäft verändert. Mit der Anonymität hat die Gleichgültigkeit gegenüber den andern um sich gegriffen. «Nur der Erfolg zählt.»

Auch Tobias Schönbächler verschiebt täglich Tausende von Franken. Ein Spiel, bei dem einem wohl leicht die Bedeutung von Werten abhanden kommt, wenn man keinen festen Boden unter den Füssen hat. «Immer wieder kehre ich deswegen nach Einsiedeln zurück, um dort in mich gehen zu können.» Die heimatliche Scholle als Sprungbrett in die vernetzte Welt der Hochfinanz? Für Tobias Schönbächler eine Selbstverständlichkeit. «Man muss wissen, woher man stammt, damit man sich in der Welt zurechtfindet.»

Dem Nachkommen von Auswanderern ist die Welt denn auch nicht zu gross. Eher wird ihm die Schweiz, wird ihm Zug zuweilen zu eng. «Die Reglementierung von allem und jedem nimmt einem jede Freiheit», beklagt sich der selbständige Unternehmer und macht sich über den Eifer, mit dem Müll sortiert wird, lustig. «Dafür fehlt dann der Mut für wirkliche Taten.» Für Taten wie in der Gründerzeit, als die Gipfel mit Bergbahnen gestürmt wurden, als die Tunnels gebaut und die Ebenen kanalisiert wurden. Eine zweite Röhre am Gotthard wäre so eine Tat, meint Tobias Schönbächler, zukunftsweisend, unternehmerisch. «Stattdessen sortieren wir Müll.»

Die Taten der letzten Generationen sind nicht nur in seinem Bewusstsein festgehalten. Tobias Schönbächler pflegt eine Sammlung alter Wertpapiere, unter denen sich nicht wenige Aktien von Bergbahnen befinden, Aktien der Arth-Rigi-Bahn etwa oder der «AG Elektrische Bahn Brunnen-Morschach». Die Gründer wie ihre Gesellschaften sind inzwischen Geschichte. Der Shareholder-value von einst hat sich auf den Wert bedruckten Papiers reduziert. Doch die Bahnen – wenn vielleicht auch nicht alle – fahren noch. Für einen Mann der Börse sind solche Einsichten nicht unwesentlich. «Es ist kein gutes Zeichen, wenn Firmen an der Börse mehr verdienen als in ihrer angestammten Produktion.» Ja, die Zeiten haben sich verändert. In den Augen des Vermögensberaters nicht nur zum Guten. Mit dem Gedanken, aus dem Business auszusteigen, kokettiert Tobias Schönbächler allenfalls. «Ein Hof im Burgund, wo ich Schafe züchten könnte. Das wäre nochmals eine Vision.» Seine Frau Sylvia würde auch dies mittragen, wie sie bereits seinen Abschied von der Bank unterstützt hatte. «Ohne sie hätte ich es nie gewagt und nie geschafft», sagt der Vermögensberater. Sie sei es auch gewesen, die ihm die Augen geöffnet habe für die Kunst, für andere Länder, für ein Leben jenseits der Zahlen. Tobias und Sylvia Schönbächler haben zwei Kinder. Die zwei Töchter sind erwachsen und selbständig. Die eine ist Glaskünstlerin und lebt in Venedig, die andere arbeitet für Swissair. Kein familiärer Grund, seinen Traum vom Gut im Burgund zu verwirklichen, hält ihn zurück.

Der Vermögensberater wirft wieder einen Blick auf den Bildschirm, ruft eine besondere Tabelle auf, kontrolliert den Stand von Leitzinsen. In seinem Kopf verweben sich die Informationen, ein Bild entsteht. Die Zukunft findet in den nächsten zehn Minuten statt. Kaufen, verkaufen. Ein Spiel, und jeden Tag fängt es von neuem an, jeden Tag verläuft es anders. Die Faszination erlischt nicht so rasch. Der Herr der Zahlen weiss ganz einfach zu viel, als dass ihn die Langeweile einholen könnte.

Kurzporträt

Name: Tobias Schönbächler
geboren am 4. Dezember 1940
Herkunft: Gross / Einsiedeln, aufgewachsen in Oberägeri
Eltern: Gottfried und Lina Schönbächler-Betschart
Geschwister: 7
Familie: verheiratet mit Sylvia
Kinder: zwei erwachsene Töchter
Schulen: Primar- und Sekundarschule Einsiedeln
Ausbildung: Banklehre, Weiterbildung
Beruf: Vermögensberater, Inhaber der Firma Tarios Finanz AG, vorher bei Grossbanken und der Zuger Kantonalbank tätig
Freizeitbeschäftigung: Streifzüge durch Frankreichs Antiquitätenmärkte, alte Wertpapiere sammeln
Mitgliedschaft: Panathlon-Club Zug

Regula Koch

Regula Koch, Kulturbeauftragte *Kultur fördern können*

Barbara Lukesch

Regula Koch hat Temperament. Ihr Händedruck geht unter die Haut. Ihr Schritt ist bestimmt. Erzählt sie etwas, ist sie sofort bei der Sache. Schnörkellos, direkt , ohne einleitendes Geplänkel. Sie sei eine Macherin, sagt sie, die gern etwas an die Hand nimmt und der es ohne Herausforderungen langweilig wird. Ihre Gründlichkeit und Hartnäckigkeit beim Verfolgen eines Zieles hat sie beim Klavierspielen gelernt. Schon als Kind bekam sie Unterricht und realisierte, dass sie nur mit Geduld und Konzentrationsvermögen Fortschritte machte. Für die Musik, ihre grosse Leidenschaft, brachte sie beides auf, während sie am Gymnasium immer wieder kurz vor dem Aufgeben stand. Sie habe halt nur noch das Klavier im Kopf gehabt und bereits während der letzten Gymnasialjahre gleichzeitig das Konservatorium in Luzern besucht. Als sie 23 Jahre alt war, nach dem Klavierdiplom, kam dann plötzlich die grosse Krise. Wollte sie wirklich ihr ganzes Leben Klavier spielen? Eine Solistenkarriere traute sie sich nicht zu, und die geborene Pianolehrerin war sie auch nicht. Hätte sie früher realisiert, dass eigentlich das Cello ihr «Leibinstrument» war, wäre sie vielleicht Berufsmusikerin geblieben.

So nahm sie kurz entschlossen etwas ganz Neues in Angriff und begann Germanistik zu studieren. Richtig warm wurde sie allerdings nie mit Goethe, Lessing und Grillparzer. Die Musik blieb ihre Heimat; die Freunde vom «Konsi» waren weiterhin ihre engsten Bezugspersonen, und nach drei Jahren waren ihre Entzugserscheinungen so stark, dass sie sich exmatrikulieren liess und am Konservatorium in Basel ihr Klavierstudium beendete. In der Folge schloss sie auch noch ihr Universitätsstudium in Zürich mit dem Lizentiat ab. Jetzt hatte sie zwar zwei Abschlüsse, wusste aber noch immer nicht genau, wohin ihr beruflicher Weg sie führen würde. An der Uni hatte sie gelernt, präzise zu denken, Konzepte zu schreiben und klare Fragen zu stellen. In ihrer Familie, in der Musik, Malerei und Kunstgeschichte von jeher einen hohen Stellenwert hatten, hatte sie das Glück erfahren, das mit der Hingabe an die schönen Künste verbunden ist. Als Mitarbeiterin der Internationalen Musikfestwochen Luzern und Mitglied der Luzerner Kulturförderungskommission bekam sie zudem Einblick in den Kulturbetrieb und erwarb sich wertvolles Know How.

Als der Kanton Zug vor fünf Jahren eine Kulturbeauftragte suchte, schlug ihre Stunde. Sie las den Stellenbeschrieb und vermutete, dass sie an dieser Scharnierstelle zwischen Kulturschaffenden und Politikern, mithin Geldgebern, all ihre Talente, Neigungen und Erfahrungen auf ideale Art würde einbringen können. Eine Luzernerin wurde Zugs erste ausdrückliche Kulturbeauftragte, zunächst in einer Fünfzig-Prozent-Anstellung; später dann, als ihr die Arbeit über den Kopf zu wachsen drohte, mit einem Neunzig-Prozent-Pensum.

Dass ihr Arbeitsort fortan Zug sein würde, übte von Anfang an einen speziellen Reiz auf sie aus. Das idyllische Städtchen am See war ihr aus Kindertagen vertraut, hatte ihre Familie hier doch enge Freunde, bei denen sie oft auf Besuch weilte. «Zug», sagt Regula



Koch, «war für mich immer mit guten Gefühlen verbunden.» Gleichzeitig schätzte sie es, dass sie als Luzernerin kaum jemanden der ortsansässigen Künstler, Malerinnen, Bildhauer und Schmuckkünstlerinnen persönlich kannte, mithin über wohltuende Distanz zum Zuger «Kulturkuchen» verfügte. Einen gewissen Abstand hat sie sich bis heute bewahrt. Sie arbeitet zwar täglich in ihrem Büro an der Baarer Strasse und ist oft auch abends und am Wochenende in der Kulturszene unterwegs. Wohnen tut sie gleichwohl in Luzern, jener Stadt, in der noch immer einige ihrer besten Freunde wohnen, ihre «Haustiere», wie sie diese Menschen liebevoll nennt. In Zug, sagt sie, sei sie eine öffentliche Person und verkörpere den Kanton, von dem alle immer etwas wollen, nämlich Geld.

Kulturbeauftragte im Kanton Zug zu sein, sei tatsächlich ein ganz besonderer und dankbarer Job. Sie empfinde es als Privileg, aber auch als verpflichtende Herausforderung, in einem Kanton wirken zu dürfen, der grundsätzlich noch über die nötigen Mittel verfügt. Zudem seien nicht nur der Kanton und seine Politiker offen für die Anliegen der Kultur, sondern auch die Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr sei ein überaus wichtiger finanzieller und ideeller Partner. So steht sie also nicht unter dem Zwang, Geldgesuche von Kulturschaffenden a priori aus Finanzmangel abzuklemmen, sondern ab und zu auch in der Pflicht, abzuwägen, ob all die bewilligten Gelder auch zu Recht gesprochen werden und ob der damit verbundenen Verantwortung auch wirklich Rechnung getragen wird. Zwar bestehe laut Zuger Kulturgesetz zum Beispiel der Auftrag, begabte Kantonseinwohnerinnen und -einwohner zu fördern, doch gerade bei jungen Menschen könne das Ziel ja nicht darin bestehen, allenfalls falsche Illusionen zu schüren. Ein Dilemma, das sie mitunter an ihrer Arbeit auch zweifeln lasse.

Doch im Grunde genommen liebt sie diesen Job heiss, nennt ihn einen «Glücksfall» und antwortet all jenen, die gern einmal etwas Kritisches von ihr zum Kanton Zug hören würden: «Ich müsste lügen, wenn ich an Zug herummeckern wollte.» Dieser Kanton sei einfach speziell und fasziniere sie nicht zuletzt wegen seiner Kontraste: Hier alt, da modern; hier konservativ, manchmal stur, da aufgeschlossen und weltoffen. Wenn irgendwo Gegensätze aufeinanderprallen, wenn sich Risse abzeichnen oder Brüche auftun, ist Regula Kochs Interesse geweckt. Das war auch so in Berlin, jener grossen deutschen Stadt im Umbruch, in der sie Mitte 1997 ein Werkatelier einrichten konnte. Sie gerät regelrecht ins Schwärmen, wenn sie von jenem 80 Quadratmeter grossen Loft im Herzen Berlins erzählt, das der Kanton Zug seither mehreren Kulturschaffenden pro Jahr für einen drei- bis sechsmonatigen Werkaufenthalt zur Verfügung stellt.

In dieses Projekt hat sie Herzblut, aber auch viel Arbeit investiert. Während vieler Tage und Nächte hat sie selber mit Hand angelegt, hat beim Umbau geholfen, Möbel, Geschirr und Besteck gekauft und herumtransportiert. Sie liebe Berlin, sagt sie, jenen Schmelztiegel der Nationen, Kulturen und Epochen, und fühle sich schon fast wie daheim unter all den Menschen, die sie dort kennengelernt habe. Den Zuger Künstlern bietet der Aufenthalt in der Grossstadt die Möglichkeit, so Koch, «ihren Horizont zu erweitern, neue Impulse zu bekommen und zu erfahren, dass Zug und die Schweiz nicht das Mass aller Dinge sind.» Das sei sinnvolle Kulturförderung, zu der sie uneingeschränkt ja sagen könne; denn die Konfrontation mit Neuem, Fremdem und Ungewohntem verfeinere und verfestige nicht zuletzt auch die eigene Identität.

Diejenigen, die bisher in den Genuss dieses Stipendiums kamen, sind tatsächlich reich an Eindrücken, Erfahrungen und mitunter auch irritierenden Gedanken zurückgekehrt: «Es ist mir nicht leicht gefallen», schreibt einer von ihnen im Nachhinein, «mich wieder einzuordnen an einem Ort, wo alles schon fertig ist, alles gestaltet ist, wenig Fragen offen sind, alles möglich ist und trotzdem wenig getan werden kann. Hier fehlt das ‹Provisorische›, die Freiräume, die Raum offen lassen für Neues und Experimentelles.» Die Sensibilität dieser Sätze gefällt Regula Koch, sollten Künstler gemäss ihrer Vorstellung doch «Seismographen» sein, offen für gesellschaftliche Entwicklungen und Veränderungen. Um Zugs Kulturschaffende bei der Realisierung dieses anspruchsvollen Ziels zu unterstützen, möchte die 42-Jährige ihnen, wenn immer möglich, noch zu einem zweiten Ausland-Atelier verhelfen. In Paris, London, New York? Sie lacht und schweigt. Über ungelegte Eier wird nichts verraten.

Kurzporträt

Name: Regula Koch
geboren am 7. Juli 1957
Herkunft: Luzern
Eltern, Geschwister: in einer Arztfamilie mit zwei Brüdern aufgewachsen
ledig
Schulen: Primarschule und Gymnasium Typus B
Ausbildung: lic. phil. I, Pianistin
Beruf: Kulturbeauftragte des Kantons Zug;
davor 20 Jahre Klavierlehrerin und journalistische Tätigkeit
Freizeitbeschäftigungen: Kultur und Sport

Todorovič

Helena Todorovič, Bargerantin *Frühaufsteherin des Lebens*

Andreas Grosz

Die «Panorama-Bar» in Zug. Hinter der Theke steht Helena, die Pächterin. Ein Mann sitzt aufrecht vor einem Glas Bier und kaut Salznüsse. Ein Rosenverkäufer streift schüchtern durchs Lokal. Helena begrüsst einen neuen Gast, einen älteren Herrn. «Suchst du wieder deine Familie?» fragt sie ihn. Er blickt sich um und sagt: «Ja, ich suche meine Familie.» Ein lauer Abend, die Sonne steht schon tief. Auf der Terrasse der süsse Geruch der grossen Linde vom Landsgemeindeplatz.

«Ich kenne viele von den Leuten, die hierher kommen», sagt Helena, «aber die wenigsten wissen Näheres über mich. Ich höre den Gästen gerne zu, jeder hat seine eigene Geschichte. Als Mülleimer fühle ich mich deshalb nicht, manchmal eher wie eine Mutter von hundert Kindern. Ich arbeite nun seit sieben Jahren hier, vielfach sechs oder sieben Tage die Woche, und es macht mir immer noch Freude, es ist wie ein Film: das Thema ist immer dasselbe, aber die Schauspieler wechseln täglich, und die Atmosphäre ist immer wieder anders. Jeder Tag ist anders als der vorige, jeder ist spannend und ein Geschenk. Hier kann ich selbständig arbeiten, und das gefällt mir. Man lässt mich leben und gibt mir selten zu verstehen, dass ich Ausländerin bin. In meiner Bar fühle ich mich zu Hause. Ich blicke aufs Grün, auf den See, da unten ist die Strasse, und ich lebe hier auf meiner eigenen Wolke.»

Kürzlich reiste Helena für ein paar Tage nach München. In der Westendstrasse hat sie die ersten acht Jahre ihres Lebens verbracht. Eine Dreizimmer-Wohnung im ersten Stock, eine Wendeltreppe führte empor. 1964 waren ihre Eltern aus Jugoslawien nach München gezogen, mit der festen Absicht, in die Heimat zurückzukehren, sobald sie genügend Geld gespart haben würden. Der Vater arbeitete in einer Brauerei, die Mutter in Restaurants, später in einer Reifenfabrik. 1973 kam der Sohn zur Welt, ein Jahr später folgten die beiden Töchter, Zwillinge. Helena hatte diese Reise schon lange unternehmen wollen. Und dann, im Juni dieses Jahres, der Entschluss, sich ein Visum zu besorgen und hinzufahren. Sie hat alles wiedererkannt, es war alles noch so, wie sie es in Erinnerung hatte, nur viel kleiner. Sogar den Biergarten hat sie besucht, in welchem die Familie Todorovič an manchem Sonntag gesessen war, hat Bier getrunken und einen Salzhering gegessen. «Sechzehn Jahre sind vergangen, seit ich die Stadt verlassen habe», sagt sie, «aber nun war es, als seien es 100 gewesen. In München habe ich die schönste Zeit meines Lebens verbracht, denn damals waren wir alle noch beieinander: die Eltern und wir Kinder. Es war schön, das Haus und die Strasse unverändert vorzufinden, aber auch traurig, weil das Leben, das wir dort geführt haben, für immer vergangen ist.»

In München ging sie zur Stadtverwaltung und nahm Einsicht ins Geburtsregister. Da standen Name, Datum und Uhrzeit: Jelica Helena Todorovič, geboren am 16. Dezember 1974 um 06.00 Uhr. Und dann: Verica Todorovic, geboren am 16. Dezember 1974 um 06.05 Uhr. Ihre Zwillingsschwester. «Wir waren unzertrennlich, trugen dieselben Kleider, waren immer in derselben



Klasse und hatten keine Geheimnisse voreinander. Wir waren zweieiige Zwillinge, aber einander sehr ähnlich. Sie war etwas unruhiger, lebendiger als ich, auch härter, entschiedener.»
Als die beiden Schwestern acht Jahre alt waren, schickten die Eltern sie und Miroslav, den Bruder, zu den Grosseltern mütterlicherseits. Diese lebten in Bosnien, in einem Dorf bei Maglaj. Es war eine Reise aus der Zivilisation in die Wildnis. In Deutschland hatten die Kinder alles gehabt, Tische, Betten, Geschirr, und hier assen alle aus demselben Topf. Zwanzig Leute lebten hier auf engem Raum, die ganze Familie ihrer Mutter, alle die Onkel und Tanten, Neffen und Nichten. Um essen zu können, mussten die Kinder arbeiten. Vormittags gingen sie zur Schule, nachmittags arbeiteten sie im Haushalt oder betreuten die Kleinen. Damals ging Helenas Kindheit zu Ende, sie musste die Rolle einer Erwachsenen übernehmen. Am schlimmsten aber war die Trennung von den Eltern, die Sehnsucht nach ihnen. Sie kamen ihre Kinder einmal im Jahr besuchen, mehr nicht. Es war keine schöne Zeit, aber so lernte Helena früh, sich den Verhältnissen anzupassen und auf eigenen Füssen zu stehen. Sie sagt: «Ich bin eine Art Frühaufsteherin des Lebens, immerhin bin ich morgens um sechs zur Welt gekommen, an einem Montag um sechs.»
Vier Jahre später verliessen die drei Kinder das Dorf ihrer Grosseltern in Bosnien und zogen zu den Grosseltern väterlicherseits. Diese lebten in der Vojvodina, in der Nähe der Stadt Sombor, wo die Ungarn die Mehrheit der Bevölkerung bilden. Hier war es besser: weniger Arbeit, weniger Armut, dafür mehr Freiheit und Fürsorge; vormittags Schule, nachmittags Berufsbildung, und in der Ferienzeit verdienten sich die Kinder bei der Obst- oder Maisernte ihr Taschengeld. Helena lernte Damenschneiderin, während ihre Schwester einen Informatikkurs besuchte.
Wiederum vier Jahre später kehrten die Eltern aus München zurück. Sie hatten nun genügend Geld, um im Dorf mit dem Bau eines grossen eigenen Hauses zu beginnen, das der ganzen Familie Platz zum Leben bieten würde. Aber Helena beschloss, kaum 16jährig, zu heiraten, aus Liebe und gegen den Willen der Eltern. «Ich war reif genug», sagt sie, «ich hatte gelernt, mein eigenes Leben zu führen. Ich bin schlecht manipulierbar, meine Lebensrezepte gebe ich mir selber. Zum Beispiel hüte ich mich vor festen Plänen. Das erspart mir Enttäuschungen, wie sie meine Eltern erlebt haben. Sie hatten alles auf lange Sicht hinaus geplant, aber ihr Traum hat sich nicht erfüllt. Sie haben zwar ein grosses Haus mit Tieren und Garten, aber ihre Kinder sind weit weg von ihnen.»
Ende 1991 reiste Helena in die Schweiz. Zuerst lebte sie in Unterägeri, schlug sich als Putzfrau durch, als Küchenhilfe, Buffetmädchen, Serviertochter und später als Eisverkäuferin, unten auf der Seestrasse vor dem «Schiff». Von dort waren es nur noch ein paar Treppenstufen bis zur Bar, in der sie seit sieben Jahren arbeitet. Hier lernte sie zum zweiten Mal Deutsch. Es bereitet ihr Vergnügen, den Gästen aufs Maul zu schauen, Wörter und Wendungen zu stibitzen und so ihr Vokabular täglich zu erweitern. Und das macht sie dann noch schlagfertiger. «Helena, bekomme ich noch etwas?», fragt ein Gast nach Mitternacht. Und die Antwort folgt sogleich: «Kein Problem: Hausverbot, mündlich oder schriftlich.» Das sagt sie zwar zum Scherz, aber wenn sie es einmal ernst meinen würde? Dann würde es gelten, denkt sich der stille Beobachter.
Gewöhnlich steht sie um zehn oder elf Uhr vormittags auf. Bis um fünf Uhr nachmittags die Bar öffnet, hat sie frei. Zeit zum Lesen, Schneidern, Spazieren, Meditieren. Sport treibt sie keinen, sie läuft ja täglich genug, und auf Krafttraining kann sie auch verzichten, da reichen ihr die Harasse, die es zu heben gibt. Bisweilen malt sie in ihrer Freizeit, um innerlich zu Kräften zu kommen. Es ist anstrengend, jeden Tag Dutzenden, manchmal Hunderten von Menschen zu begegnen, sie zu bedienen, mit ihnen zu sprechen, immer aufmerksam und wach zu bleiben und die Übersicht zu bewahren, sich einzumischen, wenn Streit entsteht, und die Anzüglichkeiten gewisser Männer zu parieren. Dann kommt es vor, dass sie laut und deutlich spricht und sich Respekt verschafft. Vier Fünftel ihrer Gäste sind männlich, und sie findet es schade, gehen Frauen nicht öfter aus.
«Bei mir sind alle gleichberechtigt, meine Freundlichkeit hängt nicht davon ab, wieviel ein Gast konsumiert. Ich teile die Leute auch nicht nach Nationen und Religionen ein, nach Rassen und Klassen. Wer mir die Hand reicht, dem reiche ich die meine, und wer mir ein Lächeln schenkt, dem schenke ich das meine. Aber so wie ich niemanden herabsetze, so verwöhne ich auch niemanden. Ich habe viele Kolleginnen und Kollegen, die mir wichtig sind, doch die wichtigste Person in meinem Leben ist und bleibt Stephan, mein Freund.» Es sind nun beinah acht Jahre vergangen, seit sie in die Schweiz gekommen ist. Bisher hat sich ihr Leben alle acht Jahre vollkommen verändert. Manchmal fragt sie sich, ob dies bald wieder der Fall sein könnte. Es ist nicht auszuschliessen, auch wenn sie vor kurzem einer Verlängerung des Pachtvertrages zugestimmt hat. Acht Jahre sind auch vergangen, seit sie ihre Zwillingsschwester nicht mehr gesehen hat. 1992 ist Verica aus Sombor weggegangen, spurlos verschwunden, wie man sagt. Niemand von ihrer Familie weiss, wo sie sich aufhält. Helena hat von ihr nichts weiter als ein 7jähriges Foto. Sie hat schon alles Mögliche unternommen, um etwas über sie in Erfahrung zu bringen: Polizei, Interpol, Konsulate, Einreisebehörden. 1994 ist Verica in Bologna gesehen worden, seither hat niemand Nachricht von ihr. Es ist Helenas grösster Wunsch, ihre Schwester wiederzufinden. Sie beneidet alle Zwillinge, die noch zusammen sein können. Es scheint gegenwärtig wenig äussere Anzeichen dafür zu geben, dass tatsächlich eintreffen wird, wonach sie sich sehnt, aber ihre Hoffnung ist ungebrochen. «Diese Hoffnung gibt mir täglich Kraft. Mich kann nichts auf der Welt dazu bringen, meine Familie zu vergessen. Und ich kenne meine Schwester gut genug, um sagen zu können, dass sie genauso fühlt.

Kurzporträt
Name: Helena Todorovič
geboren am 16. Dezember 1974
Herkunft: geboren in München, lebte dort bis 1982, anschliessend in Bosnien und in der Vojvodina / Bundesrepublik Jugoslawien, seit 1991 in der Schweiz
Geschwister: Bruder Miroslav, Zwillingsschwester Verica
geschieden, keine Kinder
Schule: Grundschule
Ausbildung: Schneiderlehre
Beruf: Bargerantin
Freizeitbeschäftigungen: Malen, Lesen, Meditieren
Mitgliedschaft: Altstadtbarszene

Jürg Rother, evangelisch-reformierter Pfarrer

«Nicht gleich von der Kanzel herunterschiessen»

Carlo Meier

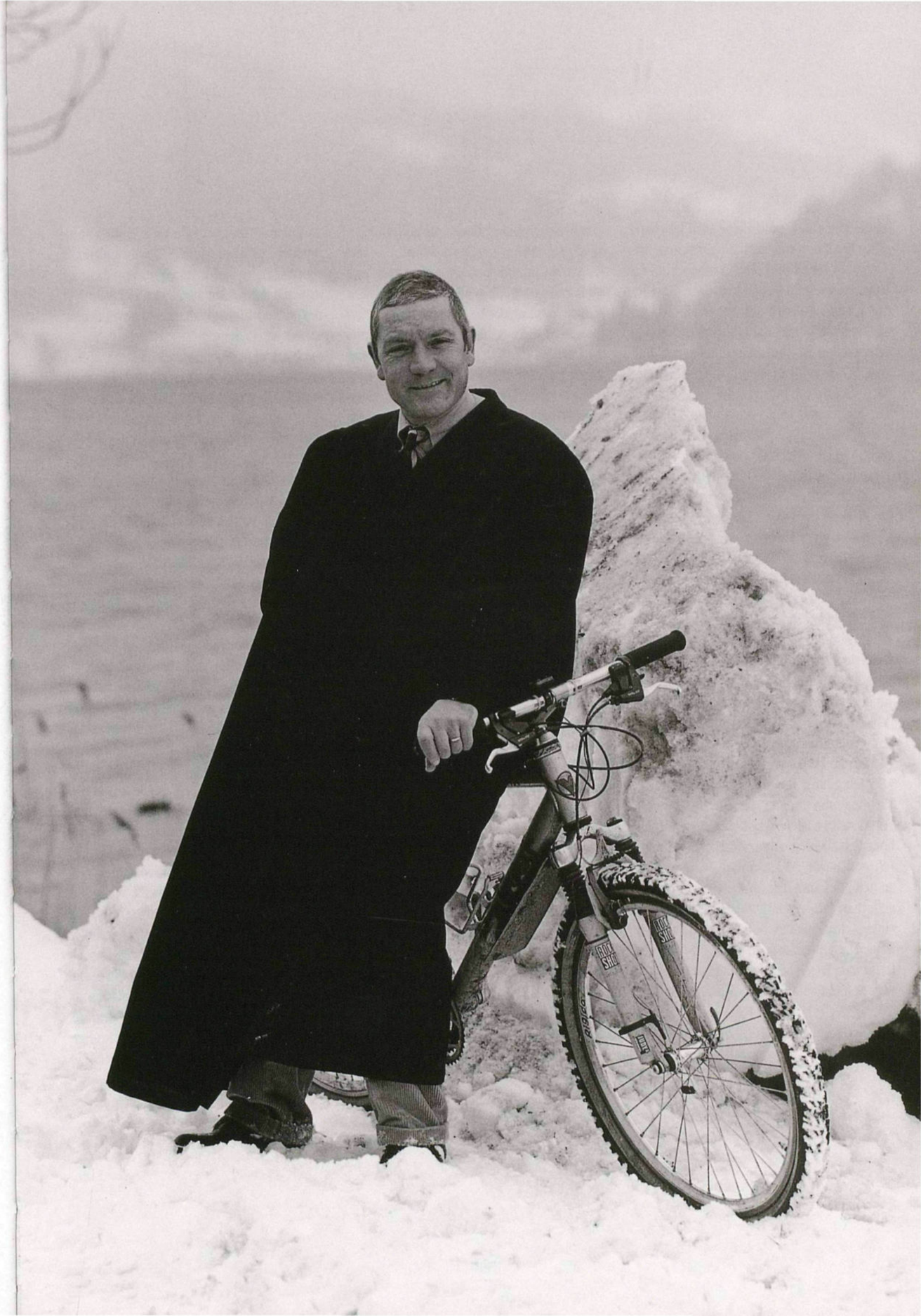
Ein weisses 7-Zimmerhaus direkt gegenüber dem Ortschild, vom Seeufer nur durch die starkbefahrene Hauptstrasse getrennt. Im Parterre befindet sich das Oberägerer Pfarramt der Evangelisch-Reformierten Kirchgemeinde Ägeri. Jürg Rother öffnet die Tür, noch bevor ich klingeln kann. Von seinem Schreibtisch aus hat er den Weitblick auf das Geschehen, wie man das von einem Pfarrer erwartet. Abgesehen davon hat der 42-Jährige gar nichts mit der Klischeevorstellung eines Pfarrers gemein: trendy Kurzhaarschnitt, stellenweise leicht ergraut, Blue-Jeans, engsitzendes Shirt, sportliche Erscheinung.

Während er in der Küche im oberen Stockwerk Kaffee für uns macht, habe ich Gelegenheit, die wandfüllende Büchersammlung im Büro zu studieren. Bibeln in verschiedenen Übersetzungen, Lebensberichte, Theologie (vorwiegend in englischer Sprache), Psychologie, Kommunikation. Auch Dutzende von Videokassetten sind da: «Jesus von Nazareth», Teil 1-4, «Sister Act», «Ben Hur». Nun ist er mit dem Kaffee zurück. Wir setzen uns an den gelben Bistrotisch, der mit bunten Stühlen eine lockere Atmosphäre in das ziemlich kleine Büro bringt.

Seit 1985 ist Jürg Rother Pfarrer. Zuerst, erzählt er, habe er Sportlehrer werden wollen. Doch dann kam jener Tag, an dem er «eine Begegnung mit der Wahrheit» hatte: Nach seinem Traugespräch fragte ihn der örtliche Pfarrer, weshalb er nicht Theologie studieren wolle. «Das war für mich eine Form von Berufung. Ich glaube, dass Gott durch diesen Mann zu mir gesprochen hat. Das gehört zu meinem Verständnis von Gottesbeziehung: Ich rechne damit, dass Gott spricht. Nicht durch Donnergrollen, sondern durch Menschen. Die Frage ist dann nur noch, ob ich es hören will oder nicht.»

Er wollte es offenbar hören, obwohl er sich zunächst dagegen wehrte. «Mein Pfarrerbild war kritisch. Ich dachte, die leben nicht das, was sie erzählen.» Er schloss die Matura auf dem zweiten Bildungsweg ab und bewarb sich am «Baptist Theological Seminary» in Rüschlikon/ZH. Die Hochschule nahm ihn auf, obwohl er kein Baptist war und auch nicht im Sinn hatte, je einer zu werden. So kam es, dass er vier Jahre lang als einziger Nicht-Baptist unter 70 Studenten aus 23 Nationen studierte und mit dem Titel «Bachelor of Divinity» abschloss. In Ergänzung dazu besuchte er Vorlesungen an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich. Und gleichzeitig arbeitete er als Versicherungsagent, kaufmännischer Angestellter und Religionslehrer, um den Lebensunterhalt der Familie zu bestreiten. Denn inzwischen hatte er geheiratet, und die ersten zwei seiner heute vier Kinder waren zur Welt gekommen.

Schon vor seiner «Berufung» hatte Rother eine bewegte religiöse Vergangenheit hinter sich. Aufgewachsen in einem bewusst christlichen Elternhaus in Männedorf am Zürichsee, kam er im Dunstkreis der Zürcher 68er-Strömung Anfang der 70er Jahre in die «Jesus People»-Bewegung. Das war für den damals 15-jährigen Jürg der Startpunkt seiner persönlichen Beziehung zu Gott. «Ich merkte, dass der Glaube bei mir



etwas ankickt. Das forderte eine bewusste Entscheidung: Ich wollte versuchen, als Christ zu leben und den Glauben konkret umzusetzen.» So lief er mit «One Way: Jesus Christ»-Klebern auf der Mappe durch die Gegend, pflegte Kontakte mit den ersten christlichen Wohngemeinschaften und half mit, in der reformierten Kirche seiner Gemeinde Jugendgottesdienste zu gestalten, die bis zu 600 Leute besuchten. «Damals hatten wir radikale Fantasien», erinnert er sich. «Wir träumten davon, eine eigene Gemeinde zu gründen und aus der reformierten Kirche auszutreten, weil wir fanden, die sei sowieso zu wenig christlich – die Pfarrer hätten zwar Theologie studiert, aber sie glaubten nicht an Gott.» Heute lächelt er, wenn er an diese Zeit zurückdenkt. «Das war die 68er-Spätlese. Die Zeit, in der man den Film ‹Easy Rider› schaute und alles Radikale eine Faszination ausübte.»

Nach den wilden Jahren ging er nach Amerika, um im YMCA, dem Christlichen Verein Junger Männer, zu arbeiten. Ohne es zu wissen, landete er in einer kirchlich engagierten Gastfamilie und stiess so auf eine amerikanische Freikirche. «Das war eine gute Mischung aus meiner landeskirchlichen Färbung und meiner Sturm- und-Drang-Zeit», sagt er rückblickend. «Diese Kirche hat mich theologisch am meisten geprägt. Ich realisierte: So kann man Pfarrer sein, so macht es Sinn. Die sind nicht fromm abgehoben, sondern mittendrin im ‹Daily Business›. Und was am Sonntag läuft, hat mit dem ‹Daily Business› zu tun.» Noch heute besucht er diese Leute regelmässig, weil er den Kontakt mit Amerika aufrecht halten will.

In Oberägeri wächst die Kirchgemeinde, die er zusammen mit seinem Kollegen Erwin Nüssli betreut, stetig an: Seit er hier amtet, ist sie um 25 Prozent gewachsen und zählt nun gegen 2000 Mitglieder. Natürlich besuchen nicht alle davon regelmässig den Gottesdienst. Etwa 70 sind jeweils am Sonntag um 10 Uhr in der reformierten Kirche Mittenägeri am See anzutreffen. Oft stehen dann vor dem Gotteshaus auch Kinderwagen – einige junge Familien gehören zum aktiven Kreis, das Durchschnittsalter der Kirchgänger liegt bei etwa 40 Jahren.

Das Predigen zählt Jürg Rother zu den liebsten Tätigkeiten, doch seine Arbeit besteht aus vielen weiteren Diensten. Rund die Hälfte seiner Zeit verbringt er mit seelsorgerlichen Gesprächen. Oft wird er von Menschen in persönlichen Problemsituationen um Hilfe und Rat gebeten. Die meisten wenden sich in Beziehungskrisen an ihn: Wenn eine Aussenbeziehung auffliegt oder sonst ein Konflikt eskaliert. Die schwierigsten Situationen erlebt er bei Beerdigungen. Besonders in dramatischen Fällen – etwa in jenem, als vor einigen Jahren ein Unterägerer Vater sich und seinen 3-jährigen Sohn ausgerechnet an dessen Geburtstag umbrachte. «Das geht schon an die Substanz», sagt Rother, der damals die Mutter zur Identifikation des Kindes begleitete. «Da liegt das Kind im Auto im Wald, tot, der Vater hatte es nur für diesen Tag bei sich gehabt.» Gefühlsmässig nahe ging es ihm auch, weil er dieses Kind selber getauft hatte. «Die Konfrontation war grausam. Wie kommt dieser Mann dazu, so etwas zu tun? Und dann die Frage: Kann ich etwas zum Verständnis dieses Ereignisses beitragen?» Das sind Momente, in denen seine ganze Berufskompetenz gefordert ist. «Ich habe auch keine Antwort, warum das Kind sterben musste. Aber ich habe die Bereitschaft, diesen Leuten beizustehen und mich nicht in einer theologischen Distanz zu halten – das würde nicht meinem Pfarrerbild entsprechen.»

Auch mit dem eigenen Tod wurde Jürg Rother bereits konfrontiert. Letztes Jahr wurde bei ihm Hodenkrebs diagnostiziert. «So eine Nachricht ist schon existentiell. Mir stellte sich die Schlüsselfrage: Habe ich die Mitte des Lebens verpasst – war sie mit 21, und ich habe es nicht gewusst?» Ein aggressiver, schnell wachsender Tumor wurde operativ entfernt. Glücklicherweise stellte sich heraus, dass noch keine Ableger entstanden waren. Jürg Rother setzte für ein halbes Jahr die Arbeit aus, durchlief zwei Chemotherapien mit fast vollständigem Haarverlust. Heute ist er medizinisch geheilt. «Diese Erfahrung», sagt er, «hat meine Sicht des Lebens und der Arbeit verändert. Ich bin sensibler für Grenzen geworden.» Auch seine Schwäche, die Ungeduld und das Gefühl, immer alles selber machen zu müssen, hat sich dadurch gebessert. «Heute kann ich viel mehr loslassen.»

Trotzdem wird es noch oft 24 Uhr, bis er die Arbeit abschliesst und mit seiner Frau Inge, die ihrerseits Religionsunterricht gibt und stark in Frauenthemen engagiert ist, bis halb zwei Uhr Gespräche führt und «den Tag aufräumt». Ort oder Mitte, wo sich die ganze Familie trifft, ist bei Rothers die Küche: Zum Mittagessen schaffen es meist alle sechs, beisammen zu sein. Regelmässig besuchen sie in den Ferien als ganze Familie ihr Ferienhaus in Sufers/GR. Auch in Amerika waren sie bereits dreimal, und sie wollen wieder hin. Seit Kurzem teilt Rother auch sein Hobby, das Biken, mit seinen Söhnen Joel und Natanael. «Wir sind eine ganz normale Familie mit gelegentlichem Krach und allem andern, was dazu gehört.»

Seinen Entschluss, Pfarrer zu werden, hat er nie bereut. Im Gegenteil: «Das Spannende ist, dass ich mit so vielen verschiedenen Menschen zu tun habe. Ich treffe auf Konzernleiter und auf Arbeitslose. Auf junge, dynamisch aufstrebende Leute und auf solche, die nicht mehr mögen. Auf frisch Verliebte und auf Beziehungsfrustrierte.»

Und Nachteile – gibt es keine? Er überlegt lange. «Manchmal», beginnt er, «ist es anstrengend, in Kollektivhaftung mit dem Pfarrerimage konfrontiert zu werden.» Es stört ihn also, dass Leute gleich über ihn denken, wie er früher selber über Pfarrer gedacht hat. «Das stinkt mir, und ich frage mich: Was habe ich damit zu tun?»

Das Schönste, was er sich vorstellen kann, ist eine Art von Vision: «Wenn das ganze Ägerital in die Kirchen strömte. Wenn Menschen flächendeckend anfingen, Nächstenliebe zu leben. Wenn es keine Armut, keinen Krieg, keine Beziehungszerfleischungen und keinen Kindsmissbrauch mehr gäbe.»

In der real existierenden Welt stellt sich allerdings die Frage, was ein Pfarrer heute ausrichten kann – weshalb es überhaupt noch einen Pfarrer braucht. «Eine sehr gute Frage», sagt er, lehnt sich locker im farbigen Stuhl zurück und verschränkt die Arme mit der silbernen Spange am rechten und der silbernen Uhr am linken Handgelenk hinter dem Kopf. «Ich bin den Menschen zur Verfügung gestellt als ein Partner, der Zeit hat, der versucht, das, was passiert, zu verstehen und zu deuten auf dem Hintergrund des Alten und des Neuen Testaments.» Zusätzlich habe er die Pflicht, eine Stimme dazu abzugeben, wie sich die Welt aufführe. «Man muss ja nicht gleich von der Kanzel herunter schiessen – aber das Amt des Propheten birgt schon auch einen kritischen Anteil in sich.» Dass er die Welt durch seine Arbeit verändern kann, glaubt er nicht. Er lacht: «Aber vielleicht können die Menschen ihre Welt selbst verändern. Jeder Spaziergang fängt mit dem ersten Schritt an.»

Kurzporträt

Name: Jürg D. Rother
geboren am 30. März 1957
Herkunft: Männedorf Kanton Zürich
Eltern: Robert und Erna Rother
Geschwister: Regula und Kathy
Familie: verheiratet mit Inge, 4 Kinder
Schulen: Primarschule, 1 Jahr Realschule, 3 Jahre Sekundarschule, 3 Jahre Kant. Maturitätsschule für Erwachsene, Zürich
Ausbildung: Kaufmännischer Angestellter, Theologiestudium, Organisations- und Unternehmensentwickler
Beruf: evangelisch-reformierter Pfarrer
Freizeitbeschäftigungen: Biken, Joggen, Skifahren
Mitgliedschaften: Aegeri Bike Club, Kirchenrat evang. ref. Kirchgemeinde Zug, Schulkommission Oberägeri, Sozialkommission des Kantons Zug

Judith Hugener, Modedesignerin

Aus dem Ägerital in die Modezentren Europas

Yves Scherer

Das Zentrum des Universums war Ägeri. Das Universum, das waren Wanderungen auf den Wildspitz, zur Wildenburg oder in die Höllgrotten, das Bad im See, der Stemmbogen am Nollen.

Orte wie Baar oder Hünenberg lagen irgendwo am Rand, weit weg. Hier im Dorf spielte sich das Leben ab, wo jede jeden kennt. Das Dorf gehörte zur Familie. Darüber und auch irgendwie am Rand thronten Lehrer, Pfarrer, Doktor.

Der Welt höchster Sinn offenbarte sich um sieben Uhr morgens in der Kapelle des Erholungsheims St. Anna in Unterägeri, wohin die Grossmutter die kleine Judith regelmässig zur Andacht mitnahm. Manchmal schenkte ihr eine Nonne ein Glacé. Ihr faltenreiches Gewand schlingerte leise über das Pflaster. Soviel blieb da im Stoff verborgen ...

In der Schreinerei des Vaters entstanden unter Judiths aufmerksamem Blick in faszinierender Weise handgefertigte Möbelstücke für Individualisten. Der warme Holzgeruch sollte später noch für Heimweh sorgen.

Überall war sie dabei. Beobachtete hoch oben den sich verdichtenden Talgrund, den der Grossvater in Rötel aufs Papier bannte, umgeben von malerischen Hüttchen. Was nicht gefiel, wurde weggelassen. Er meinte, das sei eben der entscheidende Vorteil gegenüber der Fotografie, das Weglassen können.

Auch Judith ist Gestalterin. Dieses «aus dem Nichts etwas entstehen lassen» beschäftigt das Mädchen schon, bevor die Eltern morgens wach werden. Da sitzt sie und entwickelt eine eigene Scherenschnitt-Technik, die es ihr ermöglicht, ein filigranes Sujet aus dem Papier zu lösen, ohne dass Positiv und Negativ auseinanderfallen.

Später trifft sie im Zeichenunterricht an der Kantonsschule auf einen Lehrer, der erklären kann, wieso etwas gut aussieht oder nicht. Hans-Peter Gnos fördert seine Schüler in ihrem individuellen Ausdruck, analysiert auch mal Comics im Unterricht. Das lässt in Judith die Hoffnung aufkommen, doch noch ein interessantes Berufsleben wählen zu können.

Das Dorfleben hatte sich ausgedehnt.

Die ländliche Lebensart, so wie sie Judith in Ägeri erlebte, schätzt sie wegen der Verbundenheit unter den Dorfbewohnern. Da bleibt man aufgehoben. Oder?

Judith zog vor zehn Jahren ins Ausland wegen der Ausbildung. Den Weg in die Modewelt fand sie zielsicher: Mit vierzehn Jahren bestand sie die Aufnahmeprüfung der Frauenfachschule in Zürich, wo sie die Lehre zur Haute-couture-Schneiderin durchlief.

Die Ausbildung erforderte Geduld. Tagelange Handarbeit an einem Kleid, immer wieder auftrennen und ändern, wenn das Teil von der Anprobe zurückkam. Oder elendlange Stoffe abbügeln, wenn draussen das Wetter zum Baden lockte.

Die Lehrerin für Schnitt-Techniken stand kurz vor der Pensionierung und vermittelte konzentriert ihr Lebenswerk, was sich im späteren Berufsalltag als sehr wertvoll erwies: Der richtige Schnitt ist elementar wichtig.

Dann die Aufnahmeprüfung an der Deutschen Meisterschule für Mode in München.



Der Bescheid war positiv: Manchmal ändert sich das Leben in Sekundenbruchteilen.
Vor Schulbeginn begab sich Judith zu Walter Hättenschwiler in Zug und fragte nach Arbeit. In seinem Grafikatelier absolvierte sie darauf ein Praktikum. «Sein Formsinn beeindruckte mich. Das war ganz sein Leben, was er da machte.»
Daneben half sie in der «Münz» regelmässig aus. Die Auswahl an Lebensmitteln im Comestibles-Geschäft war gepflegt präsentiert, die Arbeit ein Vergnügen.
An ihrem 20. Geburtstag übersiedelte Judith nach München. An der Schule wurde ausschliesslich gezeichnet. Farb- und Formenlehre, Entwerfen, acht Stunden Aktzeichnen die Woche. Das vermittelte ein Gespür für den Körper und die Anforderungen an ein Kleid, damit man sich gut und sicher fühlt darin.
Es folgten zwei Monate Praktikum in einer Trendagentur in Paris, wo aus den neuen und alten Stilrichtungen das verborgene Zukünftige gefiltert wurde. Für Judith ist das eigentlich Interessante an der Mode, herauszufinden, wer was wann trägt und warum. Daraus lassen sich durchaus philosophische und psychologische Erkenntnisse ableiten.
Wie Stand und Adel ihren Kleidungsstil haben, so haben ihn auch Sportler, Intellektuelle, religiöse Oberhäupter. Punks schufen die Antimode, die freie Marktwirtschaft die Massentauglichkeit dessen, was gerade «in» ist. Heute wie früher will der Mensch gefallen und sein persönliches Lebensgefühl ausdrücken, auch wenn dieses durch den Trend leicht zu beeinflussen ist. Davon spricht die Kleidung Bände.
Schon während der Ausbildung fertigte Judith Kostüme fürs Theater an. Eine befreundete Schauspielerin hatte ihr den Auftrag gegeben. Empfehlungen halfen weiter zu Aufträgen für Musicals und Fernsehproduktionen wie «Grease» und die «Viersteins».
Seit vier Jahren entwirft Judith eigene Kollektionen für den internationalen Markt. Im August 1995 zeigte sie an der Modemesse in Düsseldorf mit ihrer Sommerkollektion '96 erstmals eigene Modelle.
Seither ist sie zweimal jährlich in Düsseldorf, München und Paris an den grossen Messen anzutreffen, wo sie ihre Kollektionen präsentiert und Einkäufer trifft. Anfänglich sind es vor allem solche aus Saudi Arabien, Kuwait, Südkorea und Japan. An den jungen japanischen Kunden gefallen ihr der Humor und der freundliche Umgang, mit dem jedoch auch Forderungen ausgesprochen werden, an die man sich als Europäerin erst gewöhnen muss. Verträge existieren kaum – bei den Japanern zählt das Wort. Judith beginnt Japanisch zu lernen, gibt das Vorhaben aber wieder auf, als Lesen und Schreiben hinzukommen – da fehlt einfach die Zeit. An grossen Messen treten besonders die kulturellen Unterschiede der Kunden zu Tage. Oft wechseln in kürzester Zeit die Verhandlungspartner und konfrontieren die Anbieter mit immer wieder verschiedenen Vorlieben und Mentalitäten.
Judith Hugener ist als Markenname in der Modepresse kontinuierlich vertreten. Er steht für Avantgarde der bequemen, weiblichen Art. Der Stil variiert mit jeder Kollektion um Nuancen, behält aber die feinen Überraschungen bei, die erst auf den zweiten Blick erkannt werden. Im Detail steckt das Unverhoffte, Ungewöhnliche. Pikant sind zum Beispiel die durchsichtigen Streifen an sonst klassisch geschnittenen Hosen. Sie verlaufen inwendig. DIE BOX nennt sich das Produkt, welches Judith beruflich zum Durchbruch verholfen hat: In einer Blechkassette aus altem Schweizer Militärbestand befinden sich verschiedene Kleidungsstücke, die zu jedem Anlass neu kombiniert werden können und jeweils ein vollständiges Outfit bilden.
Zwei Kollektionen aus je etwa sechzig Musterteilen entstehen in einem Jahr. Sobald die Bestellungen aufgenommen sind, wird in deutschen Kleinbetrieben produziert, Jacken hier, Hosen dort – der jeweiligen Infrastruktur der Kleinunternehmen entsprechend. Die meisten liegen im Textilzentrum Düsseldorf, wo Judith lebt und arbeitet. Die Liebe zog sie da hin.
Für Judith ist Mode zur Vollzeitbeschäftigung geworden. Für Familienbesuche in Ägeri bleibt darum nur wenig Zeit. Gerne würde sie ihre Eltern und ihre beiden Brüder öfter sehen. Etwas näher liegt da die Galerienkultur der Grossstadt; dort wechseln in der Peripherie der Kunstakademie Ausstellungen fast täglich. Es gibt immer etwas zu sehen. Auch im Freundeskreis sind Kunstschaffende stark vertreten.
Das Bewusstsein für Kleidsames äusserte sich bei Judith schon auf Kindesbeinen. So wollte für den Waldspaziergang partout keine Hose passen – ein Kleid musste her, trotz elterlicher Opposition. Bis am Abend waren die Beine dann von den Brombeersträuchern zerkratzt. Sich nichts anmerken lassen war Pflicht. Und wurden die Kirchenbesuche mit Grossmutter zu ungeduldigen Zappelsitzungen, so erlösten Blicke auf die Nähte der Betenden in den vorderen Bankreihen Judith von der Qual. Zwar wirkte das Meiste von hinten betrachtet recht langweilig. Aber die Vorstellung von der mehr repräsentativen Vorderseite liess die Zeit schrumpfen. Die Grundkenntnisse des Schneiderns und maschinellen Nähens brachte ihr dann die Mutter bei.
Der Blick in die Ahnengalerie offenbart eine Konstante, was die Mode betrifft. Grossmutter Walda und deren Schwester Alice pflegten in Jugendjahren bestens angezogen über Allenwinden nach Zug zu lustwandeln oder in massgeschneiderten Damenskihosen auf der tiefverschneiten Ibergeregg zu erscheinen. Der auferlegten Diskretion wegen trugen sie während der Anreise ins Skigebiet über die neumodischen Hosen einen Wickelrock. Für solcherlei Spässe blieb den beiden in der Regel aber wenig Spielraum. Zuhause wartete immer Arbeit. Judiths Urgrossvater Xaver Iten-Stocker war Seilermeister auf der Liegenschaft im Birrizug. Mit Hilfe seiner Töchter fertigte er Stricke, Heuseile, Baumwollseile für Spinnereien, Fällseile für Waldarbeiter und Seile für das Baugewerbe. Für Bergsteiger drehte er lange Hanfseile. Am Neubächli sind noch etwa vierzig Meter der ursprünglich neunzig Meter langen Seilbahn erhalten, wo man das ganze Jahr über im Freien arbeitete. Wie im Buch «Ägerer Gschichte» nachzulesen ist, waren die «Seiler» stolze Besitzer einer Glacémaschine. Nachbarkinder verdienten sich an deren Kurbel süsse Erfrischungen. Judith aber begegnete der Maschine jeweils auf dem Estrich.

Kurzporträt
Name: Judith Hugener
geboren am 3. November 1968
Herkunft: Unterägeri
Eltern: Franz Xaver und
Caroline Hugener-Henggeler
Geschwister: Simon und Bruno
ledig
Schulen: Primarschule Unterägeri,
Kantonsschule Zug
Ausbildung: Haute-Couture Damenschneiderlehre
an der Schweizerischen Frauenfachschule Zürich;
Modegrafik und Modedesign an der Deutschen
Meisterschule für Mode in München
Beruf: Modedesignerin
Freizeitbeschäftigungen: Kunst, Kommerz, Kaffee

H. Zgraggen

Hedy Zgraggen, Verkäuferin *Seit 20 Jahren am Kiosk*

Annemarie Setz

Sie ist eine gepflegte Erscheinung, hat ein freundliches Lächeln immer parat, kennt das Angebot im Ueberblick. Das gewünschte Produkt ist flink zur Stelle, manchmal hat sie es auch auf einen Blick zur Hand, wenn sie die Käuferschaft sieht: Hedy Zgraggen, 59, seit 20 Jahren Kioskverkäuferin, zuerst während acht Jahren am Bahnhof Zug, heute in leitender Stellung am Dreiecksplatz. «Jo, s'isch richtigs Aprillwätter.» Hedi Zgraggen schliesst das Kioskfenster, während es draussen hudelt, bis sich neue Kunden drängen. Das passiert manchmal schubweise, vor allem vor Geschäftsbeginn, wenn die Busse oder Züge ankommen. Die ersten Zeitungskunden klemmen nach dem Genuss von Gipfeli und Kaffee in den nahen Lokalen ihre Lektüre unter den Arm. Junge versüssen sich den Weg an die Arbeit noch mit einem Schokoriegel. Das Geschäftsleben in Zug beginnt.

Den Kontakt mit Menschen pflegen, liegt Hedi Zgraggen, es bedeutet, den Menschen etwas mitgeben nicht nur im materiellen Sinn. Ausserdem mag sie eine gewisse Selbständigkeit im Beruf. Als gelernte Verkäuferin und lange Jahre Filialleiterin eines Detailhandelsgeschäfts hat sie sich neben dem beruflichen Rüstzeug auch die so wichtigen menschlichen Umfangsformen für die Tätigkeit an einem Kiosk erworben. Da gilt es, Menschen zu «bedienen», die es eilig haben, solche, die gutgelaunt, solche, die wortkarg sind, solche, die stöbern möchten. Für alle Kundinnen und Kunden hat Hedi Zgraggen, die ihren Beruf in Abwechslung oder Zusammenarbeit mit drei weiteren Kolleginnen ausübt, das gewisse «Sensorium.»

Diese Eigenschaften kamen Hedi Zgraggen in jüngster Zeit besonders zugute, als sie nach einem unglücklichen Sturz während Wochen unter einem von verschiedenen Aerzten nicht erklärbaren Schmerz litt, der sich letztlich als ein Knochenbruch herausstellte. Den zog sie sich im Winter zu, während sie einen mit Büchern und Heften beladenen Handwagen schob. Sie kamen ihr auch dann zugute, als sie zu ihrem Leidwesen während weiterer Wochen ihren geliebten Kiosk nicht führen konnte, sondern zuhause das Bett hüten musste. «Viele Kundinnen und Kunden erkundigten sich bei meinen Kolleginnen nach meinem Befinden, liessen mir etwa eine Karte mit guten Wünschen zukommen. Da wusste ich, dass ich wieder gebraucht werde», erinnert sich die Kioskverkäuferin an die ersten Monate des Jahres 1999.

Hedi Zgraggen wuchs in Rotkreuz auf, besuchte dort die Schulen. Man lebte in bürgerlichen, bescheidenen Verhältnissen, stimmte und wählte CVP. Eine Schwester. Im Gegensatz zu heute gab es damals keinen grossen Bekanntenkreis. Mit 16 Jahren hatte sie bereits den Vater verloren. Es folgten Welschlandjahr, Lehre, Freundschaften mit neuen Kolleginnen. Wenig Aussergewöhnliches gab es insgesamt in der Jugendzeit der Hedy Zgraggen selten. Wenig Luxus auch. Verheiratet hat sich Hedi ebenfalls in Rotkreuz, zusammen mit ihrem Mann drei Söhne grossgezogen, die heute 34, 32 und 31 Jahre alt sind. Dass jetzt auch der letzte ihrer «Buben» von zuhause auszieht, macht ihr gerade in diesem Jahr



Mühe. «Er ist für mich mein Gesprächspartner. Mit ihm kann ich über vieles reden, das mich beschäftigt.» Von ihrer Ehe spricht Hedi Zgraggen kaum. Vielleicht in etwa, dass sie lernen musste, selbständig zu handeln, auch mal nein zu sagen, selber ihre Hobbies zu pflegen. Für ihre persönlichen Auslagen komme sie übrigens immer selber auf, fügt Hedy Zgraggen noch an. Mit einer guten Kollegin geht sie auch ins Theater nach Luzern. Seit Jahren besitzt sie das Abonnement für das Stadttheater. Allerdings hat sie etwas Mühe mit der in Mode gekommenen Verfremdung von Opern ebenso wie mit den in der Darstellung oft provokativen Problemstücken. Ins Theater gehen sollte Freude bereiten, nicht Frust, ist sie überzeugt. Ein bisschen Einzelkämpferin ist Hedy Zgraggen im Verlaufe der Jahre geworden. Über Zuwendung gibt es heute Lehrgänge. Manchmal hat sie Zuwendung vermisst. Von Rotkreuz, zeitlebens in Rotkreuz: das heisst nicht etwa, dass Hedy Zgraggen einen engen Horizont hätte. Sie reist gerne. Zu Carfahrten, auf denen sie neue Regionen und auch Länder bereist, lässt sie sich von Bekannten gerne verleiten. Aber auch die Flugreise nach New York, das pulsierende Grosstadterlebnis im Big Apple, hat Hedy Zgraggen in Erinnerung. Mallorca sei – «Putzfraueninsel» hin oder her – nach wie vor ihre Lieblingsinsel, gibt sie unumwunden zu. Ihre Lesevorliebe und ihr Informationshunger gelten fremden Ländern und der Natur. «Das ‹GEO›, das ‹Globo› liegen nicht nur im Kiosk auf, sie gehören auch zu meinen Favoriten», besinnt sich Hedi Zgraggen auf ihre Lieblingslektüre. Sie sei auch eine eifrige Zeitungsleserin, lese die «Neue Zuger Zeitung» von vorn bis hinten gründlich, hinterfrage sie übrigens auch. Hedy Zgraggen weiss Bescheid über Fragen, die die Leserschaft bewegen. Die Leserbriefseite lässt sie nie unbeachtet. Hedy Zgraggen verachtet auch «leichtere Kost», die da und dort belächelten «Heftli» nicht.

Mehr Mühe bereiteten Hedy Zgraggen jene Schriftstücke, die unter dem Sammelbegriff Pornografie laufen. Sie habe anfänglich Hemmungen gehabt, diese Art «Literatur» überhaupt auszupacken, geschweige denn zu verkaufen. Aber der geschäftliche Erfolgsdruck macht auch vor einem Kiosk nicht Halt. Wer nicht hier kaufe, kaufe anderswo. So hält sich Hedi Zgraggen innerlich von dieser Art Lesestoff fern, aber verkauft ihn, wenn gewünscht. Nicht ohne sich jeweils Gedanken zu machen über die Käufer. «Wer weiss, weshalb sie gerade das brauchen? Die Frage beschäftigt mich manchmal schon» sagt sie. Hedy Zgraggen fällt auf, dass der Kiosk am Dreiecksplatz immer mehr zur Informationsstelle wird. Hauptsächlich suchen Leute die berühmte Zuger Bahnhofstrasse, die – für viele unverständlich – nicht beim Bahnhof liegt. Dann aber wird auch nach allen möglichen und unmöglichen Dingen gefragt. Die Frage nach einem Erotikcenter in Zug? Da versagte bei Hedy Zgraggen die sonst umfassende Kenntnis über das zugerische Leben. Ueber Zug weiss Hedi Zgraggen schon deshalb gut Bescheid, weil sie in ihrer Jugend oft in der Zuger Letzi in den Ferien weilte.

Ein absolutes Nein kam von Hedi Zgraggen allerdings, als es darum ging, dass bei «ihrem Kiosk» ein Spritzenautomat für Drogen aufgestellt werden sollte. Da sammelte Hedi Zgraggen Unterschriften und war auf ihren sonst liebenswerten Kunden, den damaligen Stadtpräsidenten, vorübergehend nicht gerade gut zu sprechen. An zwei regelmässige Kunden erinnert sich Hedy Zgraggen nicht ohne Stolz: Die beiden Hürlimänner. Den inzwischen verstorbenen alt Bundesrat Hans Hürlimann und an alt Nationalrat Alois Hürlimann. Auch Regierungsrat Hanspeter Uster stellt jeweils sein Fahrrad für Momente beim Kiosk ab, um sich dort mit Lesestoff einzudecken.

Allerdings hat sich Hedi Zgraggen politisch nie explizit engagiert. Aber sie verfolgt das politische Weltgeschehen, die Wahlen und Sachkämpfe im Kanton Zug. «Ich bilde mir selbst eine Meinung, fahre aber politisch nicht eingleisig», ist Hedy Zgraggen überzeugt. Sollte jedoch wieder eine bundesrätliche «Mogelpackung» auf dem Tisch liegen, dann gehöre sie zu denen, die eine solche nicht akzeptieren. Politische Ueberzeugung schimmert auch dann durch, wenn Hedy Zgraggen sich dahingehend äussert, dass die «Schweiz sich nicht in fremde Hände geben dürfe», oder wenn sie eine «Verharmlosung in der Drogenfrage» strikte ablehnt. Auch mit der Gretchenfrage: «Wie hast Du's mit der Religion?» befasst sich Hedi Zgraggen. Glauben bedeutet ihr etwa Stille, in der sie sich mit ihrem Gott aussprechen kann. Hedy Zgraggen liebt die Natur, die Blumen, den Garten, ihren Garten mit dem Biotop, dessen vielfältige Kleinlebewesen sie beobachtet. Die Tiere, die Natur, Blumen geben ihr Kraft fürs Leben. Eigentlich – so sinnt Hedi Zgraggen – wäre sie, wenn nicht Geschäftsfrau, dann Floristin geworden oder Gärtnerin. Doch jünger sein möchte Hedy Zgraggen nicht. All das, was auf die Jungen im nächsten Jahrtausend zukommt, die berufliche Unsicherheit, in der sie sich heute bewegen müssen, das gibt ihr zu denken: die Umweltverschmutzung, die Kriege, die wachsende Isolation von Menschen, die von der Technik an den Rand gedrängt werden. Dass sie infolge einer Polyarthritis nicht mehr in dem Masse Handarbeiten anfertigen kann, wie sie es früher liebte, schmerzt Hedy Zgraggen zwar, doch lässt sie das niemanden spüren, auch nicht, dass sie – wie wohl alle Menschen – eine gewisse Angst vor eigener Erkrankung hat oder davor, dass ihren Angehörigen etwas zustösst. Sie wirkt immer «aufgestellt», ruhig und selbstsicher. Die Menschen sollten nicht «mit Gesichtern wie zerknitterte Heimatscheine» daherkommen, wünscht denn Hedy Zgraggen. Und mit Bezug auf die Kundinnen und Kunden beteuert sie: «Mir sind alle recht, ob sie nun täglich eine Zeitung, hie und da ein Heftli oder einfach einmal ein Schoggibrügeli kaufen.»

Kurzporträt

Name: Hedy Zgraggen
geboren am 13. Oktober 1940
Herkunft: Schweiz
Geschwister: 1 Schwester
Familie: verheiratet mit Alois, 3 erwachsene Söhne
Schulen: 6 Jahre Primar- und
2 Jahre Sekundarschule
Ausbildung: 2 Jahre Verkäuferinlehre bei Denner
Beruf: Kioskverkäuferin, Hausfrau
Freizeitbeschäftigungen: Blumen, Reisen
Mitgliedschaften: Mütterverein, Frauenbund

B. Weber

Berni Weber, Rettungspilot *Closed Loop*

Ronald Schenkel

Der Flug von Zürich über Genf nach Toulouse verläuft ruhig. Wenig Turbulenzen, klare Sicht. Die Gespräche im Cockpit der zweimotorigen Turboprop der Crossair drehen sich um den Vortag. Winde in Sturmgeschwindigkeit haben das Fliegen zur äusserst kniffligen Angelegenheit gemacht. «Für mich war selbstverständlich, dass ich es dem Piloten mit mehr Flugerfahrung überliess, die Landung zu bewerkstelligen.» Der das sagt, sitzt auf der rechten Seite im Cockpit, ist First Officer Berni Weber. Die Landung in Toulouse ist indes seine Sache, und die Saab 340 setzt butterweich auf der Piste auf. Das war im Herbst 1998. Inzwischen fliegt Berni Weber nicht mehr für Crossair. Er hat seinen eigentlichen Berufstraum verwirklicht; heute arbeitet er für die Schweizerische Rettungsfluggesellschaft REGA. Und hier gilt nicht minder: safety first.

«Doch für die REGA zu fliegen, ist abwechslungsreicher, als auf der Linie zu pendeln. Zudem kommt der medizinische Aspekt hinzu, der mich fast genauso sehr wie das Fliegen interessiert.» Berni Weber pilotiert die REGA-Maschinen kreuz und quer über den Globus, landet auf schlecht gesicherten Pisten in Afrika oder auf Militärflugplätzen, bringt Kranke und Verletzte zurück in die Schweiz. Ein Bild wie aus den modernen Heldenepen der Vorabendsendungen stellt sich ein. Aber Berni Weber versteht sich nicht als Helden, und seine Fliegerei ist frei von jenem Dreitagebart-Draufgängertum-Image, wie es das Klischee allenfalls suggerierte.

Die Sicherheitphilosophie der modernen Fliegerei zu verinnerlichen, fiel ihm nicht schwer; sein Verantwortungsgefühl konzentriert sich nicht nur auf die von ihm gesteuerte Maschine, sondern vor allem auf die ihm anvertrauten Menschen. Die Technik mag ihn begeistern. Das Abheben, wenn auch längst schon Routine, einen letzten Kick auslösen. Aber im Grunde sind es die Menschen, die Berni Weber etwas angehen, und bei der REGA spielen diese eben eine erstrangige Rolle.

«Wir fliegen nicht bloss aufgrund technischer Vorgaben, sondern passen uns dem Zustand des Patienten an.» Die Ärzte bestimmen mit, wo's lang geht, und Berni Weber kommt seinen Flugpassagieren heute viel näher als noch bei der Crossair, wo der Kontakt zwischen Passagier und Pilot sich auf die Begrüssung und Verabschiedung am Eingang beschränkte. «Bei der REGA helfen wir, die Patienten an Bord zu bringen», was bedeutet, dass ein physischer Kontakt besteht, und es ist wohl nicht jedes Menschen Sache, auch einen Toten aus dem Flugzeug zu hieven.

«Ich habe gewusst, was auf mich zukommt», sagt Berni Weber. Und den Job hat er wohl gerade deswegen bekommen, weil er klare Vorstellungen sowohl von der REGA wie von seinen Wünschen hatte. Die Zielstrebigkeit, mit welcher der Pilot sein Berufsziel definiert und erfüllt hat, ist angesichts der in heutiger Zeit kaum planbaren Karriere in der Luft erstaunlich. Seine Entscheidungen hat Berni Weber auf der Basis eines kalkulierten Risikos getroffen. «Als ich 1995 von der Helikopter- in die Flächenfliegerei wechselte, hatte die Swis-



sair gerade einen Personalstopp verfügt.» Dem Rechner Weber war dies der beste Termin für den Beginn der Ausbildung; denn sobald er seine Lizenz in der Tasche hätte, würden wahrscheinlich wieder Stellen frei, dachte er. Und genauso war es auch: Die Crossair suchte, und Berni Weber fand seinen ersten Job als Pilot auf einem Linienflugzeug.

Wenn Berni Weber über seinen Beruf spricht, fallen kaum Worte wie Abenteuer oder Sehnsucht. Doch zumindest eine Spur, ein Ansatz von den Möglichkeiten der Entgrenzung, welche sich mit dem Fliegen verbindet, klingt in seinen zurückhaltend nüchternen Aussagen an. «Die Welt kennenlernen», das ist für Berni Weber ein Ziel, das sich mit der Fliegerei verbinden lässt. Bei der REGA fällt sein Blick zuweilen auch hinter die Kulissen der Tourismusfassade. Einen Vorgeschmack auf Erfahrungen abseits der Linienflug-Routen war etwa ein Trip nach Algerien. «Über die Verhältnisse dort war ich ein wenig schockiert», erklärt der Pilot. Wie sehr jedoch die Kenntnisse anderer als der hiesigen Begebenheiten sein Leben und seine Auffassungen verändern könnten, vermag Berni Weber nicht zu sagen – noch nicht. «Es ist zu früh, und ich habe noch gar nicht so viel gesehen», relativiert er. Ein Understatement?

Fliegen und Erfahrungen sammeln kann Berni Weber bis zum 58. Altersjahr. Das Leben ist dann noch längst nicht zu Ende. Aber Berni Weber hat ja auch nicht nur die Fliegerei im Kopf. Seit Jahren lebt er in einer festen Beziehung. Seine Freundin, Ursi Wernli, ist Journalistin. Ihr verdankte er mitunter, dass er seinen Job bei einem CAD-Software-Entwickler aufgeben und ganz in die Fliegerei einsteigen konnte. Denn das Leben während der Ausbildung musste ja weitergehen, und irgend jemand sollte dafür aufkommen. Zu heiraten und eine Familie zu gründen sind für Berni Weber klare Lebensziele. Das erste Kind kam im Herbst 1999 zur Welt. «Dann, als wir es haben wollten.» Zur Familie Weber-Wernli gehören überdies noch zwei Graupapageien, ein Hund und drei Hasen. Fast schon ein Zoo, der den Piloten und die Journalistin auf Trab hält. «Aber wir sind es gewohnt, uns zu organisieren.» Eine Einschränkung bedeuten die Tiere für Berni Weber nicht, und mit dem Kind soll das Leben auch nicht komplizierter werden. Die Selbstverständlichkeit seiner «Familienplanung» wirkt erfrischend und furchtlos zugleich.

In dieser Art vorausschauen und planen kann man wohl nur, wenn man seiner eigenen Beständigkeit gewiss ist. Tatsächlich ist Berni Weber kaum die Persönlichkeit, die rasche Wechsel einer kontinuierlichen Tätigkeit vorziehen würde – solange es ihm dabei wohl ist. Seit zehn Jahren ist Berni Weber Mitglied einer Band, die immerhin 25 bis 30 Auftritte im Jahr absolviert. «7T-Cover» ist mehr als ein Hobby. «Ein Ausgleich», sagt Weber, aber vielleicht drückt das die Bedeutung der Band noch zu wenig aus. Neben der Beziehung, dem Kind, den Tieren ein weiterer Fixpunkt in einem Leben, das sonst das Weite sucht? «Wir sind schon so lange zusammen, dass wir uns beim Spielen nichts mehr erklären müssen.» Die Band, eine harmonische Gemeinschaft, deren Programm von Anfang an das selbe geblieben ist: Coverversionen aus den siebziger Jahren – Rock'n'Roll der klassischen Art. Keine Gefahr der Routine? Berni Weber: «Vielleicht schon. Aber ich spüre sie nicht.»

Die Musik ermöglicht Berni Weber, sich auch in Zug tiefer zu verankern. Er ist Mitglied der Musikschulkommission, visitiert den Gitarre-, Keyboard-, Fagott- und Schlagzeugunterricht. Als Vertreter der Stadt kommt ihm vor allem die Aufgabe zu, jederzeit Ansprechsperson für die Musiklehrer zu sein. Hier mögen wiederum Qualitäten, die im Cockpit unentbehrlich sind, zur Bewältigung der Aufgabe eine wesentliche Rolle spielen. Umgänglichkeit, Zuverlässigkeit und am Ende eine nüchterne Professionalität, die den persönlichen Humor nicht ausschliesst, dürften wohl auch die Lehrer zu schätzen wissen, wenn sie mit ihren Sorgen zu ihm kommen.

Im Cockpit existiert der Begriff des Closed Loop. Damit ist eine Verständigung gemeint, die auf Dialog beruht. Keine Entscheidung wird von einer Person – sei es Pilot oder Copilot – gefällt, ohne dass der andere seine Bestätigung dazu gibt. So werden Fehlerquellen ausgeschaltet, und beide Piloten sind sich ihrer Handlungsweise so sicher wie möglich. Closed Loop ist eine Dialogform, und es geht dabei nicht darum, die eigenen Vorstellungen um jeden Preis durchzusetzen. Auch im Alltagsgespräch offenbart sich bei Berni Weber diese Haltung, und es ist eine äusserst entspannende Art, sich mit ihm auszutauschen. Nur in einem Fall wird Berni Weber bestimmt und duldet keine Kompromisse mehr: Dann, wenn sich die beiden Graupapageien aus irgend einem Grund ins Gefieder geraten und lautstark miteinander streiten. Nach einer resoluten Intervention ist jedoch der Friede bald wieder hergestellt.

Kurzporträt

Name: Bernhard Weber
geboren am 13. März 1969
Herkunft: geboren in Trimbach SO,
aufgewachsen in Zug
Eltern: Martin und Monica Weber
Geschwister: Adrian und Christian
Familie: verheiratet mit Ursula, Tim Jordan
Schulen: Primar- und Sekundarschule, Gymnasium
Ausbildung: Maurer und Hochbauzeichner, Berufsmittelschule, Schweizerische Luftverkehrsschule,
Linienpilot, Helikopterberufspilot
Beruf: Rettungspilot bei der REGA
Freizeitbeschäftigungen: Musik, Squash
Mitgliedschaften: Musikschulkommission Zug,
Keyboarder bei 7T-Cover

Rhonda Mitchell, Domestic Engineer

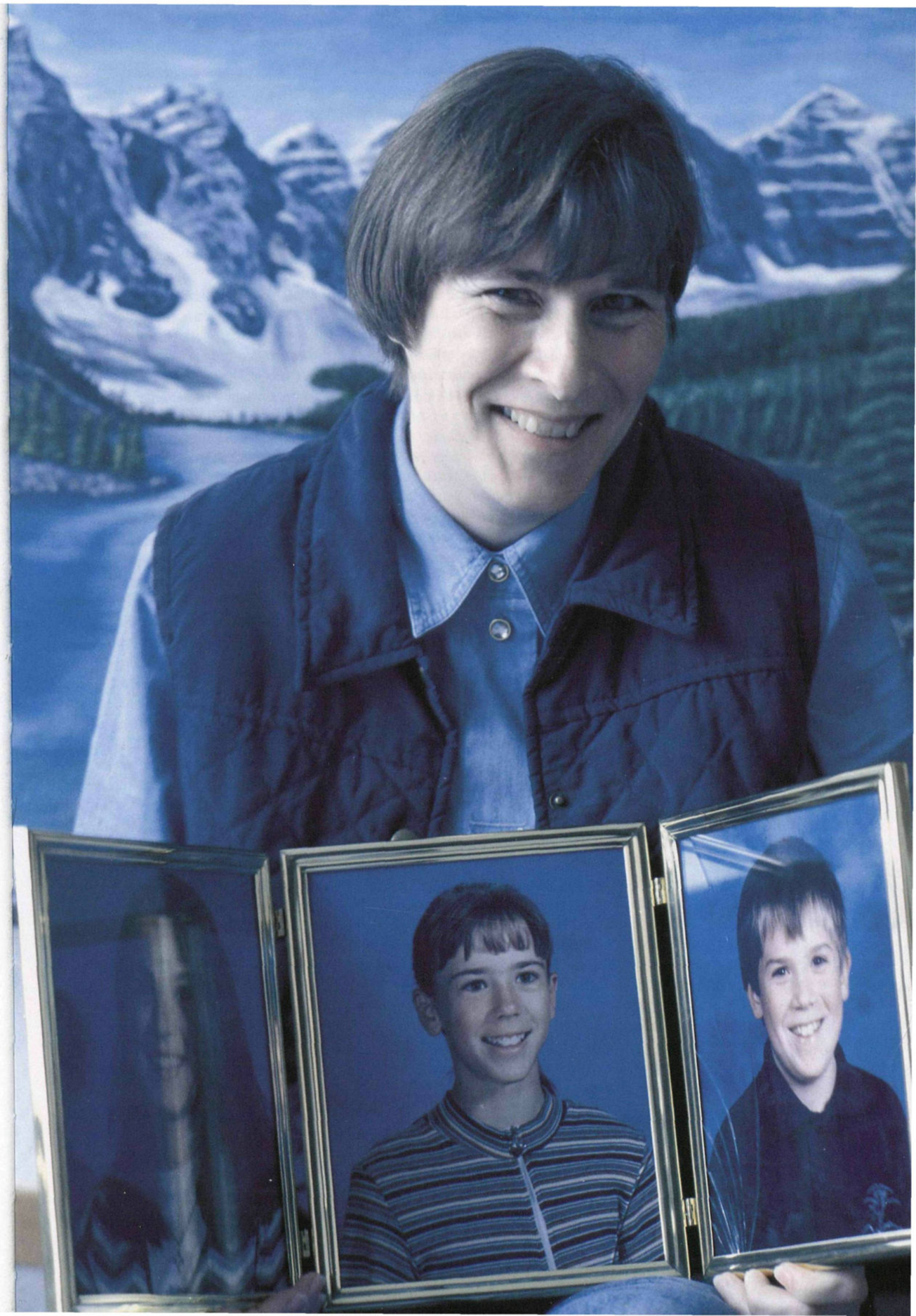
Willkommen in der Zentralschweiz

Katrin Piazza

«Die Herumzieherei in meiner Kindheit erleichterte es mir, schliesslich in die Schweiz zu kommen. Allein schon aus praktischen Gründen: denn ich weiss, wie man Umzugskisten packt, nicht wahr? Bisher bin ich, warte mal, ja, vierunddreissigmal umgezogen. Meine ersten zehn Lebensjahre verbrachte ich in Toronto. Dann beschlossen meine Eltern, in die Vereinigten Staaten zu gehen. Wir lebten in Los Angeles während der Rassenunruhen, was meinen Vater sehr belastete. Er erlitt einen Herzinfarkt. Ich war noch zu klein, um viel davon zu verstehen, erst zehn Jahre alt. Aber ich erinnere mich daran, im Bett zu liegen und mich zu fragen, ob wohl jemand die Regenrinne heraufklettern und uns etwas antun würde. Ich hatte Angst, ja. Und ich fürchtete um meinen Vater, der für die Los Angeles Times arbeitete und in den verschiedensten Stadtvierteln Zeitungen verteilte. Er musste die Abonnementszahlungen eintreiben, wenn jemand in Verzug war. Ob mich diese Ereignisse prägten? In einem politischen Sinn? Kann ich nicht sagen, ich war, wie gesagt, noch viel zu klein. Später hatte ich immer Freunde unter Schwarzen.

Der Umzug zurück nach Kanada kostete meine Eltern ihre Ersparnisse. Das war hart für die Familie. Wir lebten bei Verwandten, Bekannten, in Sozialwohnungen, hier und dort, während meine Eltern versuchten, in Kanada wieder Fuss zu fassen. Für ihre Beziehung war das schliesslich zu viel, sie trennten sich. Meine Brüder lebten schon anderswo, ich blieb bei der Mutter und versuchte, keine Partei zu ergreifen. Schon damals hatte ich das Gefühl, ich habe zwar zwei ältere Brüder, doch ich bin die älteste von allen. Ich musste Verantwortung übernehmen, für die Mutter sorgen, trösten, dasein, Streit schlichten. Es mag auch daran gelegen haben, dass ich ein Mädchen war. Bis ich achtzehn war, besuchte ich sieben verschiedene Highschools, also ist meine Bildung ziemlich zerstückelt. Ausserdem lebte ich in ganz verschiedenen Umgebungen: in Städten, auf dem Land, im Ausland. Ich lernte einiges von der Welt, was einem die Schule nicht beibringen kann. Auch meine Kinder lernen durch den Umzug etwas, was sie in Schulbüchern nicht finden.

Wir haben nie gesagt, wir möchten in die Schweiz kommen. Auf Robs Lebenslauf stand immer, dass er eine Versetzung ins Ausland begrüssen würde, und als seine Firma kam und sagte, es gebe für ihn eine Arbeit in der Schweiz, da packten wir die Gelegenheit. So sind wir also hier. Es war schwierig hier am Anfang, nicht das Umziehen, nicht die fremde Umgebung, das sind Dinge, auf die man sich vorbereiten kann. Schwierig war, dass all unsere Sinne ständig stimuliert wurden: man war am Abend körperlich furchtbar müde, weil man ständig Neues hörte, sah, schmeckte, roch und ass. Ich fühlte mich auf einem anderen Planeten ausgesetzt! Die Sprachbarriere ist schwierig, aber wir werden sie überwinden. Die Sprache geht bis in viele Details des täglichen Lebens hinein: man erlebt Überraschungen beim Einkaufen, man packt etwas aus und denkt: Oh, das ist aber nicht, was ich kaufen wollte! Was koche ich



jetzt damit? Oder man bekommt diese Briefe mit der Post und hat keine Ahnung, worum es eigentlich geht. Da sitzt man dann zwei Stunden mit dem Wörterbuch oder rennt zu Nachbarn.
Wir mögen die Schweiz wirklich, wir sind gerne hier. Es ist ein wunderbares Land, ihr solltet stolz darauf sein. Doch, stolz! Du bist Teil des Ganzen, du trägst deinen Teil bei, trägst Sorge zur Umwelt, erziehst deine Kinder zu ordentlichen Menschen, die ihrem Land wiederum dienen – darauf kannst du stolz sein! Manchmal erscheint mir die Schweiz wie eine Art Mini-Kanada: ein wenig von Ontario, die Seegegend von Kanada, und ein wenig Rocky Mountains. Ausser, dass es hier eine erstaunliche Anzahl von Regeln gibt. Anfänglich hatten wir ständig Angst, eine Regel zu brechen. Manchmal lachen wir darüber, sogar die Kinder merken das. Wir finden die Schweizer unglaublich diszipliniert. Es gibt da ein Beispiel: auf der Autobahn, wenn es heisst, man müsse nach eintausend Metern die Spur wechseln, dann handeln die Schweizer sofort, nicht erst nach fünfhundert oder sechshundert Metern. Das sieht lustig aus. In Kanada kümmert sich keiner darum, bis er im letzten Moment gezwungen wird, zu wechseln. Wir grinsen auch über die Waschsitten, die Waschküchenregeln und die Tatsache, dass um elf Uhr den Waschmaschinen der Strom abgedreht wird. Kleinigkeiten, eigentlich. Als wir ankamen, warnten uns viele Leute, die Deutschschweizer wären schwierig, verschlossen und nicht gerade erpicht darauf, Kontakt mit uns zu knüpfen. Das entspricht überhaupt nicht unserer Erfahrung, im Gegenteil. Wir haben viele wunderbare Menschen kennengelernt. Die Schweizer sind sehr engagiert, für verschiedene Dinge: für Musik, Kultur, Kunst, Politik. Jedes Tal pflegt seine eigene Musikrichtung, jedes Dorf seine Feste, Gebräuche und Traditionen. Vielleicht fällt das so auf, weil die Schweiz klein und kompakt ist und der Raum dicht besiedelt – bei uns nimmt man das alles nicht wahr. Es mag zwar existieren, aber weil Kanada so gross ist, fällt es nicht auf.
Mein Lieblingsort hier in Zug? Du wirst lachen, der liegt mitten auf der Autobahn, dieses kleine Stück direkt nach der Brücke, beim Schild «Willkommen in der Zentralschweiz». Ich fahre täglich daran vorbei, wenn ich meinen Sohn zur Schule gebracht habe. An sonnigen Morgen, ganz früh, ist die Luft so klar, dass man eine herrliche Aussicht auf See und Berge hat. Wenn ich das Schild sehe, denke ich jedesmal: Hey Rhonda, du bist wirklich hier, du bist in der Schweiz, nicht in Kanada. Dann freue ich mich. Dies ist jetzt meine Heimat. Ich weiss nicht, ob ich mein restliches Leben ausserhalb von Kanada verbringen wollte, aber meine Familie lebt jetzt hier, also machen wir diesen Ort zur Heimat. Heimat ist, wo der Alltag stattfindet, wo die Familie lebt und wächst. Ich könnte mir vorstellen, hier zu bleiben. Aber frag mich doch nochmal in fünf Jahren! Jetzt sind wir fast ein Jahr hier, diese Zeit ist so furchtbar schnell vergangen, wir wissen jetzt noch nicht, ob wir zwei oder fünf Jahre hierbleiben. Wir möchten ein Teil der Gemeinschaft hier in der Schweiz sein: Rob spielt in einer Band in Arth mit, unsere Mädchen sind im Fussballclub in Baar, wir lernen Deutsch, wir sind hier, um so gut wie möglich wie Schweizer zu leben. So können wir etwas nach Hause nehmen und können sagen: Ja, wir haben dort gelebt – nicht einfach nur das Land besucht.
Seit ich hier bin, habe ich Angst vor Krieg. Wahrscheinlich, weil ich in Europa bin und das Gefühl habe, alles passiere direkt vor unserer Haustüre, da ist nur noch Oesterreich zwischen uns und dem Krieg. Hättest du mich vor zwei Jahren gefragt, was mich ängstigt, wäre der 3. Weltkrieg das Letzte gewesen, was ich dir genannt hätte. Dabei spielt natürlich mit, dass ich nur die Hälfte der Informationen bekomme, weil hier das meiste deutsch vermittelt wird. Aber der Hauptgrund ist sicher, dass hier alles viel näher ist. Wenn ich einen Wunsch frei hätte, würde ich mir Frieden für die Welt wünschen. Sicher hat das etwas zu tun mit meinem Glauben. Religion ist ein Teil meines Lebens. Es gibt verschiedene Religionen, ich glaube an Jesus Christus, meinen Herrn und Retter. Ich glaube, dass er für mich gestorben ist. Das ist Teil meines Wesens. Vier Teile machen ein Wesen aus: Emotion, Körper, Geist, Spiritualität. Wenn einer dieser Teile fehlt, fehlt etwas in deinem Wesen. Meine Religion war immer Teil meines Lebens. Meine Grosseltern väterlicherseits waren sehr fromme Leute, das entfernte meinen Vater etwas vom Glauben. Die Familie meiner Mutter war ebenfalls sehr fromm, doch in einer von der Kirche unabhängigen Art. Die Eltern schleppten uns nicht jeden Sonntag in die Kirche, aber der Glaube prägte in der Art, wie sie uns erzogen, welche Moralvorstellungen und Werte sie uns vermittelten. In meinen frühen Zwanzigerjahren wurde mein Glaube stärker. Richtig überzeugt wurde ich, als mein Vater starb. Ich sass neben seinem Bett und schaute ihm zu. Das war eine Erfahrung, die meinen Glauben stärkte und mir klar machte: es gibt Gott. Ich hoffe, dass ich das anderen vermitteln kann. Dafür muss ich nicht missionieren – aber glaub ja nicht, dass ich darin nicht gut wäre! Ich hoffe, dass die Leute meinen Glauben durchscheinen sehen durch meine Persönlichkeit, dadurch, was ich sage und tue. Ich sage immer, Gott hat uns hierher gebracht. Er hat die Türen für diese Erfahrung geöffnet. Wenn mir etwas passiert, sage ich: Gott hat es mir gegeben. Wenn die Leute das sehen oder hören, können sie selber entscheiden, was sie damit anfangen wollen. Ich bete, klar. Gott ist da, bei mir, ich kommuniziere mit ihm. Ich muss niemanden davon überzeugen. Wenn mich jemand fragt, rede ich offen darüber. Aber ich bete für andere. Die Tatsache, dass Religion so viel Leid über die Welt bringt und gebracht hat, verstört mich sehr. Es gibt viele Menschen, die stark an etwas glauben und vielleicht sogar an das Gleiche glauben, es aber auf verschiedene Weisen ausdrücken und deshalb miteinander in Konflikt geraten. Das zu sehen belastet mich. Deshalb mache ich eine Art Schritt zurück, missioniere nicht, sondern bete für andere. Durch Gebete erreichte ich viel, Fragen wurden beantwortet. Das ist mein Weg.
Zum Glücklichsein brauche ich die schon erwähnten vier Teile meines Wesens. Ein Individuum sein, das niemanden verletzt. Ich möchte niemanden negativ beeinflussen, zum Beispiel meine Kinder. Ich möchte für sie dasein, zuverlässig, ein stabiler Boden, auf dem sie wachsen können. Wachsen und sich einrichten in ihrem eigenen Leben. Andere um mich herum sehen, die glücklich sind, und Teil davon sein, das macht mich glücklich. Ich habe Freude an der Freude anderer. Mein Lebenstraum ist, zu sehen, was aus all dem wird. Was aus meinen Kindern wird. Ich wäre traurig, das zu verpassen. Wenn man aufwächst, hat man Ideen, man möchte dies und das, aber ich habe einiges von der Welt gesehen, bin mit einem lieben Mann verheiratet und mit drei wunderbaren Kindern gesegnet. Sie wachsen zu sehen und zu erleben, wohin ihr Leben sie führen wird, das wäre schön.»

Kurzporträt

Name: Rhonda Mitchell
geboren am 11. Januar 1955
Herkunft: Kanada
Eltern: Vater Keith, Mutter Audrey
Geschwister: 2 Brüder
Familie: verheiratet mit Rob
Kinder: Lindsay, Vicky, Keith
Schulen, Ausbildung: High School, College
Beruf: Bankangestellte, heute domestic engineer
Freizeitbeschäftigungen: Sport, Lesen,
Handarbeiten
Mitgliedschaft: Bible study fellowship international

Céline Michèle Zollinger

Céline und Michèle Zollinger, Zwillinge, Primarschülerinnen

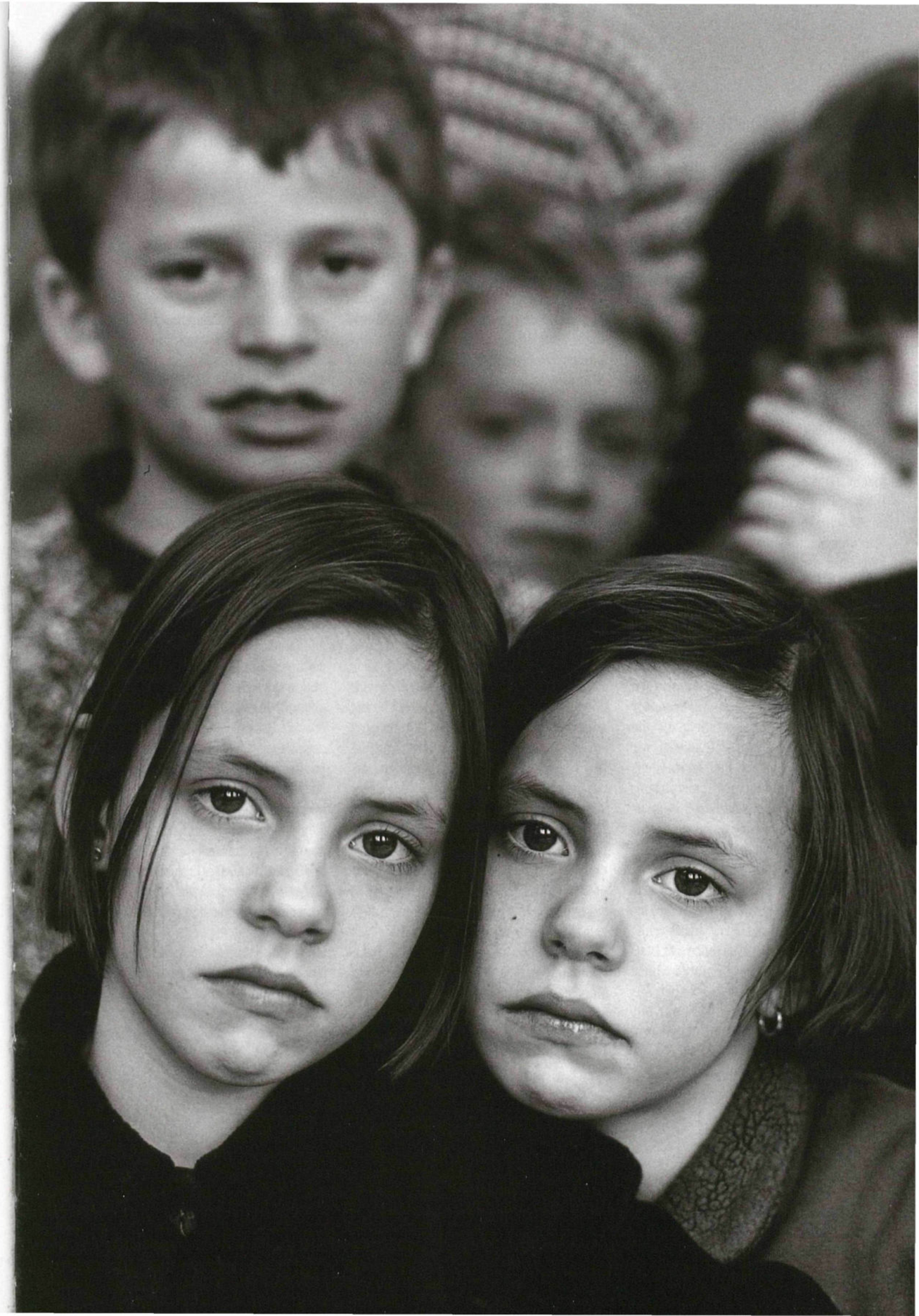
Aus einem Ei und doch verschieden

Therese Marty

Céline und Michèle. Céline? oder Michèle? Zwei Mädchen, gleich alt, gleich gross, gleich schwer. Mit glatten, hellbraunen Haaren, mit wachen dunklen Augen, mit offenen Kindergesichtern: Céline und Michèle Zollinger sind Zwillinge. Eineiige. Aus einer Eizelle haben sie sich entwickelt, sie besitzen identische Erbanlagen. Bevor sie am 17. Februar 1991 geboren wurden, wuchsen sie in der gleichen Eihaut, wurden von einer Plazenta genährt, floss gemeinsames Blut durch ihre Adern. Céline, die ältere, und Michèle, zwei Minuten nach ihrer Schwester zur Welt gekommen, sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Identisch sind sie deswegen nicht. Denken, Fühlen, Empfinden, Handeln – das tut jede für sich, und lange nicht immer gleich wie ihr Zwilling. Klar, in vielem sind sie sich einig. Beide finden es gut, dass sie nicht in die gleiche Klasse gehen, dass sie verschiedene Lehrerinnen, unterschiedliche Hausaufgaben, andere «Gschpänli» haben. Céline ist Céline, Michèle ist Michèle – sie werden als Individuen und nicht als Zwillinge wahrgenommen. Céline, die Perfektionistin, die Wert auf schöne Kleider legt und stets strukturiert arbeitet. Michèle, die Praktische, die sich gern bequem anzieht und oft gleichzeitig mehrere Dinge erledigt. Trotzdem spüren sie die seelische Verbundenheit, verstehen einander ohne viel Worte – und finden es beide toll, eine Zwillingsschwester zu haben.

Michèle:

«Ich glaube, Céline und ich sind schon gleich. Bei Mami im Geschäft finden uns die Leute immer herzig, das gefällt mir. Ich glaube, wir fallen schon auf, Céline und ich, und werden oft verwechselt. Sogar das Grossmami muss manchmal fragen, wenn sie uns von weitem sieht. Das Grossmami und der Grosspapi wohnen in Zürich, aber sie sind viel bei uns. Sie arbeiten oft im Garten und wir dürfen ihnen helfen. Manchmal müssen wir auch die Betten machen. Wir haben noch Grossmama und Grosspapa. Die wohnen im Tessin. Dort ist es sehr schön, aber es hat Schlangen und giftige Spinnen. Das hat Grosspapa erzählt. Ich habe Angst vor Schlangen und giftigen Spinnen, aber sonst mag ich Tiere sehr gern. Kürzlich habe ich einmal eine Spinne beobachtet, hier bei unserem Haus. Wie sie eine tote Fliege versteckt und später gefressen hat. Am liebsten habe ich Pferde. Loraine, das ist unsere jüngere Schwester, und wir gehen jeden Donnerstag reiten. Ich gehe auch gerne in den Zoo oder nach Goldau in den Tierpark. Dort darf man die Tiere füttern. Wir gehen auch viel zum Hasenstall bei Frau Wyss. Wenn wir Eier kaufen gehen, dürfen wir manchmal die Kälbchen anschauen oder im Saustall die jungen Säuli. Auf der letzten Schulreise hatte begegneten wir Füchsen und Mardern. Wir gingen drei Tage zelten, hinten am Ägerisee. Ich fürchtete mich nicht im Zelt. Aber in der zweiten Nacht hatte ich schon Angst. Ich habe mir plötzlich vorgestellt, dass ein Fuchs hereinkommt und meinen Rucksack packt. Ich habe ein Bild gemalt vom Zeltplatz. Ich male sehr gern. Ganz farbig, alles, was man sieht. Später möchte ich einmal Kunstmalerin werden. Mit einem eigenen Atelier im Haus. Und ich würde Ausstellungen ma-



chen, die Leute kämen und würden meine Bilder kaufen. Ich möchte auch später in Oberägeri wohnen. In der Stadt ist es mir zu lärmig. Ich will auch einmal einen Mann und Kinder haben, aber ich würde trotzdem viel malen. Ich male jetzt schon viel, aber ich bastle auch gern. Uns ist es fast nie langweilig. Manchmal setzen wir uns vor den Fernseher, dann schauen wir uns Videofilme an; wir haben ein ganzes Regal voll. Oder wir hören Kassetten, «Globi» oder «Kasperli» und so. Meine Lieblingsmusik macht DJ Bobo. Wir haben auch viele Bücher. Papi geht viel mit uns Bücher kaufen. Ich habe am liebsten Märchen, die «Bremer Stadtmusikanten» und «Ein Äuglein, zwei Äuglein, drei Äuglein». Céline mag am liebsten «Hänsel und Gretel» oder «Der kleine Däumling». Wir streiten selten, und wenn, immer nur ganz kurz. Manchmal spielen wir «Schüelerlis» und «Dökterlis». Oder «Rössli»: eine von uns ist die Frau, die andern galoppieren oder traben oder machen Schritt. Zirkus spielen wir auch, dann üben wir, vor allem bis die Pferdchen gut springen, das spielen wir dann Mami und Papi vor. Papi ist meistens nur am Wochenende zuhause. Er ist viel unterwegs und sein Büro ist in Basel. Wenn er nach Hause kommt, bringt er uns immer etwas mit, Schmuck oder so. Mami geht auch arbeiten, in Zug. Aber Isabella ist immer hier. Sie ist unsere Erzieherin. Vor ihr war Silvia bei uns. Am Wochenende, wenn Mami und Papi da sind, machen wir das Frühstück selber und bringen es ihnen ans Bett. Ich helfe aber nicht so viel, meistens machen es Céline und Loraine. Sie haben mit dem Grossmami auch schon Teigwaren mit Tomatensauce gekocht. Mein Lieblingsessen ist Reis und Rahmsauce, Céline hat am liebsten Lasagne. Wenn wir Geburtstag feiern, gibt es einen Tag das eine und am nächsten Tag das andere. Aber feiern tun wir zusammen. Jede von uns darf soviele Gspänli einladen, wie wir alt sind, das gibt immer ein Riesenfest. Meistens trinke ich Wasser, fast nie Coca Cola. Am besten schmecken mir Rivella und Lipton Eistee. Ich spiele auch gern Klavier. Meine Schwestern spielen auch, wir verabreden, wer wann üben will. Wir haben einen Flügel, am schönsten finde ich die Musik von Venedig, ich habe sie bei Frau Day gelernt, das ist meine Klavierlehrerin. Ich habe ein schönes Leben, ich bin fast immer fröhlich. Ich spiele viel, vor allem mit Laura. Sie wohnt ganz nahe und hat zwei Schwestern: Fiona ist die Freundin von Céline, Ladina und Loraine sind auch Freundinnen. Ich finde das lustig: Zwei Familien mit drei Mädchen und alle sind Freundinnen. Sie haben viele Haustiere, einen Hund, drei Meerschweinchen und zwei Katzen. Ich habe noch eine andere Freundin. Sie heisst Timna. Ich weiss, dass es nicht alle Kinder so gut haben wie wir. Ich kenne ein Mädchen, das hat eine ganz gemeine Mutter. Aber sonst kenne ich nur glückliche Kinder. Ich wünsche mir, dass ich immer so fröhlich bleibe, wie ich jetzt bin.»

Céline:

«Michèle und ich sind in Zürich zur Welt gekommen, aber dann sind wir nach Belgien gezogen. In Brüssel war es schön. Nur manchmal habe ich ein wenig Angst gehabt. Ich meinte immer, unter dem Bett liege ein Monster. Michèle hatte manchmal Angst, wenn es dunkel war und stark windete. Und einmal hatten wir eine Ratte im Garten, da hatten wir Angst, sie könnte uns beissen. Mit drei Jahren sind wir in die Internationale Schule gegangen, zuerst in den Kindergarten und dann in die erste Klasse. Wir hatten eine englische Nanny, auch mit unseren Gspänli und in der Schule haben wir immer englisch gesprochen. Jetzt kommt jede Woche Mary zu uns, sie gibt uns Privatunterricht. Mami hat gesagt, das sei wichtig, damit wir das Englisch nicht vergessen. In Brüssel gingen wir auch in den Ballettunterricht, das gaben wir auf, weil wir keine Lust mehr hatten. Mit Englisch, Reiten und Klavier wäre es zuviel geworden. Wir waren nicht traurig, als wir von Belgien wegzogen. Zuerst vermissten wir unsere acht Meerschweinchen, denn sie konnten nicht mit uns umziehen, so schenkten wir sie in Belgien einer Frau, die auch drei Kinder hatte. Wir freuten uns, nach Oberägeri zu ziehen. Zuerst haben wir etwas weiter oben gewohnt, seit einem Jahr sind wir im neuen Haus. Ich habe das kleinste Zimmer genommen, Michèle hat das mitttlere und Loraine das grösste. Ich wollte dieses Zimmer, da muss ich am wenigsten aufräumen. In die Schule fahren wir mit dem roten Schulbus, am Mittag müssen wir ins Dorf hinunter laufen, es ist nicht so weit, ungefähr zehn oder zwanzig Minuten. Raoul kommt dann mit uns, er geht mit Michèle in die gleiche Klasse. Einmal liefen wir über die grosse Wiese, da schimpfte der Bauer mit uns. Wir erschraken sehr und hatten ein wenig Angst.

Ich finde es gut, dass wir nicht in die gleiche Klasse gehen. So können wir uns viel erzählen. Wir behandeln auch nicht immer denselben Stoff. Einmal lernte Michèle die Bären kennen, ich die Schmetterlinge. Wir erzählten einander alles, auch Loraine zeigten wir unsere Blätter, so konnten alle voneinander lernen. Auch von der Schulreise erzählte ich ihnen, wir waren im Verkehrshaus, die Gotthardbahn gefiel mir am besten.

Ich bin auch gern mit anderen Kindern zusammen. Aber wenn Michèle oder ich eine Woche allein in die Ferien gehen, meistens zu Grossmama und Grosspapa ins Tessin, vermisse ich sie schon ein bisschen. Ich bin dann sehr froh, sie wieder zu sehen. Ich glaube, wir sind schon ziemlich gleich. Aber nicht immer, meine Lieblingsfarbe ist nämlich blau, die von Michèle ist rot. Und ich möchte meine Haare wachsen lassen. Michèle ist auch etwas mutiger als ich, sie getraut sich viel höher hinauf auf die Bäume zu klettern. Manchmal kommt es vor, dass wir gleichzeitig das gleiche sagen, dass wir die gleichen Ideen haben. Wir haben unsere Zähne zur selben Zeit bekommen, aber seitenverkehrt. Jetzt fallen sie auch so wieder aus. Wir mögen beide Tiere sehr. Mein grösster Wunsch wäre ein Hund, am liebsten ein Collie. Aber Mami ist dagegen, weil wir oft weggehen, dann wäre der Hund allein. Im Sommer sind wir aber viel zuhause. Auch während der Sommerferien. Dann gehen wir baden. Wir haben auch ein Motorboot, da können wir Wasserski fahren. Manchmal möchte ich in ein anderes Land reisen, ans Meer, dorthin, wo man Wale und Delfine sieht. Aber ich möchte nur in den Ferien ins Ausland gehen. Ich bin froh, dass wir nicht in Amerika leben. Dort haben die Kinder zehn Wochen Sommerferien, und dann das ganze Jahr keine Ferien mehr. Ich finde es besser, wie wir es haben, nicht so lange Ferien, dafür immer wieder. Ich gehe gerne in die Schule. Rechnen mag ich zwar nicht besonders. Aber Lesen und Schreiben. Ich lese auch daheim, am liebsten Märchen. Ich höre auch gern Kassetten, Pingu oder feine Musik. Und wir spielen viel mit Playmobil oder gehen nach draussen. Es ist sehr schön da, wo wir wohnen. Ich möchte immer in Oberägeri wohnen, ich will später hier ein Haus haben und einen Mann und Kinder, und ich würde im Büro arbeiten wie mein Mami. Und in den Ferien möchte ich immer verreisen. Wenn Michèle und ich zwanzig sind, machen wir eine Weltreise. Das hat Mami zu Papi gesagt. Ich möchte nichts anders haben, als es ist. Ausser dass ich einen Hund möchte. Ich habe ein schönes Leben, es gibt eigentlich nichts, was mir nicht gefällt. Manchmal nervt mich Loraine, wenn sie blöd tut, und ich habe Angst vor giftigen Spinnen. Und Milchreis mag ich überhaupt nicht.»

Kurzporträt

Name: Céline und Michèle Zollinger
geboren am 17. Februar 1991
Herkunft: Zürich
Eltern: Marie Louise und Ernst Zollinger-Studer
Geschwister: Loraine (1992)
Schule: Primarschülerinnen der 3. Klasse
Berufswunsch: Céline will im Büro arbeiten, Michèle Kunstmalerin werden
Freizeitbeschäftigungen: viele
persönliches Ziel: Glücklichsein

Marijana Kovac

Marijana Kovač, Seminaristin *Klassischer Rollenkonflikt*

Barbara Lukesch

Samstagabends haut Marijana Kovač auf den Putz. Gemeinsam mit ihrer jüngeren Schwester zieht die Neunzehnjährige durch Diskotheken, Bars und Jugendtreffs und frönt ihrer grossen Leidenschaft, dem Tanzen. Seitdem sie über einen Führerschein verfügt, hat sich ihr Bewegungsradius um einiges erweitert, und so sind die beiden jungen Frauen denn auch regelmässig in den einschlägigen Lokalen von Luzern oder St. Gallen anzutreffen: «Gute Musik», schwärmt Marijana Kovač, «fährt mir in die Beine.» Das sei wie ein Zwang, ja eine Sucht, der sie hilflos ausgeliefert sei.

Doch egal, ob sie nachts um zwei oder erst im Morgengrauen nach Hause kommt – am Sonntagvormittag um elf Uhr sitzt sie an der Orgel in der Gut Hirt-Kirche und begleitet den Gottesdienst der kroatischen Mission musikalisch. Dieses allwöchentliche Ritual sei ihr heilig, weil sie ein gläubiger Mensch sei, aber auch, weil es sie jedesmal mit drei- bis vierhundert Landsleuten zusammenführe, die aus der gesamten Innerschweiz anreisten.

Marijana Kovač ist Kroatin und stammt aus Travnik, einem Flecken im Norden Ex-Jugoslawiens, nahe bei der ungarischen Grenze. Als sie zwei Jahre alt war, wanderten ihre Eltern mangels beruflicher Perspektiven in der Heimat in die Schweiz aus. Die Kinder liessen sie auf dem Bauernhof der Grosseltern zurück, und so gewöhnte sich die kleine Marijana daran, dass sie ihre Mutter und ihren Vater nur während der Sommerferien sah, die sie in Travnik verbrachten. Dann kamen sie jeweils vollgepackt mit Geschenken, Kleidern, Büchern und Haushaltsgeräten und weckten in ihrer ältesten Tochter Phantasien von einem Land, in dem Milch und Honig fliesst: «Wenn ich wir damals die Schweiz vorstellte», erinnert sich Marijana Kovač, «sah ich Einkaufszentren, so gross wie amerikanische Wolkenkratzer, vor mir.»

Dabei lebten ihre Eltern ganz bescheiden in einer winzigen Wohnung in Oberägeri. Wäre alles nach Plan verlaufen, wäre das Ehepaar nach einigen Jahren in die Heimat zurückgekehrt. Doch der Krieg in Ex-Jugoslawien machte der Familie einen Strich durch die Rechnung. Nachdem ein bosnisches Nachbardorf dem Erdboden gleichgemacht worden war und zwei von Marijanas Cousins gefallen waren, holten Kovačs ihre vier Kinder zu sich in die Schweiz.

1993 begann für Marijana ein neues Leben, und die damals Dreizehnjährige fühlte sich «wie im Königreich». Alles war sauber, ordentlich, friedlich. Die Menschen kamen ihr wohlhabend vor. Sie bekam ihr erstes Fahrrad. In der Schule gab es einen Hellraumprojektor, verstellbare Wandtafeln, gepflegte Fussballplätze, und man konnte aus einem Riesenangebot an Sportarten wählen. Marijana lernte schwimmen, spielte Volleyball, Basketball, Fussball und Unihockey und erwies sich als zähe Staffettenläuferin.

Darüber hinaus genoss sie es, mit ihren Eltern zusammenzuleben, auch wenn es schwieriger war, als sie erwartet hatte, eine alltagstaugliche Beziehung zu ihnen aufzubauen. Bis anhin war ihre Grossmutter ihre engste Vertraute gewesen, nun musste sie lernen, sich mit ihrer Mutter auszutau-



schen. In Baar, wo die Familie eine grössere Wohnung fand, besuchte sie eine Integrationsklasse, in der sie während eines ganzen Jahres gezielt in Hochdeutsch unterrichtet wurde.
Eigentlich hatte sie alles, was es braucht, um glücklich zu sein. Doch mit der Zeit spürte sie, dass sie ihre Grosseltern, ihre Cousins und Freundinnen aus Travnik vermisste. Es fehlten ihr Menschen, mit denen sie sich blind verstand. Sie merkte, dass Deutsch für sie eine fremde Sprache blieb, und sie litt insbesondere unter dem Rassismus und der Ausgrenzung, denen sie immer wieder begegnete. In der Sekundarschule, wo sie in ihrer Klasse die einzige Ausländerin war, wurde sie mit Vorurteilen gegen die «kriegerischen Jugos» konfrontiert, und man beschied ihr, sie solle doch in ihr Heimatland zurückkehren. Als sich ihr Vater auf Wohnungssuche machte, hiess es mehr als einmal: «Ausländer unerwünscht».
Doch Marijana ist eine pragmatische Person. Sie sagte sich: «Jetzt lebe ich hier, also passe ich mich an.» Ihr Schweizerdeutsch wurde immer besser und ist heute so lupenrein, dass man zweimal hinhören muss, um einen Akzent festzustellen. Die Sekundarschule schloss sie mit besten Noten ab und bestand, nur drei Jahre nach ihrer Ankunft in der Schweiz, problemlos die Aufnahmeprüfung für das Lehrerinnenseminar Bernarda in Menzingen. Dort gefällt es ihr gut, und sie arbeitet mit grossem Fleiss an der Umsetzung jenes Traumes, den sie schon als Kind hatte: nämlich Lehrerin zu werden. Auch wenn sie erneut die einzige Ausländerin in ihrer Klasse ist, fühlt sie sich nicht länger als Exotin, sondern akzeptiert von ihren Kolleginnen, unter denen sie inzwischen auch Freundinnen gefunden hat.
Die Neunzehnjährige ist nach sechs Jahren Aufenthalt in Zug also gut integriert. So sei es, pflichtet sie bei, um ihr Gegenüber mit dem Satz zu überraschen: «Aber wenn ich ganz ehrlich bin, würde ich nach dem Ende meiner Ausbildung am liebsten in meine Heimat zurückkehren und dort als Primarlehrerin arbeiten.» Sie könne diese Sehnsucht nicht rational erklären: «Es zieht mich einfach zurück.» Sie habe auch festgestellt, dass sie je länger je mehr Kontakte zu Landsleuten knüpfe. So ist sie Mitglied in einem kroatischen Frauenfussballklub, tanzt innerhalb eines kroatischen Folklorevereins, teilt ihre Sonntage mit den Mitgliedern der kroatischen Mission, besucht mit ihrer Schwester am liebsten eine kroatische Diskothek in Jona und erteilt vor allem kroatischen Buben und Mädchen Nachhilfeunterricht in Deutsch.
Ihr Vater kann seine älteste Tochter gut verstehen, würde er doch morgen die Koffer packen und nach Travnik zurückkehren, wenn es allein nach ihm ginge. Doch da sind noch die siebzehnjährige Bernardica, der vierzehnjährige Iran und Kristian, der zehnjährige Nachzügler, die sich mit Händen und Füssen dagegen wehren, die Schweiz wieder zu verlassen. Die drei haben inzwischen Wurzeln geschlagen. sie sprechen fast besser Deutsch als Kroatisch, haben hier Freunde gefunden und wollen auch die Schule, deren Besuch ihnen berufliche Perspektiven eröffnet, um keinen Preis aufgeben. Auch Mutter Manda will nicht gehen, weil ihr die Angst vor kriegerischen Auseinandersetzungen immer noch viel zu fest in den Knochen steckt. Auch wenn sie den Krieg seinerzeit nicht am eigenen Leib erfahren hat, weiss sie doch aus Schilderungen ihrer Verwandten, was er anrichten kann: Ihre Mutter und ihr Bruder mussten nach Österreich fliehen, nachdem ihr Haus vollständig zerstört worden war. Auch Marijana ist sich natürlich des Privilegs, in sicheren und geordneten Verhältnissen eine anerkannte Ausbildung absolvieren zu können, sehr bewusst. Ja, mehr als das. Mitunter wird sie von einem schlechten Gewissen geplagt, wenn sie an ihre Cousins und Cousinen in Travnik denkt, die kaum genug Geld haben, um einmal ins Kino oder Theater zu gehen, geschweige denn eine langjährige qualifizierte Berufsausbildung zu machen. Es tue ihr weh, sagt sie, wenn sie während Ferienaufenthalten in ihrer Heimat die Armut und Not sehe, während sie hier im Überfluss lebe und ihre Familie zwei Autos, zwei Fernsehgeräte und einen Computer besitze. Da braucht es nur eine subtile, aber unmissverständliche Bemerkung, dass sie ja eigentlich gar nicht mitreden könne, weil sie während des Krieges in der sicheren Schweiz gewesen sei, und sie fühlt sich schlecht und egoistisch. Dabei würde sie nichts lieber tun, als ihren Verwandten und Freunden zu helfen, sie teilhaben zu lassen an ihrem Wohlstand.
Marijana hat einen klassischen Rollenkonflikt. Sie weiss einerseits ganz genau, dass sie in den sechs Jahren in der Schweiz eine andere geworden ist. Sie hat neben vielem anderen Deutsch, Englisch und Französisch gelernt, sie könnte nach dem Abschluss des Lehrerinnenseminars sogar ein Universitätsstudium aufnehmen und würde damit ihre Angehörigen bildungsmässig weit hinter sich lassen. All das zu leugnen, hiesse Augenwischerei betreiben. Doch gleichzeitig möchte Marijana «genau so sein» wie ihre Verwandten, und die Vorstellung, bei ihrer Rückkehr nach Travnik als «Chefin» aufzutreten, widerstrebt ihr zutiefst. Das Dilemma ist programmiert, und sollte sie eines Tages tatsächlich zurückkehren, wird sie vor allem eines klären müssen, nämlich ihre neue Rolle in der alten Heimat.

Kurzporträt

Name: Marijana Kovač
geboren am 31. August 1978
Herkunft: Travnik in Kroatien
Eltern: Stanislav Kovač und Manda Celan
Geschwister: Bernardica, Ivan, Kristian
ledig
Schulen: Primarschule Travnik,
1 Jahr Integrationsschule in Baar,
3 Jahre Sekundarschule
Ausbildung: 3 Jahre Lehrerinnenseminar Bernarda
Berufswunsch: Lehrerin
Freizeitbeschäftigung: Tanzen
Mitgliedschaft: Folkloreverein Baar
persönliches Ziel: Entwicklungshilfe in Afrika leisten

Pia Gyger Brantschen

Pia Gyger und Niklaus Brantschen, Ordensleute und Zen-Roshi

Das etwas andere Paar

Michael van Orsouw

Sie ist katholische Ordensfrau. Er katholischer Jesuitenpater. Sie sind ein Paar. Und doch nicht. Je nach Paarbegriff.

Im konventionellen Verständnis dürfen sie als katholische Geistliche kein Paar sein. In ihrem eigenen Verständnis sind es schon seit 25 Jahren.

«Wir haben eine sehr enge Freundschaft, wir sind», sagt Niklaus Brantschen im kargen, nur mit Nordfenstern versehenen Esszimmer, vor sich Kartoffeln, Spinat, Fisch und Wasser, «ein Herzenspaar ... » Bevor er den Satz ganz zu Ende sprechen kann, unterbricht ihn Pia Gyger: « ... wir stehen dazu; ein heimliches Doppelspiel liegt uns nicht.»

Und so geht es in den nächsten Interviewstunden im Lassalle-Haus in Edlibach, dem «Zentrum für Spiritualität und soziales Bewusstsein», weiter. Einmal ergänzt er ihre Antwort, ein andermal ist es umgekehrt: Er antwortet, sie fügt bei. Eine eingespielte Form der Selbstverständlichkeit, die keiner Absprachen bedarf, sondern gewachsen ist – Doppelkommunikation, wie sie bei langjährigen Paaren so häufig ist.

Und doch sind die beiden ein etwas anderes Paar, nicht nur weil sie trotz Ordenszugehörigkeit ganz gewöhnliche Kleider tragen: Katholische Geistliche dürfen nicht verheiratet sein, und selbstverständlich leben die beiden ihre Beziehung zölibatär, was, wie sie als im prallen Leben stehende Menschen durchaus eingestehen, nicht immer einfach war. Sie lebt in Luzern und arbeitet in Edlibach, er wohnt und arbeitet in Edlibach. Sie sind aber weit von der überlebten Auffassung entfernt, zölibatäres Beziehungsleben als vollkommenere Lebensform zu verstehen. Brantschen: «Es ist eine Möglichkeit unter vielen.» Gyger: «Es ist unser Weg.» Brantschen: «Das kann auch ein Signal dafür sein, wie man eine Herzensbeziehung gestalten kann.»

Pia Gyger, 59, ursprünglich Psychologin, und Niklaus Brantschen, 62, eigentlich Theologe, sind nicht nur ein etwas anderes Paar. Sie sind seit fünf Jahren auch, wie sie sagen, «ein Paar auf institutionalisierter Ebene». Etwas einfacher formuliert: Sie arbeiten zusammen. Niklaus Brantschen leitet als Direktor das Lassalle-Haus; Pia Gyger arbeitet seit fünf Jahren auch dort und leitet ebenda zusammen mit Brantschen das «Institut für spirituelle Bewusstseinsbildung in Politik und Wirtschaft», kurz ISPW genannt. Die Partnerschaft der Gleichwertigkeit und nicht der Gleichheit haben Gyger und Brantschen um den beruflichen Teil erweitert. Für Brantschen war das nicht einfach, verliess er doch damit seine Vorrangstellung: «Ich habe an Rollenmacht verloren, dafür an Seinsmacht gewonnen.» Für Gyger wie Brantschen, die beide auch Seminarien zu Themen wie «Macht – Ohnmacht» abhalten, ist der transparente Umgang damit in der eigenen Partnerschaft besonders bedeutsam.

Nach einer gemeinsam ausgehandelten Vereinbarung treten sie miteinander auf, unterschreiben miteinander und geben teilweise auch gemeinsam Kurse. Dabei zeigen sich rasch ihre Gemeinsamkeiten, aber auch deren Grenzen. «Wir sind beide», fängt Gyger an, «visionär und können Visionen auf das Hier und Jetzt herunterho-



len – dennoch sind wir grundverschieden.» Und Brantschen dazu: «Dieses Zusammenspiel könnte Signalwirkung haben, für unsere Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer, aber auch in Gesellschaft und Wirtschaft überhaupt.» «Wir bekommen übrigens», schliesst Gyger, «auch Rückmeldungen in dieser Richtung.»

Was denn im Kleinen – nämlich zwischen Gyger und Brantschen – funktioniert, soll nun auf das Grössere übertragen werden: Gygers Orden, das St. Katharina-Werk, und Brantschens Gemeinschaft, die Jesuiten, sollen inskünftig gemeinsam und partnerschaftlich das Lassalle-Haus in Edlibach leiten. Dies ist ein Schritt, der bis anhin in der katholischen Kirche auf diese Weise noch nicht gewagt wurde. Neben Gyger arbeiten bereits andere Schwestern des Katharina-Werks im Bad Schönbrunn, insofern wird ein schon bestehender Zustand auf dauerhafte Beine gestellt. Niklaus Brantschen hat viel Überzeugungsarbeit leisten müssen, Pia Gyger lobt ihn dafür, denn er sei «einen sehr weiten Weg gegangen».

Brantschen gibt sich bescheiden, spricht einmal mehr vom «Zeichen setzen». Das tut er gerne: Symbole, Zeichen, Signale setzen – und sie eloquent und charmant kommunizieren.

Dieses gemeinsame Leiten der Institution offenbart einen wichtigen Wesenszug von Gyger und Brantschen: sie loten Grenzen aus. Die beiden sind keine Grenzüberschreiter, keine Revolutionäre, reissen keine Mauern nieder, sehr wohl aber sind sie Reformer, die bis an die Grenzen, manchmal auch darauf, aber nicht darüber hinaus gehen. Das zeigt sich auch bei ihrem Bemühen um den interreligiösen Dialog.

Seit dem Frühling 1999 sind Gyger und Brantschen sogenannte buddhistische Zen-Roshi: Das sind Zen-Meister, und zwar die ersten in der Schweiz, welche selber Zen-Lehrpersonen ausbilden und ernennen können. Jahrelang haben sie sich im Zen geübt und sind dazu auch oft in Japan gewesen. Trotz der bedeutungsvollen Aufgabe in einer fremden Religion bleiben sie Katholiken, was beweist, dass Gyger und Brantschen zwar Neues suchen, ohne aber ihre Wurzeln zu leugnen. So war es ihnen sehr wichtig, dass an der feierlichen Einsetzung als Zen-Roshi Weihbischof Peter Henrici und Hildegard Schmittfull, Leiterin des St. Katharina- Werks, ebenso teilnahmen wie der Roshi aus New York, Bernhard Tetsugen Glassman.

Diese Verbindung von östlichen und westlichen Traditionen ist im katholischen Bildungszentrum Lassalle-Haus bereits Alltag. Der frühere Vortragssaal ist zum Meditationsraum umfunktioniert worden, Reisstrohmatten bedecken den Boden. Auch in der Hauskapelle sind Meditationskissen sowie hölzerne Bänke zum Sitzen da. Und es kann vorkommen, dass Brantschen die Messe vor dem Altar auf dem Meditationskissen liest.

Da verwundert es nicht, dass im Lassalle-Haus Exerzitien ebenso selbstverständlich angeboten werden wie Zen-Meditationen unterschiedlichster Intensität. Gerade die Zen-Kurse boomen. Und das ist schon etwas aussergewöhnlich. Das Bad Schönbrunn, 1856 als medizinischer Kurort für zivilisationsmüde Parvenus der aufkommenden Industriegesellschaft gegründet, ist heute spiritueller Kraftort für genauso Zivilisationsmüde, die sich neu orientieren wollen. Das Lassalle-Haus zieht zwar Gäste aus der ganzen Schweiz an, bestimmte Kurse vereinen sogar Gäste aus ganz Europa, doch im Kanton Zug führt das Haus ein etwas stiefmütterliches Dasein. Tatsächlich wirkt das Haus nicht sehr einladend, sondern thront eher wie eine Burg über dem Weiler Nidfurren, gut eingewachsen vom vielen Grün. Doch vor allem eines gelte, meint Brantschen gelassen: «Der Prophet im eigenen Land hat es schwer.»

Brantschen hat als Direktor das Bildungshaus der Jesuiten zum Lassalle-Haus umgestaltet, das sich einer Spiritualität verschrieben hat, die nicht nach Konfessionszugehörigkeiten fragt. Fundamentalistisch orientierte Christen sind überrascht, dass sie hier buddhistische Rituale und Formen der Besinnung oder Einkehr kennenlernen, welche noch zu einem kleinen Teil von der traditionellen Kirche finanziert werden. Denn das Lassalle-Haus kann, wenn es nicht nur für die Reichen da sein will, nicht rentieren; zurzeit erreicht es einen Kostendeckungsgrad von rund 66 Prozent, den letzten Drittel bestreiten Spenden und Beiträge der Kirche, des Kantons Zug und des Jesuitenordens. Doch Brantschen ist – auch hier – um keine Antwort verlegen, wie er überhaupt nicht aus der Ruhe zu bringen ist und bei heiklen Fragen eher lächelt als aufbraust. Die Gäste im Lassalle- Haus seien Suchende und Fragende. «Wir wollen nicht wissen, woher die Leute kommen, sondern ob und wohin sie gehen wollen.»

Ziel der Seminare sind nicht Stressabbau oder ein geistiges Trimm-Dich-Programm, sondern nichts weniger als ein neues Bewusstsein. «Für soziales Bewusstsein» im Untertitel des Lassalle-Hauses ist Programm. Gyger und Brantschen sind keineswegs Schöngeister, die nicht um den politischen Gehalt dieses Programms wüssten. Sie verfügen beide über politische Positionen, die sie auch äussern, wenn sie darum gefragt werden. Doch geht es ihnen in ihren Institutionen nicht um parteipolitische Stellungnahmen, sondern um die Schaffung eines sozialen und politischen Bewusstseins, wie die Zukunft zu gestalten sei. Um nicht ohne Einfluss zu sein, arbeiten sie mit den Eliten des Landes zusammen. Sie haben eine «Spurengruppe» gegründet, welche mit namhaften Exponenten der Schweizer Wirtschaft besetzt ist. Zudem wirken sie mit beim Rio Managementforum, stehen aber auch in Kontakt mit der ETH Zürich und dem Managementsymposium Davos, tauchen regelmässig in namhaften Medien auf. Kurz: Sie sind gut vernetzt.

Daneben vernachlässigen sie die Basis nicht. Brantschen hat schon vor 25 Jahren das Fasten propagiert, das heute in unzähligen Gruppen praktiziert wird. Auch haben sie «Peacemaker»-Gruppen ins Leben gerufen. Und nicht zuletzt hat Pia Gyger eine Schule auf den Philippinen gegründet, die «Sister Pia's Greenhouse School», welche Slumbewohnerinnen und -bewohnern Eigenverantwortung und Handlungsfähigkeit zu vermitteln versucht und Beteiligten aus Europa helfen will, die Dritte Welt mit anderen Augen zu sehen und sich mit dieser Erfahrung für eine gerechtere Welt einzusetzen.

Gerade bei der politischen Diskussion offenbaren sich die Unterschiede von Gyger und Brantschen deutlich. Sie bringt das Argument, er ganze Argumentationsketten. Er theoretisiert eher, ihr ist es mehr ums Exemplifizieren. Sie ereifert sich auch einmal, er mildert eher herab. So ergänzen sie sich prächtig. Auch wenn sie ein unkonventionelles Paar sind.

Kurzporträt

Name: Niklaus Brantschen
geboren am 25. Oktober 1937
Herkunft: Randa VS
Eltern: Heinrich und Oliva Brantschen
Geschwister: 6
Schulen: Primarschule und Gymnasium in Brig
Ausbildung: Philosophiestudium in München, Theologiestudium in Lyon und Tübingen, Studium der Erwachsenenbildung mit Diplom in München, 1976–1988 Ausbildung zum Zen-Meister in Japan
Beruf: Leiter des Lassalle-Hauses und Mitleiter des «Instituts für spirituelle Bewusstseinsbildung in Politik und Wirtschaft» in Edlibach
Freizeitbeschäftigungen: Lesen, Bergsteigen
Mitgliedschaft: Gesellschaft Jesu

Kurzporträt

Name: Pia-Maria Gyger
geboren am 2. November 1840
Herkunft: Eriz BE, aufgewachsen in Muolen SG
Eltern: Hans Gyger, Anna Fisch
Geschwister: 2 Brüder, 1 Schwester
Schulen: Grundschulen, Sprachschulen während verschiedener Auslandaufenthalte
Ausbildung: Fürsorgeschule St. Katharina in Basel, dipl. Heilpädagogin am Heilpädagogischen Seminar Zürich, dipl. Psychologin am Institut für Angewandte Psychologie Zürich
Beruf: Psychotherapeutin, Mitleiterin des «Institutes für spirituelle Bewusstseinsbildung in Politik und Wirtschaft» im Lassalle-Haus in Edlibach
Zweitberuf: Zen-Meisterin
Freizeitbeschäftigungen: Lesen, Reisen, Wandern
Mitgliedschaften: Board der Buddhist-Christian-Society/USA, Beirat RIO-Management Forum/Luzern

Senn Marie Louise

Marlies Senn, Pfarrhaushälterin *Erst spät glücklich geworden*

Heidy Gasser

Die Erinnerungen an meine Kindheit und Jugend sind in den letzten Jahren stärker geworden. Dabei möchte ich am liebsten gar nicht daran denken. Ich hatte keine glückliche Kindheit, war ein uneheliches Kind. Als ich ein Jahr alt war, musste ich wegen einer schweren Rachitis lange im Spital in einem Gipsbett liegen. Erst als Vierjährige konnte ich mit Hilfe von Beinschienen gehen. Als ich mich erholt hatte und laufen konnte, brachte man mich zu Verdingeltern. Die hatten eine Schuhmacherei und einen Lebensmittelladen im Kanton Schwyz. Schon bald musste ich meinen Lebensunterhalt selbst verdienen. Sie schickten mich zu Fuss bis nach Schindellegi, Pfäffikon oder Wollerau, um dort den Kunden die geflickten Schuhe zu bringen. Dabei nutzte ich meine Schuhsohlen ab und bekam deswegen Schläge. Mein Trinkgeld musste ich für das Besohlen der Schuhe abgeben. Ich bekam nie eine Süssigkeit. Die jüngste Tochter der Familie durfte im Laden Schokolade holen, so viel sie nur wollte. Ich musste zuschauen und wurde furchtbar verprügelt, als ich heimlich ein Schoggistengeli nahm. Die Pflegeeltern zwangen mich, vor ihren Augen zwei Tafeln Schokolade aufzuessen. Seitdem kann ich keine Schokolade mehr sehen.

Als ich mit vierzehn Jahren nach St. Gallen in ein Kinderheim kam, wurde das Leben besser für mich. Ich durfte Damenschneiderin lernen. Nach der Ausbildung fand ich eine Stelle und leistete mir eine kleine Wohnung. Zusätzlich lernte ich Herrenschneiderin, um auch Jacken und Mäntel machen zu können. Da ich noch nicht wusste, wie man einen Haushalt perfekt führt, ging ich für ein Jahr nach Mörschwil zu einer Familie mit vier Kindern. Sie führten einen Schreinereibetrieb. Das Gelernte verhalf mir zu einer Stelle in Lauterbrunnen. Dort arbeitete ich in einer kleinen Pension. Zusammen mit der Inhaberin verrichtete ich alle Arbeiten, die dort anfielen. Ich kochte, putzte, richtete die Zimmer her. Weil wir viele englische Gäste hatten, ging ich für ein Jahr nach England, um die Sprache zu lernen. Dann kam ich wieder zurück. Bald danach lernte ich meinen ersten Freund kennen. Doch die Beziehung ging auseinander. Das enttäuschte mich so sehr, dass ich nach Australien auswandern wollte. Ich hatte schon eine Stelle, und der Überseekoffer stand bereit. Zum Abschied unternahm ich noch eine Fahrt mit dem Dampfschiff «Jungfrau»; sie spielte für mich Schicksal. Ich begegnete einem jungen Bergführer, der mir die Auswanderungspläne ausreden konnte. Wir heirateten bald. Ich begleitete ihn auf Bergtouren und trug die Rucksäcke der Gäste. Das gab mehr Verdienst. Die Berge zogen mich magisch an, seitdem ich sie als junges Mädchen in St. Gallen kennengelernt hatte. Dort hatte ich den Säntis bestiegen. Bei meiner ersten Tour war ich ausgerutscht und über eine Geröllhalde geschlittert, bis ich in eine Felsspalte stürzte. Zwar kostete mich das vier Zähne. Dennoch konnte mich dieser Zwischenfall nicht abschrecken. Ich liebte die Berge.

Als ich mit dem dritten Kind schwanger ging, geriet mein Mann in eine schwere Krise. Ein Alkoholproblem spitzte sich immer



mehr zu. Zusätzlich fand man heraus, dass er an Schizophrenie litt. Die Aerzte sagten mir, dass seine Krankheit nicht heilbar sei, dass sie nur noch schlimmer werde. Das stimmte. Ich zog mit meinen drei Kindern nach Küssnacht am Rigi. Mein Mann blieb unter ärztlicher Kontrolle in Interlaken. Ich bekam keine Unterstützung für die Kinder und musste mich alleine durchschlagen. Zuerst wirkte ich als Abwartin und schneiderte. Später zog ich nach Luzern und arbeitete dort in einem Kinderbekleidungsgeschäft als Abteilungsleiterin und leitete die Zuschneiderei, Näherei und Glätterei. Eines Tages blieb ich dort lange im Lift stecken. Jemand schob mir eine Zeitung durch einen Spalt, damit ich mir die Zeit vertreiben konnte. Darin fand ich einen Artikel über einen Locherinnenkurs, der damals hochmodern war. Ich las das am Dienstag, am Samstag begann ich bereits den Kurs und fand dadurch eine Stelle bei der Landis & Gyr in Zug. Wegen der Arbeitszeiten konnte man mich zwar nicht als Locherin beschäftigen, sondern auf einem Büro für die Eichstation.

Während all dieser Jahre in Luzern und auch später in Zug nahm ich ausser der normalen Arbeit verschiedene Nebenjobs an, um meine Kinder ernähren zu können. Ich gab Näh- und Bastelkurse, machte Diebstahlaufsicht in verschiedenen Migrosläden, ging morgens früh, wenn die Kinder noch schliefen, Büros putzen. Abends half ich ihnen bei den Hausaufgaben, kochte für den nächsten Tag und ging manchmal noch bis Mitternacht putzen. Morgens um vier Uhr musste ich wieder aufstehen. Daneben strickte ich halbe Nächte lang für die Kinder oder nähte ihnen Kleider aus alten Sachen. Die Kinder sahen immer gepflegt aus. Es war mir wichtig, dass wir einmal im Jahr Ferien machen konnten. Manchmal litt ich Hunger, damit wenigstens die Kinder genug zu essen hatten. Es war hart. Oft weinte ich. Doch ich liess nicht locker und sagte mir, dass ich es schaffe, dass alles gut werde. Die Wochenenden gehörten den Kindern. Wir gingen schwimmen oder wanderten auf die Rigi. Im Winter machten wir Skitouren abseits der Pisten. Wir hatten ohnehin kein Geld für Skilifte, leisteten uns das nur in der Skiferienwoche.

In Zug wurde alles anders. Bei der Arbeit in der Landis und Gyr lernte ich meinen zweiten Mann kennen. Er gefiel mir vom ersten Augenblick an, ich ihm auch. Es imponierte ihm, dass ich sportlich war, gerne klettern und skifahren ging. Wir unternahmen gemeinsam mit den Kindern schöne Touren. Damals begann ich mit Langstreckenläufen und trainierte für den Bieler 100-Kilometerlauf. Ich schaffte es, in die Elite 2 aufgenommen zu werden. Meine Bestzeit war 10 Stunden und 26 Minuten. Einmal musste ich zwei Monate vor dem Lauf eine Thrombose am Unterschenkel entfernen lassen. Obwohl mir der Arzt die Teilnahme am Rennen verboten hatte, lief ich unter den vier Kollegen, die mit mir dabei waren, die schnellste Zeit.

Mein Freund und ich wollten nicht mehr heiraten. Doch dann fand er eine schöne Wohnung, die wir nur unter der Bedingung bekamen, dass wir verheiratet seien. Wir heirateten am Tag des Einzugs in die Wohnung. Sieben glückliche Jahre lebten wir zusammen, bis mein Mann an einem Sekundenherztod starb. Ich hielt ihn in meinen Armen und konnte nicht fassen, was passiert war. Das war so hart, dass ich fast nicht darüber hinwegkam.

Trotzdem ging ich weiter in die Berge, um auf andere Gedanken zu kommen. Oft wanderte ich allein und sagte dem jeweiligen Hüttenwart, welche Tour ich machen wollte. Ich ging keine unnötigen Risiken ein. Einmal nahm ich eine Arbeitskollegin mit, die mir erzählt hatte, dass sie klettererfahren sei. An dem Tag sah der Gletscher nicht gut aus. Meine Bekannte hatte Steigeisen dabei, die keine richtigen Zacken hatten. Ich gab ihr meine und beauftragte sie, mich zu sichern. Schon nach drei Schritten glitt ich aus und riss die Kollegin mit in eine Gletscherspalte. Trotz Schmerzen schaffte ich es, Eisstifte zu setzen und aus der Spalte herauszuklettern. Wir stiegen noch ab bis zum Rand des Gletschers. Meine Kollegin hatte sich nur den Fuss verstaucht. Ich hatte einen Wirbel gebrochen und musste operiert werden. Es brauchte viel Zeit, bis ich dank Training mein Stützkorsett wieder los wurde. Doch ich liess nicht locker. Ich wollte wieder nach Biel und am Lauf teilnehmen.

Pfarrer Alfredo Sacchi kenne ich seit dem Tod meines Mannes. Mein Mann war sein erster Todesfall in der neuen Kirchgemeinde gewesen. Als er keine Haushälterin mehr hatte, fragte er mich, ob ich aushelfen könne. Damals war ich gerade pensioniert worden. Pensioniert sein konnte ich mir nicht vorstellen. Deswegen sagte ich zu. Die Arbeit im Pfarrhaus wurde bald zu einer Vollzeitbeschäftigung. Dort fühle ich mich aufgenommen wie in einer eigenen Familie. Im Pfarrhaus ist immer etwas los. Da gehen so viele Menschen ein und aus. Ein Vikar wohnt auch dort. Tagsüber sind eine Laientheologin und eine Jugendarbeiterin da, dazu die Sekretärin. Eigentlich bin ich von morgens früh bis abends beinahe ununterbrochen auf den Beinen. Ich bin glücklich, dass ich alles noch schaffe. Oft werde ich ausgelacht, weil ich meistens renne. Ein Leben ohne Arbeit kann ich mir nicht vorstellen. Das wäre sicher mein Tod. Trotzdem verbringe und geniesse ich gerne Ferien. Mein jüngster Sohn Georges hat in neunjähriger Arbeit selbst eine Yacht gebaut. Vielleicht bin ich schuld an seinem Fernweh, weil ich ihm zum sechsten Geburtstag einen Atlas schenkte. Darin zeichnete er alle Routen ein, die er später einmal bereisen wollte. Dank der Unterstützung seiner Frau realisierte er seine Träume. Seit sechs Jahren ist er zusammen mit ihr auf dem Meer unterwegs. Ich fliege einmal im Jahr zu ihnen und habe dadurch wunderschöne Orte kennen gelernt. Das Meer fasziniert mich genauso wie die Berge. Ich liebe die Stille und das Rauschen. Doch ich mag das Meer auch, wenn es im Sturm wild wird. So schöne Sonnenuntergänge habe ich dort erlebt, so viele Farben auf dem Wasser. Delphine spielten neben dem Boot. Wir beobachteten auch Wale und einmal einen verwundeten Hai, der uns einen Tag lang begleitete.

Mein Leben ist erst spät glücklich geworden. Ich bin dankbar, dass es mir jetzt so gut geht. In schweren Zeiten hat mir mein Glaube geholfen. Manchmal habe ich zwar mit dem Herrgott geschimpft, wenn ich etwas ungerecht fand. Doch dafür entschuldigte ich mich wieder. Eine Gewohnheit begleitet mich durch mein ganzes Leben. Morgens nach dem Aufstehen setze ich mich zuerst hin und sage, dass es mir gut geht. Das sage ich ganz fest, bis ich es glaube. Manchmal wundere ich mich, wie gut mein Leben zuletzt geworden ist, obwohl es so schwierig begann und verlief.

Kurzporträt

Name: Marie Louise Senn
geboren am 25. März 1928
Herkunft: Böttstein AG
Mutter 1981 gestorben, keine Geschwister
Familie: verwitwet, 3 Kinder aus erster Ehe
Schulen: Primarschule
Ausbildung: Büroangestellte
Beruf: Damen- und Herrenschneiderin
Zweitberuf: Pfarrhaushälterin
Freizeitbeschäftigungen: Reisen, Laufen
Mitgliedschaft: Ökumenische Arbeitsgruppe St. Johannes - Zug West

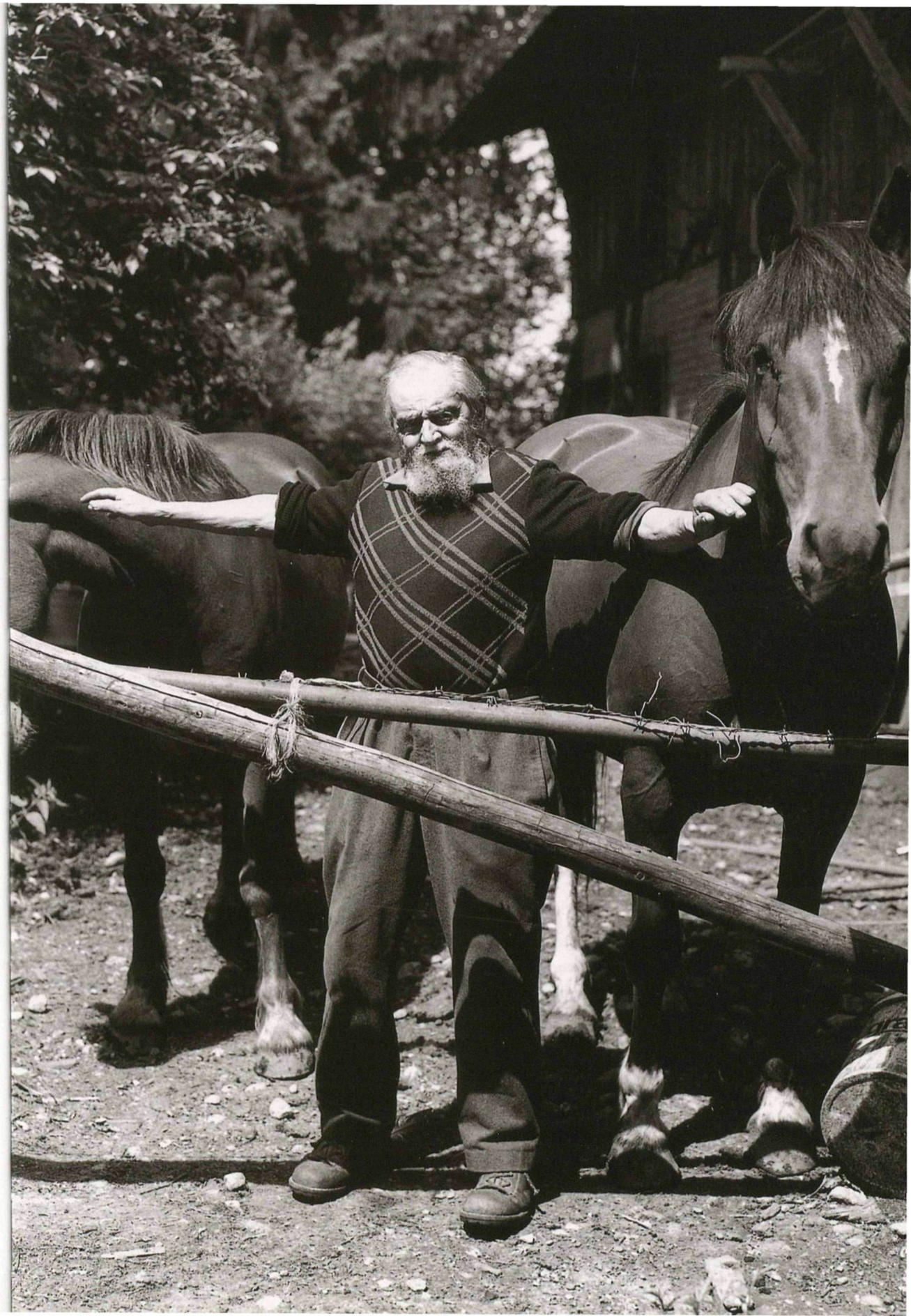
Pirmin Uttinger Zug

Pirmin Uttinger, Bauer *Landmann auf dem Hasenbühl*

Johanna Gnos

Wie gelangt man zu jemandem, der sein Leben so eingerichtet hat, dass er selber bestimmt, wann und in welcher Form ihm nach Kontakt zumute ist? Der sein Haus dreifach umzäunt hat, sich mit Tieren umgibt, mit einem Schild Unbefugten den Zutritt zum Privatgelände untersagt, aber auch keine Anmeldung von aussen durch einen Telefonanschluss gewährt?

Dem Stall vorgelagert ist eine Pferdekoppel. Hühner flüchten zeternd vom aufgeweichten Boden in die angrenzenden Brennnesseln. Ein Gänseschwarm übernimmt das warnende Rufen und kommt wachsam schnattemd angewackelt. Hinter dem Stall, etwas verdeckt von umstehenden Bäumen, erhebt sich der stolze Riegelbau auf dem Hügel, der dem Quartier den Namen gegeben hat. Stallbereich und Hausbezirk wirken unterschiedslos verwildert. Pirmin Uttinger stand der Idee, mit Bild und Text portraitiert zu werden, nicht ablehnend gegenüber. Er weiss, dass er mit der Bewirtschaftung seines Hofes, die sich auf die Haltung von Hühnern, Gänsen, Pferden und die Pflege des Obstes beschränkt, einen eigenwilligen Akzent in das Zuger Wohngebiet am Stadtrand setzt. Und er weiss wohl auch, dass seine Genügsamkeit ein Zeichen setzt gegen das Diktat von Komfort und Konvention. Auch wenn sich niemand beim Eingang findet, fürchte ich keinen Augenblick, Pirmin Uttinger könnte den abgemachten Termin vergessen haben oder sich dem Gespräch entziehen wollen. Bei anderen Gelegenheiten erfuhr ich, in welch grossem Radius seine Wahrnehmung spielt, wie präzis er registriert und wie erstaunlich sein Gedächtnis ist. Denn wenn Pirmin Uttinger auch ungerne Menschen in die engeren Kreise seines Umfeldes einlässt, so sucht er ausserhalb doch oft das Gespräch zu Passanten. Er hat das Bedürfnis, aktuelle, vor allem politische Themen zu bereden, und fällt dabei als äusserst informierter Gesprächspartner auf. Doch jetzt reagieren nur seine beiden Pferde auf mein Rufen, schieben sich träge aus dem Stall und strecken ihre samtenen Nasen über den Zaun, prüfend, ob ich vielleicht etwas Zucker oder Brot mitgebracht habe. Ich finde Pirmin Uttinger dann weiter unten im Land, mit dem Bau einer Bretterhütte beschäftigt. Sie solle bald ganz fertig werden, damit die Gerätschaften und das Heizholz im Trockenen sind. Die Vorstellung, beim Heizen mit feuchtem Holz könnte einem im Winter der Atem ausgehen, untermalt Pirmin Uttinger zur Illustration und bläst. Wir setzen uns auf einen Bretterstapel. Es ist ein sonniger, warmer Morgen. Die Sonne sei ihm zum Gleichnis für seinen Glauben geworden, beginnt Pirmin Uttinger unverzüglich das Gespräch, und hier wechselt er von der Mundart zur Schriftsprache und sagt das Folgende so langsam her, dass ich es wörtlich übernehmen kann: «den Glauben an Gott den Vater, den Schöpfer aller Gestirne, der Sonne, der Erde und des Mondes.» Dieser Kraft, aus der alles Leben strömt, fühle er sich ausgesetzt, wenn er in der Sonnenhitze heue und überhaupt mit der Natur zu tun habe. Der Glaube an den Schöpfergott habe in seinem Leben mit dem Älterwerden an Bedeutung gewonnen. In der Kindheit seien es die biblischen Ge-



schichten gewesen mit ihrer Dramatik von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Schuld und Sühne, von Kampf und Frieden, die ihn gepackt hätten. Mit dieser Vorliebe für Geschichten im allgemeinen erklärt Pirmin seine ausserordentlichen Kenntnisse von Welt- und Schweizergeschichte und Geographie, die er sich angelesen hat und über die er auch gerne mit Bekannten debattiert. Sein Spezialgebiet ist die Kriegskunst des Generals Suworow. Die Schweiz wurde am Ende des 18. Jahrhunderts zum Kriegsschauplatz europäischer Auseinandersetzungen. Das französische Heer war dabei, die Ideen der Revolution mit Kriegsgewalt durchzusetzen, die schweizerischen Alpenpässe zu erobern und sich so die politische Vorherrschaft über Europa zu erringen. In Zürich wurde das französische Heer von der russisch-österreichischen Koalition herausgefordert. General Suworow, in einer anderen militärischen Mission in Oberitalien engagiert, wollte der Koalition mit seinem Heer auf schnellstem Weg zu Hilfe eilen. Obwohl Suworow mit seiner Verstärkung zu spät kam – das Koalitionsheer wurde von den Franzosen schon vor seiner Ankunft geschlagen –, ist Pirmin Uttinger – ich zitiere im Wortlaut, weil er in die Schriftsprache gewechselt hat – «höchst beeindruckt von der ungeheuren Leistung des Generalissimus Suworow, der ungeachtet der unwirtlichen Gebirgswelt über den Gotthard-, Kienzig- und Panixerpass in direkter Linie dem General Korsakow in Zürich zu Hilfe geeilt ist.» In dieser längst ausgefochtenen Schlacht, die er in Gedanken aber immer wieder durchspielt, steht Pirmin Uttinger auf der Seite der Russen. Dafür gibt es mehr als einen Grund. Zum einen ist sein Vorfahr, Josef Anton Sidler, als Söldner des französichen Königs auch bereits gegen das französische Revolutionsheer gestanden, bevor er den Sitz auf dem Hasenbühl gebaut hat. Zum Zweiten fühlt er sich den Russen innerlich verwandt, weil sie auch «Rösseler» seien. Er bedauert, dass die Kosakentruppe mit ihrer Tournee nicht mehr wie in früheren Jahren hier vorbeikommt, wo sie vor Schaulustigen jeweils ihre Sattelfestigkeit mit Kunststücken in fliegendem Galopp zum Besten gab. Denn die Pferde gehören zu Pirmin Uttinger fast genau so sehr wie sein Wohnsitz, den er bis zu seinem Lebensende nicht räumen möchte. Mit seinem alten Pferd, das vor wenigen Jahren starb, ritt er noch in die Stadt. Diese Zeiten sind vorbei mit den beiden jungen Pferden, die jetzt in der Koppel stehen. Zum einen sind sie noch nicht zugeritten, zum anderen ist Pirmin Uttinger inzwischen 81 Jahre alt geworden, und zudem gebe es heute zuviele Autos, fügt Pirmin bei, «und wenn es noch die Hälfte weniger wären, wären es immer noch die Hälfte zuviel.»

Zurück zur Schulzeit. Nicht nur im Bibelunterricht und in den Fächern Geschichte und Geographie tat sich Pirmin Uttinger als Schüler hervor. Er war überhaupt ein wissbegieriger Junge, so dass ihn seine Eltern nach den Schulen in Zug ans Kollegium in Schwyz schickten, wo er 1938 die Matura bestand. Danach legte er einen Sprachaufenthalt in England ein. Trotz der guten Ausbildung blieb der Wunsch, Bauer zu werden. Seine Freude an den Pflanzen, an den Tieren, an der Natur ergänzte er mit Kenntnissen über Milchwirtschaft und Ackerbau an der Landwirtschaftlichen Schule in Pfäffikon. Die Familie Uttinger war 1932 von der Stadtwohnung an der Alpenstrasse 4 ins Haus auf dem Hasenbühl gezogen. Diese Liegenschaft geht, wie bereits erwähnt, auf den Gardehauptmann Anton Josef Sidler zurück, ein Vorfahr in direkter Linie mütterlicher Verwandtschaft. Als Hauptmann in französischen Diensten hatte dieser 1792 für den letzten französischen König gekämpft und nach seiner Rückkehr 1826 das Haus auf dem Hasenbühl bauen lassen. Pirmin Uttinger zieht einen übergrossen Schlüssel aus der Tasche und legt mir das antike Stück mit den geschmiedeten Majuskeln vor: J steht für Josef, A für Anton und S für Sidler. Ebenso hoch in Ehren wie den Erbauer des Hasenbühls hält Pirmin Uttinger dessen jüngeren Bruder, den Landammann Georg Josef Sidler. Diesem war kürzlich im Museum in der Burg eine Ausstellung gewidmet.

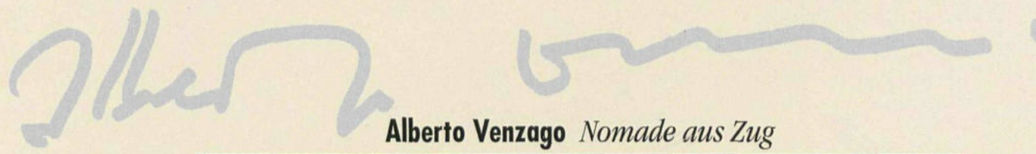
Die Mobilmachung unterbrach Pirmin Uttingers Werdegang zum Bauern. Er leistete überzeugten Aktivdienst für die Schweiz «sowohl mit dem Pflug in der Landwirtschaft als auch mit dem Gewehr bei Fuss als Mitrailleursoldat in der Landesverteidigung.» Nach dem Krieg übernahm Pirmin Uttinger die Bewirtschaftung des Hasenbühls. Er pflanzte viele Obstbäume, erstellte den Heuraum und baute den Viehstall. Es gab Jahre, da machte ihm die Trockenheit zu schaffen. Meistens ging so eine Not mit anderen Schwierigkeiten einher. So im Jahr 1976, als seine Mutter mit 90 Jahren starb. Plötzlich war ein Erbstreit da, und seine Nächsten bezweifelten, dass er in rechter Weise das Haus bewohne und das Land bewirtschafte. Doch er blieb auf dem Hasenbühl, auch als man ihm den Schlüssel zum Wohnhaus wegnahm, dieses verbarrikadierte und ihm Strom und Wasser abstellte. Es war für ihn nicht einzusehen, warum er, nachdem er dreissig Jahre lang mit seinen Eltern in gegenseitiger Rücksichtnahme zusammen gelebt hatte, das Haus und alles, was ihm lieb war, verlieren sollte. Vertreiben liess er sich nicht, vor allem nicht, weil sein Herz an diesem Landstück hängt. Er nistete sich im Stall ein, den er als Jungbauer gebaut hatte, als er die Bewirtschaftung des Hänibühls an die Hand nahm. So überbrückte er die Jahre des Unfriedens, blieb da, wo er sich hingehörig empfindet. Die Bürgergemeinde habe ihm nicht eben viel geholfen bei der Schlichtung der Streitereien. Aber warum Vergangenes, das erst noch delikate Sache ist, wieder hervorzerren? Die familiären Wogen haben sich wieder geglättet, und Pirmin möchte nicht, dass man zuviel Aufhebens um den vergangenen Konflikt macht. Er besitzt ja den Schlüssel wieder – sich versichernd greift er nach dem kunstvoll geschmiedeten Stück in der Hosentasche.

Und was würde Pirmin Uttinger anders machen, wäre er noch einmal jung? Es gibt Dinge, die zu erklären weder die Mundart noch das Hochdeutsche hinreicht. Pirmin springt – jugendlich auf einmal mit seinen 81 Jahren – von der Bank auf und bringt das bewegende Thema darstellerisch zur Sprache. Er zeigt sich zuerst als den willigen Schuljungen, der er selber war, geht zur Beichte, verinnerlicht die Mahnung, dass nur dem Reuigen alle Vergehen auch vergeben werden. Als er beim sechsten Gebot etwas von Bildern beichtet, die sein Gefallen auf sich gezogen hätten, kommt das Ohr vom hochwürdigen Beichtvater näher an das Gitterlein. Zur Busse erhält der Knabe fünf «Vater unser» aufgetragen. Dieses Bussgebet als Antwort auf seine Ehrlichkeit empfindet der Junge als ungerecht. Doch nun folgt die korrigierte Variante derselben Szene. Noch einmal stellt Pirmin sich selber dar in jungen Jahren, doch diesmal geht er den Weg zur Kirche mit gestärktem Rücken und erhobenem Kopf. Als hätte das Konzil unter Papst Johannes XXIII. bereits stattgefunden, duckt er sich diesmal nicht ins Dunkel des Beichthäuschens, um vor einem unsichtbaren Gegenüber nach etwelchen kindlichen Verfehlungen zu suchen. Er steht – in jugendlichem Eifer wirft er den Kopf in den Nacken – vor seinem eigenen Gewissen gerade, wohl wissend, dass nur Gott den Menschen besser kenne als er sich selbst. Vielleicht wäre er mit diesem Selbstvertrauen und einer entsprechenden Bestärkung durch die Kirche nicht allein geblieben auf dem Hasenbühl, stellt sich Pirmin Uttinger heute vor. Wohl habe er manche Bekanntschaften gepflegt, aber keine habe zur Heirat geführt.

Es gibt im Neustadtschulhaus ein Bild von Suworows Alpenüberquerung, das Pirmin Uttinger, seit er es gesehen, nicht mehr loslässt: Es zeigt einen russischen Kosaken mit einem Arm voller Speere, fast wie ein Winkelried, doch hat er die Spitzen nicht gegen sich selber gerichtet, sondern übergibt die Waffen dem Feuer, nur um sich im unerwartet hereingebrochenen Winter etwas zu wärmen. Es ist die pure Not, die einen Soldaten so handeln lässt und die Pirmin Uttinger in diesem Bild besonders berührt. Vielleicht weil er ihn oft selber drängt zu spüren, wo die Grenzen existentieller Not liegen? Auch wenn das Leben, das er gewählt habe, manchmal hart sei, so sei er dabei doch gesund geblieben. Er lebe mit den Pflanzen, den Tieren und der Natur, und wenn er beim Heuen die Hitze der Sonne spüre, so erkenne er darin «die Kraft des Gottvaters, des Schöpfers aller Gestirne, der Sonne, der Erde und des Mondes.»

Kurzporträt

Name: Pirmin Uttinger
geboren am 6. Juni 1918
Herkunft: Zug
Vater: Walter Uttinger, Forstingenieur
Mutter: Rosa Frieda Zürcher
Geschwister: Paula Uttinger, Melanie Uttinger
ledig
Schulen: Primar- und Sekundarschule, Mittelschule in Schwyz, 1938 Matura, 1938 Sprachaufenthalt in England, 1939 Landwirtschaftliche Schule in Pfäffikon SZ
Beruf: Bauer. Seit 1945 bewirtschaftet Pirmin Uttinger die Liegenschaft Hasenbühl. 1946 erstellte er den Heuraum und den Viehstall.
Nebenbeschäftigungen: Welt- und Schweizergeschichte, Geographie, Lesen
Lieblingsbeschäftigung: Trauben ziehen, Äpfel ablesen, Kirschen pflücken



Alberto Venzago *Nomade aus Zug*

von Frank Bodin

Halten wir fest: Alberto Venzago ist schwierig festzuhalten. Er ist ständig unterwegs. Er kommt zurück von einer Reise, um flugs die nächste Reise anzutreten. Er wohnt in Airbussen und Boeings. Auch wenn ich ihn recht gut zu kennen glaube, meinen Freund Alberto, so weiss ich, dass das Portrait von einem, der ständig in Bewegung ist, unscharf werden muss. Ich versuche es wie ein Fotograf. Mit mehreren Bildern.

1. Bild: Wir sehen einen lachenden Mann mit einer umgehängten Leica M6 vor einem Frühstücksbuffet.

Unsere Wege kreuzen sich erstmals an einem Frühstückstisch. Das war vor ungefähr dreizehn Jahren. Gehört von ihm, dem charmanten Starfotografen, habe ich schon vorher. Von einer Frau natürlich, weil Frauen wichtig sind in seinem Leben. Bei einem Frühstück wiederum lässt er mir seine Biografie für dieses Portrait Revue passieren.

2. Bild: Ein zehnjähriger Knabe liegt am Boden auf einem Pausenplatz. Er blutet aus der Nase. Hefte und Bücher sind aus seinem Schulranzen gefallen.

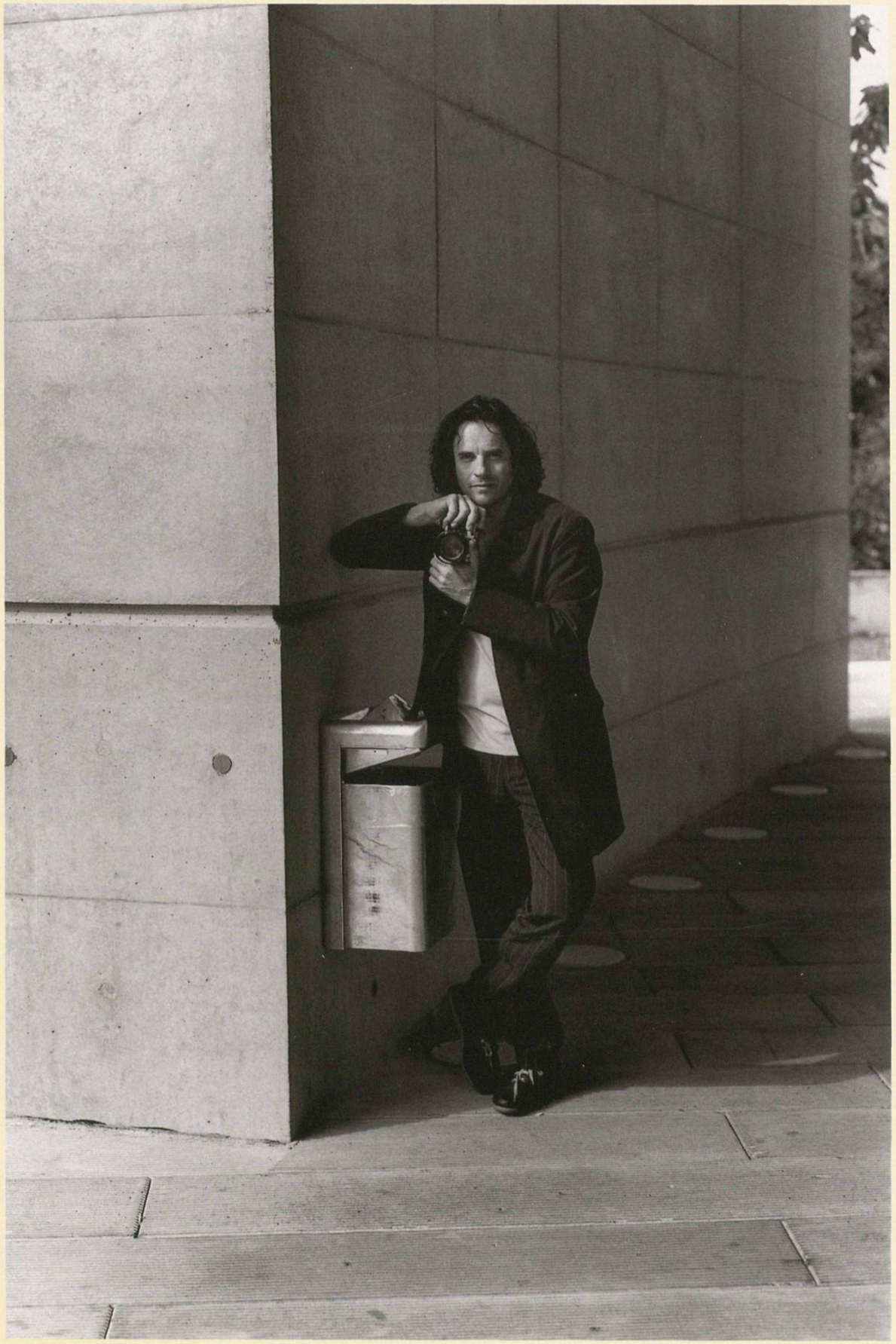
Klein Alberto ist eigentlich kein Zuger, sondern ein Zuzüger. 1960 zieht die Familie Venzago von Zürich nach Zug. Als er zu denken begann, wie er sagt, mit zehn Jahren. In der Zwingli-Stadt Zürich wurde Alberto von seinen Mitschülern ausgelacht, weil katholisch (das waren noch Zeiten); aber deshalb soll es ihm in der Innerschweiz nicht besser gehen, wird er doch nun wegen seines Zürcher Dialekts verschlagen. Wahrscheinlich haben Erlebnisse wie diese seinen Blick und sein Interesse für Gegensätze bereits geschärft – den Gegensatz zwischen unterschiedlichen Religionen, zwischen Stadt und Land, zwischen Tradition und Fortschritt.

3. Bild: Ein kleines Wohnzimmer mit einem Klavier. Am Klavier siebt man den Rücken eines jungen Pianisten, der einem älteren Geiger und einem pubertierenden Klarinettenspieler den Einsatz gibt. Sie haben Noten von Beethoven aufgeschlagen.

Die Familie Venzago harmoniert. Albertos Vater Enrico ist Architekt, verantwortlich für die Altstadtsanierung und die Musikschule von Zug und liebt die Violine. Albertos zwei Jahre älterer Bruder macht bereits Karriere als Pianist (er weiss noch nicht, dass er schon bald das Stadtorchester Zug dirigieren wird und dann die grossen Symphonieorchester der Welt). Und Alberto bläst Klarinette; das falsche Instrument, sagt er heute. Trotzdem studiert er am Konservatorium Luzern klassische Musik und macht das Lehrerseminar.

4. Bild: Was für ein Bild von einem Mann. Ein glücklich verheirateter Lehrer, jung, schön, intelligent. Irritierend an dem Bild sind die schwarze Kleidung, die sehr langen Haare und der Verfasser des Buches, Mao Tsetung.

Alberto besucht die Schule in Zug. Alberto heiratet in Zug (eine Multivitaminmultimillionärstochter). Alberto wird Lehrer an der Primarschule in Unterägeri. Die Zukunft zeichnet sich klar ab: zu klar, zu naheliegend für einen, der Mao liest, der sich für das Neue interessiert, der das Unkonventionelle liebt. Er verlässt die Schule. Er verlässt Zug. Das ist 1974, da ist er vier-



undzwanzig Jahre alt und nicht mehr zu halten.

5. Bild: Auf dem überbelichteten Bild, das in einer Wüste aufgenommen worden sein muss, erkennt man einen ausgemergelten, verschwitzten, braungebrannten Hippie.

Alberto hat genug von den Voralpen und vom Bücherwissen und wandert aus. Fernab von jeglicher Zivilisation betreibt er im Rahmen eines staatlichen Projektes Feldstudien bei den Aborigines in der australischen Wüste. Was auch immer das heisst. Nach zwei Jahren Tätigkeit als «Berufshippie» bereist er Indochina. Anschliessend verschlägt es ihn nach Japan. Seine Musikalität und Vielsprachigkeit nützen ihm; er verdient seinen Lebensunterhalt unter anderem mit dem Vertonen von Pornofilmen (Stöhnen in vier Sprachen). Nach einem Jahr Japan zieht es ihn weiter in die grenzenlose Freiheit, wo er einige Kurse an der Art School in San Franzisco besucht.

6. Bild: Mitten auf dem Kolinplatz in Zug steht ein junger Mann mit einem Koffer. Es ist neblig. Der Mann ist für diese Jahreszeit zu leicht bekleidet.

Nach vier Jahren kommt Alberto zurück aus der grossen Welt in die heile Welt nach Zug. Auch wenn seine Heimat inzwischen um einige Überbauungen grösser geworden ist – um wie viel kleiner muss ihm nach dieser Zeit alles erschienen sein. Sauberes Swiss Miniature. Für den verlorenen Sohn ist Selbstfindung angesagt. Seine Frau und er lassen sich scheiden (vor dem Schöffengericht erscheinen sie nochmals in den Hochzeitskleidern). Alberto bezieht ein Bauernhaus auf dem Zugerberg im Weiler Allenwinden (als sei die Adresse Programm). Eine neue Frau kommt und schon bald auch eine Tochter. Ragna wird sie getauft – ein Schock für die Hebamme.

Geld hat Alberto keines, schon gar nicht für die Steuerbehörde; er bezahlt seiner hochschwangeren Lebensgefährtin die Steuern mit einer Aktfotografie – so wird der Kanton Zug sein erster Kultursponsor. In dieser Zeit beginnt er auch Geschichten für verschiedene Magazine zu schreiben, fürs «Pop», für die «Schweizer Illustrierte». Und weil die Redaktionen fragen, ob er nicht gleich noch die Bilder zu seinen Texten machen könne, beginnt seine Blitzkarriere vom fotografischen Autodidakten zum angesehenen Fotoreporter.

7. Bild: Wir sehen einen Mann neben einem Pferd. Auf dem Pferd sitzt eine sehr schöne Blondine.

Im Auftrag eines Magazins muss Alberto mit einem schwedischen Fotomodell nach Australien reisen. Verheiratet kommt er zurück (das Paar wird immerhin vier Jahre zusammen bleiben). Er kehrt «Allenwinden» den Rücken und lässt sich als freier Fotojournalist vom Wind wieder in alle Welt tragen. Nach New York. Nach Brasilien. Nach Thailand. Nach Haiti.

8. Bild: Wir sehen einen etwa fünfunddreissigjährigen Mann in einem Smoking auf einem Flughafen in New York. Seine Augen strahlen.

Unter anderem schreibt und fotografiert Alberto eine Titelgeschichte fürs «Geo» über den Krieg im Iran. 1985 wird er dafür mit dem Preis des «Interational Center of Photography» im Andenken an Robert Capa in New York ausgezeichnet und gehört nun zur auserwählten Garde der weltbesten Fotografen. Graf Venzago arbeitet in der Folge bei der Agentur «Magnum» und für internationale Magazine wie «Geo», «Stern», «Merian», «Life». Das Buch mit Peter Höltschi «Szenen der Schweiz» entsteht, ein Buch mit Günter Wallraff über Nicaragua, Titelgeschichten über Kinderprostitution in Manila, die Japanische Mafia. Ausstellungen machen den Weltreisenden selbst bekannt in aller Welt. Mit Werbefotografie finanziert er persönliche Projekte. Und schafft sich auch in der Kommunikationsbranche einen Namen mit Bildern für Kampagnen wie die der Swissair.

9. Bild: Eine aufgeschlitzte Ziege liegt in ihrem Blut, über sie gebeugt ein Lockenkopf. Sein Gesicht ist hinter einer grossen Sony-Filmkamera verborgen.

Ein einzelnes Bild, und mag es noch so gelungen sein, genügt Alberto seit 1990 nicht mehr. Der mit seinen Bildern bewegen möchte, beginnt nebst der Fotografie auch mit bewegten Bildern zu arbeiten. Er filmt den Tod seines Vaters. Er produziert einen Reportagefilm über die Mafia in Japan. Er dokumentiert in einem Kloster in Benin die Voodoo-Kultur (ein Dokumentarfilm wird nächstes Jahr im Kino zu sehen sein). Er beginnt mit Filmen für die Freiheit Tibets und gegen den Rassismus in der Schweiz zu werben.

10. Bild: Wir sehen zwei lachende Männer an einem Holztisch vor einem Restaurant in Zürich beim Frühstück; der eine mit schwarzen Locken und einer umgehängten Leica M6, der andere mit Filzstift und Papier.

Als Fotograf und Filmer hält Alberto Menschen und Begebenheiten auf der ganzen Welt fest. Meist schwarz-weiss. Meist düste-

Alberto Venzago,
fotografiert von Christian Moser

re Themen wie Krieg, Hunger, Elend, Prostitution, Rassismus, Massenwahn, Gewalt. Nie urteilt er, nie wertet er. Dafür sind seine Arbeiten umso intimer, konkreter, entlarvender. Dem Weitgereisten fällt mehr auf. Er lässt sich von seiner Kamera zwingen, genau hinzuschauen. Auch in der (schein)heilen Schweiz, die er schätzt und wie kaum ein anderer ständig dokumentiert. Er kommt gerne zurück nach Zug oder nach Zürich, wo er eine Loft im Industriequartier bezogen hat. Dass Alberto in der Schweiz in Zug aufgewachsen ist, erachtet er als ein Privileg. Ein Privileg, das verpflichtet, aus dem man etwas machen muss. Ich habe mich oft gefragt, was einen aussergewöhnlichen Fotografen ausmacht – der knipsende Zeigefinger der rechten Hand allein kann es nicht sein. Bei Alberto glaube ich zu wissen: mit seinem gewinnenden Lachen öffnet er Herzen. Er liebt die Menschen. Die Menschen lieben ihn. Die Stadt Zug sei immer hässlicher geworden, verrät er mir, aber die Zugerinnen und Zuger hätten ihre Herzlichkeit behalten. Ich denke, Albertos Heimat sind nicht Häuser, sondern Menschen.

Kurzporträt
Name: Alberto Venzago
geboren am 10. Februar 1950
Herkunft: Zürich
Eltern: Mutter Eva, Vater Enrico
Geschwister: Bruder Mario, Halbbruder
geschieden
Schulen: Primarschule und Kantonsschule
in Zürich und Zug
Ausbildung: Lehrerseminar St. Michael, Konservatorium
Beruf: Lehrer, dann Fotojournalist und Filmemacher
Mitgliedschaften: Art Directors Club Schweiz, BR
Auszeichnungen: zahlreiche, darunter 1985 den Robert Capa Award für eine Bildreportage über den Iran

Portfolio Alberto Venzago

Hannes Brandenberg, Sekundarschüler *Jagdfieber*

Yves Scherer

Der Boden fliegt in den Sommer hinein und zerfliesst in Unschärfe. Von vorn windet der Moment entgegen. Rollen. Tempotauchen. Kurve.

Endlich stehen Half-, Quarterpipe und Funbox auch in Neuheim bereit. Drei Jahre brauchte es, bis der Skatepark realisiert werden konnte, den Hannes und seine Mitstreiter geplant hatten. Zäh arbeiteten sie ihrem Wunschziel entgegen – betrieben Aufklärungsarbeit, verhandelten auf Gemeinde- und Kantonsebene, suchten Sponsoren und beantragten die Baubewilligung. Ihr Infostand am Musikfest in Neuheim im Mai wurde stark beachtet. Hier und dort wanderten Einzahlungsscheine in die Taschen, Spenden kamen von der Gemeinde und einigen Privaten zurück. Noch vor den Sommerferien konnte der Platz neben dem Feuerwehrdepot Neuhof asphaltiert werden; die Jungen suchten, kauften und installierten die Fahrbahnelemente. Sie sind das Wesentliche an der Sache – an ihnen gleiten die Teens den Stromlinien entgegen. Seitdem wird der Platz gut besucht. An der Einweihungsfeier sprach Hannes zum Publikum, während an seinen Hosenbeinen jene Kinder hingen, die sonst seinen Babysitterdienst beanspruchen. Mit dem Babysitten nämlich finanziert er sich ebensolche Hosen, die Snowboardausrüstung, eine Jägerzeitschrift und das Fischereipatent.

Im Dienste seines Jäger- und Sammlerinstinkts zieht Hannes, das Skateboard auf den Rücken geschnallt, durch dichtes Unterholz im Zuger Oberland. Gipsabgüsse von Wildspuren, Federn und Knochen lassen in etwa überblicken, was sich an Jagdbarem im Wald versteckt hält. Rotbraun glänzt das Sommerfell des Rehs im Okular des Feldstechers. Es säugt gerade sein Kitz. Bis am 21. Oktober darf im Ägerisee gefischt werden. Wir berühren nun Hannes' Leidenschaft, still zu sitzen und angespannt zu warten, um endlich eine Forelle zubereiten zu dürfen. Vor kurzem ging ihm der erste Hecht an die Angel. Die anderen Fische mag er nicht essen. Allein die Bestimmung der ordinären Weissfische fällt manchmal etwas schwer. Der Edelfisch hingegen, eben aus dem Wasser gezogen, beflügelt schon am Ufer die Phantasie des Hobbykochs: gebraten, in Weisswein sautiert oder auf einem Bett aus Frühlingsgemüse schmeckt er wunderbar. Mit derselben Hingabe kreiert Hannes auch das Dessert.

Ästhetik spricht die Sinne an. Kreativität und Stil durchziehen Hannes' reiche Interessenpalette. Sein Habitat schmückt er mit Blumen und visuell wertvollen Sektflaschen aus. Seine Zimmerausstattung unterscheidet sich markant von der gängigen Sauordnung, die im Freundeskreis vorherrscht. Vielleicht rührt das daher, dass er viel Zeit zuhause verbringt und lieber zeichnet und schreibt, als dass er irgend eine zweifelhafte Ablenkung sucht, das Fernsehen ausgenommen. Die vielen Interessen verlaufen in Phasen. Schreiben ist eines der kontinuierlicheren Hobbys und schlägt sich vor allem im Tagebuch nieder. Früher dachte er sich eher Geschichten aus, solche, deren Ende die Erzählung stets sinnvoll abrundete. Geschichten, vor allem Krimis, die sich nicht von selbst erklären, sondern den Le-



ser am Schluss malträtieren ob ihrer mysteriösen Vieldeutigkeit, findet Hannes uninteressant.
Die ersten zwei Wochen der Sommerferien verbringen die JUBLA (Jungwacht und Blauring) im Maggiatal. Thema ist «Asterix und Obelix». Das grosse Tor in der Palisade wird nachts von den Römern überfallen (die «Kleinen» hatten von diesem Plan nichts wissen dürfen), aber die gallischen Dorfbewohner schlagen die Unterdrücker aus dem Züripiet erfolgreich zurück. Diese verschwinden mit Getöse in der Dunkelheit.
Im wirklichen Leben hält Hannes nicht viel von rassistischen Überlegungen. «Was geht das mich an, wo der andere herkommt und was er tut?»

«Mein erstes Jagderlebnis»
von Hannes Brandenberg

Schon als kleinen Jungen faszinierte mich der Wald mit seinen Tieren, und bald interessierte mich auch die Jagd. Jedes Buch und jede Fernsehsendung dieser Art schaute ich mir mit Begeisterung an. Leider gab es in unserer Familie keinen einzigen Jäger! Doch mein Vater brachte mir eines Tages die frohe Nachricht, dass einer seiner Angestellten mich, zusammen mit seinem fast gleichaltrigen Sohn, auf eine Treibjagd mitnehmen wolle. Damals war ich gerade zwölf Jahre alt und ganz aus dem Häuschen vor lauter Vorfreude.
Am Abend vor dem grossen Tag legte ich mir jeden einzelnen Gegenstand in meinem Zimmer bereit. Natürlich warme Kleidung in Tarnfarbe, Taschenmesser, Feldstecher und Fotoapparat. Ich konnte vor Aufregung kaum schlafen, und als der Wecker um fünf Uhr klingelte, war ich notorischer Siebenschläfer für einmal sofort hellwach. Der Jagdtag begann nass, kalt und dunkel. Ich packte zusammen mit meiner Mutter das Picknick und den Tee ein und nach einem ersten Föteli brachte mich mein Vater zum Jäger, seinem Bekannten, nach Ägeri.
Von seinem Haus aus ging es im Auto bergauf Richtung Alosen zum Jägertreffpunkt. Uns erwarteten ein älterer und zwei junge Jäger mit zwei Jagdhunden. Es wurde kurz besprochen, wie und wo man jagen werde. Nun hiess es warten, mucksmäuschenstill im Gebüsch hocken, ohne sich zu bewegen. Ein Jäger ging mit den Hunden in den unteren Teil des Waldes. Dort liess er die Hunde dann laufen. Diese Hunde haben eine spezielle Ausbildung hinter sich, sodass der Jäger sofort weiss, wenn die Hunde bellen: ein Reh ist in der Nähe.
Nach geduldigem Warten hörten wir die Hunde bellen – da stieg einem der Puls gleich gewaltig an! Und dann – peng! – ein Schuss. Zur Sicherheit warteten wir einen Moment lang. Als dann der Klang des Jagdhorns ertönte, freuten wir uns alle riesig. Ein schönes, altes Reh war mit einem sauberen Schuss erlegt worden. Freude rundherum! Das Tier wurde ausgeweidet und beim nahen Bauernhof aufgehängt. Die Jagd ging weiter – diesmal war ein anderes Waldstück an der Reihe. Wieder hiess es warten, beobachten und stillhalten. Schon bald gab es einen Aufruhr. Die Hunde bellten, und der Jäger, der mich mitgenommen hatte, drehte sich um und schoss aus der Drehung auf einen Bock! Doch dann verschwand das Tier. Keiner wusste wohin, es hatte sich ins Gebüsch gerettet. Dann wieder ein Knall – jetzt war das Reh tot. Beim Näherkommen stellte sich heraus, dass der erste Schütze dem Bock mit seinem Schuss beide Vorderläufe gebrochen hatte. So verletzt war es noch ein rechtes Stück gekrochen. Das hat mir echt leid getan! Zum Glück war ein anderer Jäger in der Nähe, der dem Rehbock den Gnadenschuss geben konnte. Beim erlegten Rehbock handelte es sich um einen sogenannten Gabler, das heisst, der Bock hatte je zwei Enden am Geweih.
Als nun wieder das Jagdhorn ertönte, versammelten sich alle um das tote Tier. Dem Schützen wurde ein Tannenzweig an den Hut gesteckt. Ein zweiter Zweig kam in den Mund des erlegten Tieres, sozusagen als «letzter Biss». Das ist die letzte Ehre, die der Jäger dem Wild erweist. Diese Zeremonie war sehr feierlich und eindrucksvoll für mich, wie das ganze Geschehen überhaupt.
Nach diesem strengen, aber erfolgreichen Morgen gab es Mittagessen auf dem nahen Bauernhof. Jeder verzehrte sein mitgebrachtes Essen und die Jäger wärmten sich mit einem selbstgebrauten Eierlikör auf (pfui Teufel!). Nach der Mittagspause ging die Jagd natürlich weiter. Wahrscheinlich nicht mehr so konzentriert wie am Morgen. Wir stöberten noch ein paar Tiere auf, aber geschossen wurde nichts mehr.
Es waren inzwischen alle ziemlich müde und durchfroren; die Jagd findet ja auch im späten Herbst statt. Man packte also gegen Abend seine sieben Sachen zusammen und dann ging es im Auto zur nächsten Beiz. Dort wurde ziemlich gebechert, gefeiert und jede Menge Jägerlatein zum Besten gegeben. Inzwischen war es fast 23 Uhr geworden; ich wurde nach Hause gebracht. Einer der Jäger musste mit den Tieren zur Kontrollstelle, wo alles registriert und kontrolliert wurde. Nach diesem wunderschönen Tag fiel ich todmüde und voll von lehrreichen und aufregenden Eindrücken ins Bett. Es war ein unvergessliches Erlebnis – zum Glück erst der Anfang meiner Jagdleidenschaft!

Kurzporträt
Name: Hannes Brandenberg
geboren am 19. Februar 1984
Herkunft: Neuheim
Familie: Vater Werner, Mutter Rita,
Schwester Kathrin
Schule: 3. Klasse Sekundarschule
Freizeitbeschäftigungen: Fischen, Jagen,
Snowboarden, Skateboarden, Skaten, Freunde,
Babysitten
Berufswunsch: Grafiker
persönliches Ziel: eine vollständige Lehre
absolvieren

Gabriela Wyss, Psychiatrin

«Die Kunst und die Liebe besiegen die Zeit»

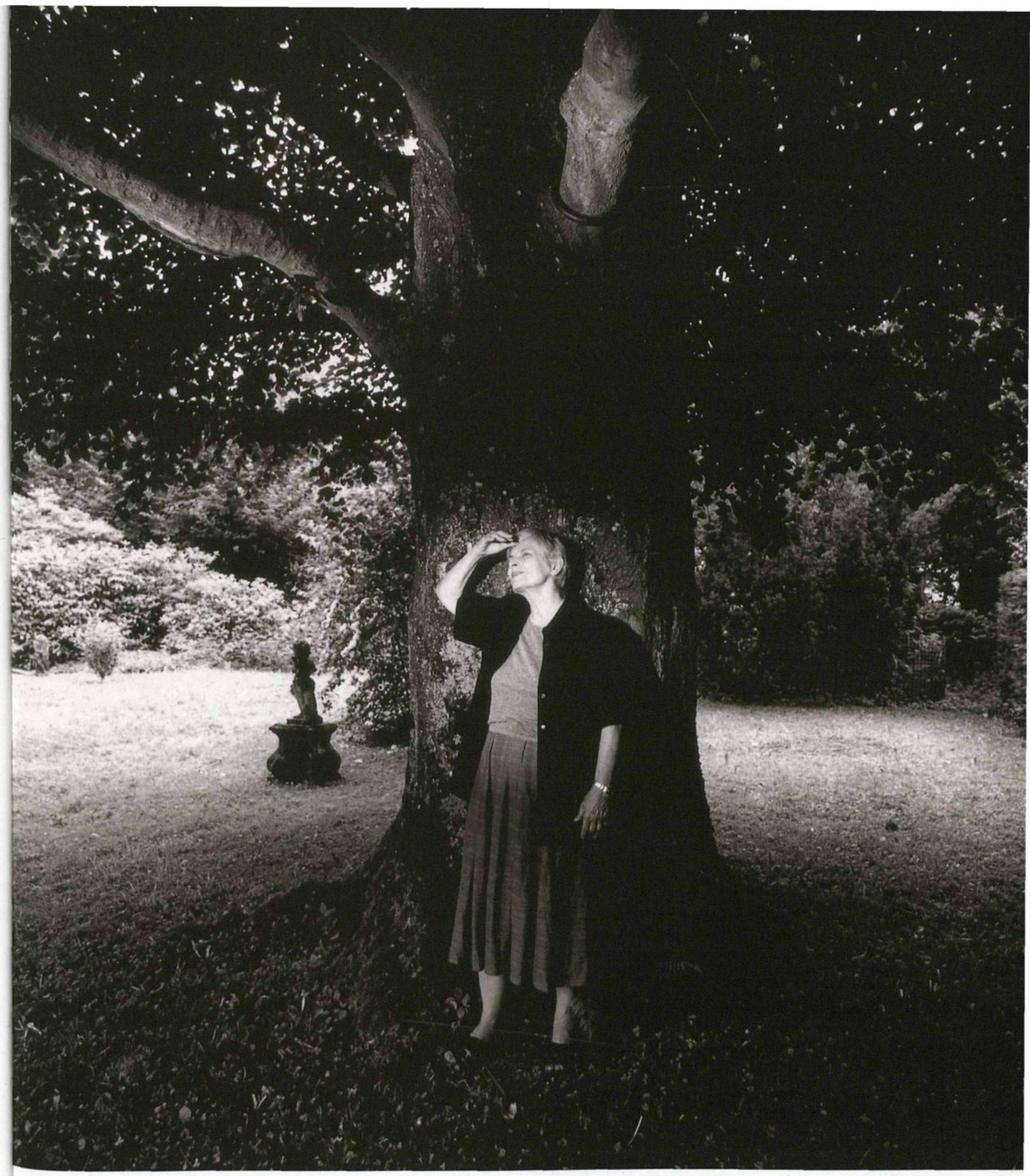
Ronald Schenkel

Über dem Haus, das von See und Strasse zurückversetzt halb verborgen in einem von üppig blühenden Sträuchern bestückten Park steht, scheint die Sonne. Es muss eine andere sein als die über dem benachbarten Kantonsspital und über den am Seeufer liegenden Unternehmervillen, eine mediterrane Sonne. Sonst wäre das rote Haus, die «Casa Rossa», wohl schon längst verblüht wie die Blüten der Sträucher im Park, wenn die Eisheiligen sie berühren. Über Jahrzehnte hinweg hat die Villa mit florentinischem Charme der helvetischen Kälte getrotzt: dem Schnee, dem Regen, vor allem dem Nebel in Herbst, Winter und Frühling. Es liegt ein Zauber über dem Haus, und seine Bewohner, vermutet man, müssen glückliche Menschen sein.

Sie geben sich diskret, zurückgezogen wie das Haus in seinem Park. Unbekannte sind sie dennoch nicht. Die «Casa Rossa» gehört Dr. Joachim Wyss. Er bedeutet für das Zuger Kulturleben viel, sorgte er doch für das Zustandekommen des Kellertheaters und wirkte massgeblich mit beim Bau des neuen Theater Casinos. Joachim Wyss ist ein Mäzen im klassischen Sinn. Die von ihm errichtete Hürlimann-Wyss-Stiftung ermöglichte und ermöglicht zahlreiche Kunst- und Kulturprojekte.

Die «Casa Rossa» ist das Haus kunstsinniger Leute. Doch immer wieder wird es auch aufgesucht von Menschen, die ganz anderes im Sinn haben. Diese sprechen nicht bei Joachim Wyss vor, sondern bei seiner Frau, Gabriela Wyss Knecht. Sie ist Psychiatrin, «einfach Ärztin», wie sie selbst sagt. Gabriela Wyss hat im südlichen Flügel der «Casa Rossa» zwei Praxisräume eingerichtet. Im einen stehen ein kleiner Sekretär, ein bequemer Sessel für Besucher und ein einfacher Stuhl für die Ärztin. Eine weitere Sitzgelegenheit ist den drei Katzen des Hauses vorbehalten. Im grösseren zweiten Zimmer sticht ein Computer ins Auge. Er steht wie ein Fremdkörper auf einem unter dem klobigen Bildschirm zerbrechlich wirkenden Stilmöbel. Der Computer zerreisst das Bild einer von der Gegenwart losgelösten, vor hundert Jahren stehengebliebenen Welt. Die «Casa Rossa» steht im hier und jetzt, und Gabriela Wyss ist eine Frau, die nicht nur einen grossen Teil des 20. Jahrhunderts durchlebt hat, sondern auch die Gegenwart in sich und ihre Arbeit aufnimmt.

Mit dem Computer hat es eine besondere Bewandtnis, die nicht zuletzt mit dem zu Ende gehenden Jahrhundert zu tun hat: Der Vater von Gabriela Wyss starb, als sie kaum drei Jahre alt war. Erst heute hat die Tochter Gelegenheit, dem Vater näher zu kommen: er hinterliess ein Tagebuch aus den Kriegsjahren 1914 und 1915, zwei zerschlissene graue Heftchen, welche im kaiserlichen Militärjargon «Kriegsmerkbücher» hiessen. Sie fanden leicht in der Uniformjacke Platz und sollten wohl die Daten der siegreichen Armee aufnehmen, damit der Held den Daheimgebliebenen später getreulich Bericht erstatten konnte. Der Name des Vaters steht auf der ersten Seite in fein geschwungener Handschrift: Carl Knecht. Er hat die Heftchen Seite um Seite in kleiner Bleistiftschrift gefüllt. Doch nicht nur von Schlachten und Artilleriefeuer ist



die Rede. Meist geht es um den monotonen Soldatenalltag, um schlichte Dinge wie Wacheschieben, Weckzeiten, Hunger und Kälte, Kaffeeholen und Essensqualität, um Läusefangen, Schlafen, das Zusammensein mit Kameraden.

«Die nach Datum und Stunde peinlich genauen Aufzeichnungen würden langweilen», erzählt Gabriela Wyss, «kämen nicht auch Sätze vor, die nahegehen.» Sätze von Heimweh, der grossen Sehnsucht nach Frieden, vom Gespräch mit Gott, von Schnee und Sternen – oder von der Schönheit der Natur, die er, so oft er dazu Zeit fand, abzeichnete. Carl Knecht wollte Kunstmaler werden, nach dem Krieg. In diesen Sätzen nimmt der Mensch hinter den Worten Gestalt an.

Aus den Aufzeichnungen erfährt Gabriela Wyss auch, wie der Vater und die Mutter sich kennenlernten: im Lazarett, wo der Soldat Carl Knecht Patient und sie als Rot-Kreuz-Schwester tätig war. «Ich hatte nur Phantasien, die meinen Vater betrafen. Nun erfahre ich, wie und wer er damals war, was er als 20-jähriger gedacht und gefühlt hat.» Sie spreche manchmal mit ihm, wenn sie am Computer sitze und die schlecht lesbaren Texte in eine neue Form überführe, damit das Leben des Vaters aus dem Vergessen holt. Die Transkription ist also Vergegenwärtigung. Aus Privatestem führt sie den Vater zu sich heran und verleiht ihm Gestalt, die ihn auch für Dritte lesbar macht; Gabriela Wvss wollte ihrer sehr alten Tante mit der Umschrift eine Freude zum Geburtstag machen. Diese starb jedoch, bevor die Arbeit vollendet werden konnte. Wenigstens im ersten Bändchen aber begegnete sie ihrem Lieblingsbruder noch einmal.

Mit der Aufarbeitung der Tagebücher wird ein Bogen fast über das ganze Jahrhundert gespannt. Gabriela Wyss sagt angesichts dieser Klammer: «Für mich existiert Zeit im eigentlichen Sinn nicht. Es gibt nur die Augenblicke, einer folgt auf den andern. Ganz allein auf den Augenblick kommt es an, der ja nicht länger dauert als einen Atemzug. Alles ist im Augenblick, im Atemzug, enthalten: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.»

Das Leben von Gabriela Wyss war zu wechselvoll, um diesen Satz als Allgemeinplatz abtun zu können. Nach ihres Vaters Tod verzichtete die Mutter, die der Tochter zeitlebens fremd blieb, sowohl auf eigene Berufstätigkeit als auch auf jede Hilfe. Sie wählte für sich, Gabriela und deren Schwester ein Leben in «Askese, Frömmigkeit und Armut.» «Wir sollten Gutes nicht als Selbstverständlichkeit annehmen und uns darin üben, dankbar zu sein.» Nur wenige Jahre nach dem Vater starb auch die Mutter.

Gabriela Wyss wollte als Kind gern Lehrerin, «Oberlehrerin» werden oder auch Malerin oder Apothekerin. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, war sie 16 Jahre alt. Geld war keines vorhanden. Möglich war nur das Medizinstudium, das sie mit Hilfe von Stipendien in Köln und Göttingen absolvierte. 1945 machte sie dort das Staatsexamen und erhielt den Doktortitel. Sie heiratete, bekam einen Sohn und eine Tochter, kümmerte sich um Haushalt und Kinder. Später arbeitete sie mehrere Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin einer grossen pharmazeutischen Firma. Erst nach ihrer Scheidung, sozusagen «in der Halbzeit des Lebens, mit 40 Jahren, fasste Gabriela Wyss den Entschluss, nunmehr als Ärztin tätig zu werden.

Sie nahm die Ausbildung zum Facharzt für Neurologie und Psychiatrie in Angriff, arbeitete in Braunschweig und Bonn – «das war eine sehr schwere Zeit für mich. Ich verfügte über keinerlei finanzielle Mittel. Ich habe aber immer wieder Menschen angetroffen, die mir starke moralische Unterstützung gaben. Wären sie nicht gewesen – ich denke an Freunde, vor allem aber an meine Lehrer in grosser Zuneigung und Dankbarkeit –, ich hätte es nicht geschafft. Denn für den Alltag, für das praktische Leben, hat uns unsere Mutter nicht erzogen. Damals lernte ich, was es bedeutet, Vertrauen auf Kredit zu bekommen.»

Dieses Vertrauen auf Kredit bedeutete eine tiefe und grundlegende Erfahrung, die wie keine andere in das berufliche Leben von Gabriela Wyss eingegangen ist und ihre Berufsauffassung geprägt hat. Menschen haben ihr in einer schweren Zeit vertraut und ihr etwas zugetraut. «Das gebe ich heute weiter als eine Art von Zuneigung, die, vorausgesetzt sie wird angenommen, die Natur bei der Heilung kraftvoll unterstützt.»

Gabriela Wyss hegte jahrelang den Wunsch, an einem See «mit Bergen» zu wohnen. Die Phantasie wurde Wirklichkeit. Sie kam 1968 in die Schweiz, nach Zug, und zog in die «Casa Rossa» ein. Sie wandte sich alsbald nach Zürich, um Psychotherapie zu lernen und begann 1970 mit der Praxis. Seither sind viele Menschen dort ein- und ausgegangen, die sich auf einem kleinen Stück Lebensweg begleiten lassen wollten. Gabriela ist dieses Berufes noch nicht müde, obwohl sie seit 1986 im Pensionsalter ist. Sie denkt sich Themen aus und hält auf Wunsch Vorträge, sie schreibt und liest viel. Ihre spirituelle Heimat ist das Lassalle-Haus in Bad Schönbrunn.

Die Frau in bequemer, luftiger Kleidung, mit hellen braunen Augen und schlanken lebendigen Händen scheint gestärkt vom Auf und Ab des Lebens. Sie wirkt nicht müde, sondern aus dem Fundament ihres Wesens heraus ruhig. Ruhe sucht und findet Gabriela Wyss gern und oft auch beim Malen, wann immer sie dafür Zeit hat. Im Dachgeschoss der «Casa Rossa» hat sie ein kleines Atelier eingerichtet. Bilder von ihr hängen in verschiedenen Zimmern des Hauses. Gelegentlich stellt sie im Rahmen des «Salon des médicins suisses» aus. Was bedeutet Malen für sie? In einer kurzen Abhandlung darüber zitiert sie das Wort von Dante: «L'arte e l'amore vincono il tempo.»

Auch Gabriela Wyss versucht angesichts der Vergänglichkeit Heiterkeit und Gelassenheit zu finden. Sie malt vor allem Blumen, die um die «Casa Rossa» herum wachsen. Sie blühen in grosser Fülle und wie zum Dank für die Wärme, welche von der Ärztin ausgeht und die «Casa Rossa» und ihren Garten belebt.

Kurzporträt

Name: Gabriela Wyss Knecht
geboren am 23. Juli 1923
Herkunft: Solingen Ohligs, BRD
Eltern, Geschwister: Vater Kaufmann, musisch, Mutter Krankenschwester, praktisch, beide früh verloren, Schwester (1926), für alte und kranke Menschen tätig
Familie: verheiratet mit Dr. Joachim Wyss
Schulen, Ausbildung: Reifezeugnis, Studium in Köln und Göttingen, Staats- und Doktorexamen 1945. Fachärztin für Neurologie und Psychiatrie seit 1967.
Psychotherapie in Braunschweig, Bonn, Freiburg und Zürich.
Beruf: Praxis für Psychiatrie und Psychotherapie seit 1970
Freizeitbeschäftigungen: Malen, Sprachen, Katzen, Kochen und Backen für Freunde
Mitgliedschaften: Gründungsmitglied Soroptimist, BPW
persönliche Ziele: Lebensqualität für sie und andere, Lebenskunst erlernen und üben, Gelassenheit, Beziehungen pflegen

Birrer Bruno

Bruno Birrer, Fagottrohrbauer, Kulturführer, Hausmann

Überlebenstauglich

Annemarie Setz

Der allseits bekannte, grossgewachsene, schnauzbärtige Chamer mit der intellektuell anmutenden runden Brille ist ein Multitalent: Physiklaborant, Fagottrohrbauer, begabter Kunsthandwerker, dessen Hände Modelle althergebrachter Gebrauchsgegenstände für historische Zwecke herstellen, zeitweise Sigrist an der Chamer St.-Jakobs-Kirche, Hausmann, kulturell und in der Natur bewandert, Führer auf Natur- und Industrielehrpfaden. Nicht weniger. Dazu ist Bruno Hausmann. Während Frau Yvonne als Primarlehrerin an den Schulen Hünenberg ihre Fächer meistert, nimmt er sich Zeit und Musse, seine Begabungen einzusetzen. Sie sind eine Patchworkfamilie, zwei Kinder aus erster Ehe, ein Sohn aus zweiter, das funktioniert. «Ich wäre überlebenstauglich», bringt Bruno Birrer sein Multitalent auf den Punkt. Dass da so vielerlei Fähigkeiten je nach Bedarf «abgerufen» werden können, für die eigene Familie, aber auch für viele andere Menschen, das muss auf Bruno Birrers Jugendzeit zurückgehen. Man war zuhause im luzernischen Reiden nicht auf Rosen gebettet. Schmalhans sei oft Küchenmeister gewesen. «Die Armut hockte immer irgendwo in der Ecke und lauerte.» Bruno Birrer sagt es ganz sachlich. Holz sammeln im Wald, Kaninchenfutter holen auf der Wiese, im Garten helfen, auf dem Acker Ähren auflesen und manchmal wohl oder übel im Laden anschreiben lassen. Die giftigen Blicke der Bäckersfrau kann Bruno Birrer auch heute nicht vergessen. Das alles gehörte zu Bruno Birrers Kinderalltag. Geprägt war die Region im Luzernischen von den manchmal auftauchenden Fehden zwischen den «Roten» und den «Schwarzen». An einer Klassenzusammenkunft vor zehn Jahren hätten die ehemaligen Schüler aus der Region erstmals über ihre damaligen Erfahrungen und Ressentiments gesprochen. Es sei «wie eine Gewitterreinigung» gewesen, denkt heute Bruno Birrer darüber. Bruno Birrer hat früh gelernt, praktisch mit den Dingen umzugehen. Er weiss, wie man Eier in Salzlake einlegt, wie man Bohnen dörrt, wo man Kräuter findet. Er kann Velos flicken, ist das doch sein Fahrzeug geblieben. Halt, da wäre noch das schwere Motorrad! Damit fahren Yvonne und Bruno Birrer gern nach Süden, in die Provence. Fern indes liegt es Bruno Birrer, einfach rasch über Pässe zu donnern. Da sind ihm die Zuger Radwege viel lieber, auf denen er Land und Kulturschätze erkundet. Geblieben ist aber auch die innere Bescheidenheit, das Wissen darum, dass sich Daseinsfreude nicht mit Geld kaufen lässt. Bruno Birrer ist ein sowohl stiller, nachdenklicher als auch ein fröhlicher Mensch. Ein Suchender sei er, und gleichzeitig einer, der andern das, was er je gelernt habe, gerne weitergebe. Was Bruno Birrer in die Hand nimmt, behandelt er mit Sorgfalt, sei es ein Vogel, der aus dem Nest gefallen ist, seien es die Streichhölzer, die er für den Bau eines kleinen, den alten Gefährten nachgebildeten Leiterwagens für eine historische Ausstellung braucht.

Der ursprüngliche Lehrberuf Bruno Birrers war Elektromotorenbauer. Ein rostiger Nagel, der tief in seinen Fuss drang, als er eine Pfadihütte abmontieren half, habe sozu-



sagen sein Leben verändert. Der Medikamentenschock, die Erfahrung von Todesnähe, eine Grenzerfahrung, sie führten Bruno Birrer auf ganz neue Wege. Zurück in den Lehrberuf konnte und wollte er nicht mehr. Eine Physiklaborantenlehre beim damaligen Unternehmen Landis & Gyr führte zur Einsicht, dass es das nicht gewesen sein könne. Die Ausbildung an der Laborschule in Luzern öffnete Bruno Birrer einen neuen Weg. Er liess sich zum Operationsfotografen ausbilden und arbeitete während zehn Jahren am Kantonsspital Zug als Cheflaborant. Die erste Ehe ging damals zu Bruch, es war ein Anliegen Bruno Birrers, dass die Kinder niemals darunter leiden dürften. Freundschaftliche Kontakte mit der Exfrau blieben bestehen. Die Tätigkeit als Laborant hat Bruno Birrer zwar aufgegeben, aber er führt zuhause mikroskopische Arbeiten aus. Acht Lehrlinge habe er ausbilden dürfen, vermerkt Bruno Birrer nicht ohne Stolz. Während einiger Zeit setzte sich Bruno Birrer in Zug als Koordinator beim WWF ein, doch sah er bald, dass der Büroraum seine Welt nicht ist. «Ich hasse Sitzungen», gibt er unumwunden zu. Er nimmt lieber im praktischen Bereich Anteil an der Umwelt. Führungen auf Natur- und Industriepfaden bringen Bruno Birrer in Kontakt mit interessierten Menschen. Diese Wechselwirkung empfindet er wie ein erfrischendes Bad.

Bruno Birrer weiss, dass Gesundheit ein endliches Gut ist. Das damals vom rostigen Nagel derart lädierte Bein sei noch nicht gut geworden. Doch möchte Bruno Birrer trotzdem Landschaft erleben und so weit wie mögich erwandern. Nach Modellschiffs- und Wagenbau widmet sich Bruno Birrer heute besonders stark der Herstellung von Fagottrohren. Früher, so weiss er, hätten viele Fagottspieler ihre Rohre selber gebaut. Doch fehle ihnen heute oft die Zeit oder das Know-how. Der Zuger Musiker Stefan Buri hat Bruno Birrer auf die Idee gebracht, Fagottrohre zu bauen. «Das Fagottrohr mit seinem filigranen Mundstück ist ein Kunstwerk, das man nur mit Liebe und Geduld zuwege bringt», ist Bruno Birrer überzeugt. Das Fagottrohr mag an seine eigene menschliche Beschaffenheit erinnern, das zwischen den einzelnen Arbeitsgängen «ruhen» muss, das man nicht einfach auf Biegen und Brechen in eine Form zwingen kann, sondern behutsam behandeln muss. Bruno Birrer ist selber ein Mensch, der sich nicht in Normen pressen lässt. Was er tut, tut er ganz, mit Gespür für das Wesentliche, aber ohne Hektik. Selbst ein Gang zur Post oder in ein Geschäft ist für Bruno Birrer kein hastiges «Wozu, wohin, wielange». Vielmehr nimmt er sich Zeit für ein Gespräch, wenn er jemanden trifft. Und Bruno Birrer geht auf seine Mitmenschen zu, spürt, welches Gespräch wichtig ist.

Die Umwelt ist ihm wichtig. Und seine Lebensphilosophie lautet schlicht: «Niemanden übers Ohr hauen und niemanden verletzen.» Dieses Motto nimmt Bruno Birrer sehr ernst. Konkurrenzdenken, Missgunst, Ehrsucht und das leide «Vorankommenmüssen» sind ihm fremd. Er lebt, er lebt gerne, er lebt für seine Welt. Das ist die Welt, in der auch unscheinbare Dinge ihren Wert haben. Von dieser Philosophie begleitet ist auch der Schritt in die Sammeltätigkeit. Alles Mögliche findet sich bei Birrers: Weggelegtes, ein Stein, ein altes Buch, eine nostalgische Brille, die Geschichten erzählen könnte, alte Reklameschilder. Bruno Birrer weiss zwar, dass vieles, wofür er sich einsetzt, wofür oder wogegen er auch Unterschriften sammelt, wie etwa gegen das neue Raumplanungsgesetz, Illusion bleibt. Er sei zwar vergangenheitsbezogen, aber nicht im Sinne von Nostalgie, sagt Bruno Birrer. Stöbern in der Bibliothek, das gehöre für ihn zum Alltag. Dort sei es ihm wohl. Auch Klöster und Kirchenräume mit ihren versteckten Symbolen strahlen für ihn Stille und Kraft aus. Er ist überzeugt, dass die Kirche viel mehr Eigenverantwortung tragen müsse. «Warum nicht einmal einen guten Vortrag über Tonband in den Kirchenraum bringen?» fragt er. Er glaubt, dass das, was sich Kirche nenne, den Menschen oft Energie wegnehme, anstatt sie damit zu versorgen. «Dogmatik darf kein Massstab sein«, ist Bruno Birrer überzeugt.

Oft sieht Bruno Birrer, wie sehr heute die Kinder überfordert sind. Leere Batterien bei den Eltern, bereits leere Batterien bei vielen Kindern, das geht ihm unter die Haut. Man könne einfach nicht so vieles gleichzeitig tun, sich nicht derart verzetteln, wie das heute geschehe, nicht durch 25 Fernsehsender zappen, ohne dass ein Schaden zurückbleibe. Bruno Birrer sieht es als wichtig an, Junge zu unterstützen, damit sie nicht in Lethargie verfallen, gleichgültig werden. Er müsse etwas beitragen können, wolle nicht einfach als «Zuschauer» die Bilder der Zeit an sich vorüberziehen lassen. Staunen, Forschen, Wissen austauschen, das sind Handlungen, die für Bruno Birrers Wesen charakteristisch sind. Einen Hockeymatch zu besuchen liegt ihm fern. Aber auf Landkarten mit dem Finger Wege nachzeichnen, innerlich auf Reisen gehen: Bei dieser Tätigkeit kann er verweilen. Er gibt derzeit Kartenlesekurse für Frauen. Und er überlegt, ob nicht beispielsweise zwei Gemeinden, die einander gegenüber liegen wie Cham und Walchwil, gegenseitig ihre unterschiedliche Landschaft und Kultur in Besuchen einander näherbringen könnten. Walchwiler, die kommen, um Cham zu entdecken. Chamer, die hingehen, Walchwil zu erforschen. Gelebte Lokalgeschichte: Das ist eine kleine Vision des Bruno Birrer. Wenn Schüler besser Bescheid wissen über den Weg ins Metalli-Center als über den Spazierweg über den Hubel, dann schmerzt ihn das. Bruno Birrer kann auch nicht begreifen, dass so viele Menschen nicht mehr lesen. Er selber liebt den historischen Roman, liest gerne Wissenswertes über die Entwicklung der Vögel, sucht nach Symbolen im Vergleich verschiedener Malereien. «Ich bin eigentlich ein Narr», charakterisiert Bruno Birrer sich selber. «Ein Narr» wohl, der nach Wahrheit sucht, der tiefe Freude empfindet, weil er die Totentanzfigur in der Rooter Kirche entdeckt hat. «Ein Narr», der immer noch davon träumt, dass es für alle Menschen, auch die weniger Begabten, und auch nach dem Jahr 2000 Arbeit geben könnte. «Ein Narr», der vor Schlagwortpolitik flüchtet und nur eines wünscht: Dass die Leute mehr Freude haben. Freude an den kleinen, grossen Dingen des Lebens.

Kurzporträt

Name: Bruno Birrer
geboren am 23. September 1943
Herkunft: Reiden LU
Eltern, Geschwister: die Eltern und einen Bruder verloren, ein Bruder lebt
Familie: verheiratet mit Yvonne Grangier
Kinder: 1 Sohn, Sohn und Tochter aus erster Ehe
Schulen: Primar- und Sekundarschule
Ausbildung: Medizin-Laborant
Beruf: Fagottrohrbauer
Zweitberuf, Nebenbeschäftigung: Aushilfsakristan, Industriepfadbegleiter, Hausmann
Freizeitbeschäftigungen: Radfahren, Singen, Fotografieren
Mitgliedschaften: Kirchenchor Cham, Zuger Singlüüt

Sonja Turrini

Sonja Turrini, Bankangestellte

«Ich lasse mich vom Leben überraschen»

Katrin Piazza

«Meine Kindheit war sehr schön. Im Herti-Quartier gabs immer Kinder zum Spielen. Ich erinnere mich nicht, wann ich Schweizerdeutsch gelernt habe. Bei mir zuhause sprachen wir Italienisch. Mit der Sprache hatte ich keine Mühe, eher später mit Mitschülern, die mich hänselten, weil ich Ausländerin bin. Eine Zeitlang habe ich mich dafür geschämt, Italienerin zu sein, und sprach mit der Mutter nur noch Schweizerdeutsch. Sie sagte nichts, liess mich gewähren und schmunzelte. Das ging vorbei. Bei den Lehrern hatte ich als Kind italienischer Eltern wirklich Nachteile. Ich kann heute noch nicht fassen, wie ungerecht sich manche den Ausländerkindern gegenüber verhalten haben. Das sind doch eigentlich intelligente Leute, haben das Seminar gemacht und so. Als Lehrer müsste man soviel Charakter haben, die Kinder gleich zu behandeln, Ausländer oder nicht. Manchmal wurden wir übersehen, wenn wir die Hand aufstreckten. Meine Mutter sagte: ‹Wehr dich!› Aber das nützte nichts.

Ich ging nicht gerne zur Schule. Leider war ich zu faul. Die Eltern sagten: ‹Lerne, gib dir Mühe, das wird dir zugute kommen!› Als Kind wollte ich immer raus zum Spielen, später zu meinen Freundinnen. Einige waren besser in der Schule als ich und hatten das Lernen nicht so nötig, und ich liess mich gerne zum Spielen überreden. Eine Zeitlang sah ich ziemlich viel fern. Meine Mutter musste arbeiten, da ging ich zur Nachbarstochter. Wir schauten ‹Wicki›, ‹Sindbad›, all die Serien. Später dann die Hitparade. Die Nachbarstochter war wie meine Schwester. Sie besass zwei Meerschweinchen, die fütterten wir zu Tode. Arme Viecher! Einmal, wir waren ungefähr sechs, geschah ein Unfall. Wir standen im Estrich auf die Falltüre und stürzten mitsamt Treppe ab. Ich hatte zwei Risse im Schädel, die von selbst zusammenwuchsen, ich musste nur stillliegen. Drei Wochen lang. Meine Freundin hatte Glück, sie fiel auf mich. Sie musste nur zwei Wochen liegen. Nein, ich habe seither keine Angst vor Höhen oder Treppen. Auch Kopfweh habe ich nie. Ich hatte wirklich Glück.

In der fünften und sechsten Klasse sagte man zu mir: ‹Keine Angst, auch in der Realschule bringst du es zu etwas.› In der ersten Realklasse sagten die Lehrer das immer noch, erst später wurde mir klar, dass die Berufsaussichten nicht toll waren. In der Handelsschule begriff ich, dass ich mich selber dransetzen musste, um es zu etwas zu bringen. Ich besuchte die Handelsschule, weil es nach der Real nicht einfach war, eine Lehrstelle zu finden. Eigentlich wusste ich selbst nicht, was ich wollte. Handelsschule ist eine gute Ausgangsbasis, dachte ich. Das Praktikum war für mich nicht einfach, ich hatte einen anstrengenden Chef, einen richtigen Fiesling, der machte mich immer klein; ich war ja erst achtzehn und dachte sowieso, ich mache alles falsch. Ich möchte nicht noch einmal achtzehn sein.

Ich bin Italienerin. Die Spanische Staatsbürgerschaft bekam ich nie, weil meine Mutter ihren Pass bei der Heirat abgeben musste. Nein, ich wollte nie Schweizerin werden. Als Italienerin denke und fühle ich in manchem anders als Schweizerinnen.



Klar habe ich auch Schweizer Eigenschaften, ich bin ja hier aufgewachsen, das merke ich, wenn ich nach Padua zur Verwandtschaft fahre. Anderseits fehlt mir hier einiges, was mir dort gefällt. Zum Beispiel die laute italienische Art, die ist sehr lebendig. Auch mein Vater ist ein typischer Italiener. Geld bedeutet ihm nicht viel, die Familie alles. Er ist grosszügig und herzlich. Mein Vater deckte mich früher immer zu, gab mir Küsschen, umarmte mich, Küsschen, ‹schlaf jetzt›, ich stand wieder auf, er sagte ‹schlaf jetzt›, deckte mich zu, Küsschen, ‹schlaf jetzt!› Es war meine Mutter, die mich erzog. Vor meiner Mutter hatte ich Respekt. Wenn sie sagte ‹jetzt ist fertig›, dann war Schluss.

Meine Mutter stammt aus Estremadura, doch meine Grosseltern zogen fort und wohnen jetzt in der Nähe von Barcelona. Meine Eltern lernten sich hier in Zug kennen, durch ihren Beruf. Beide waren Coiffeure. Meine Mutter kam zwanzigjährig in die Schweiz. Sie schnitt ihrer Kollegin die Haare, mein Vater die von deren Mann. So trafen sie sich bei diesen Leuten. Meine Mutter fand meinen Vater erst ganz und gar unsympathisch. Dann rief er immer in die Landis & Gyr an, wo sie arbeitete. Zwar war die Verständigung schwierig – meine Mutter konnte kaum Italienisch und mein Vater kein Spanisch, aber irgendwie hat es geklappt. Mit vierundzwanzig heiratete meine Mutter, mit achtundzwanzig bekam sie mich. Sie hörte auf, in der L&G zu arbeiten, um mich nicht weggeben zu müssen. Da begann sie, zuhause als Coiffeuse zu arbeiten. Mein Vater machte sich im April 1994 selbständig. Vorher war er angestellt. Hatte immer einen mickrigen Lohn. Ich finde es schade, dass meine Eltern nicht schon längst zusammen einen Laden führten, aber sie hatten Angst, zuviel Geld zu investieren und es zu verlieren. Sicher wäre es gut gegangen. Vielleicht hätten sie mehr arbeiten müssen, aber es wäre gut gegangen. Jetzt ist mein Vater oft müde, er ist allein und hat sehr viel Arbeit.

Meine Heimat ist Zug. Hm, ja Zug, obwohl, wenn ich nach Italien gehe, fühle ich mich auch dort sehr wohl, aber ich bin hier aufgewachsen, habe meine Eltern, meine Kollegen hier, deshalb ist Zug meine Heimat. Ich liebe die Stadt und den See. Die Altstadt ist wunderschön. Wenn meine Eltern nach Padua auswandern, wo sie sich eine Wohnung gekauft haben, könnte ich nur mitgehen, wenn ich wüsste, dass ich den gleichen Lebensstandard wie hier hätte. Den muss ich haben. Ich möchte nicht überlegen, ob ich jetzt 50 Franken ausgeben darf oder nicht. Für Mode gebe ich viel Geld aus. Ich muss mich wohlfühlen in dem, was ich trage. Leider arbeite ich in Zürich an der Bahnhofstrasse, da bin ich voll an der Quelle. Es geht dort allen gleich: Man gibt Geld aus, nachher bereut man es. Das passiert mir viel zu oft. Vielleicht hat das etwas mit der Erziehung zu tun, wie gesagt, mein Vater ist sehr grosszügig. Meine Mutter legte nie besonderen Wert auf Kleidung, sie konnte natürlich auch nicht viel dafür ausgeben. Wenn ich mir mal eine eigene Wohnung nehme, muss ich sicher besser aufs Geld schauen. Im Prinzip brauche ich nicht viel, um glücklich zu sein. Trotzdem bin ich manchmal richtig kaufsüchtig. Wenn ich etwas, was mir gefällt, nicht kaufen kann, bin ich frustriert. So lange, bis ich es kaufen kann. Völlig hirnverbrannt, ich weiss. Ich denke dann: Was soll das, spinnst du eigentlich? Ich habe keine Ruhe, bis ich es kaufen kann. Aber dann bin ich glücklich. Manchmal länger, manchmal weniger lang. Zum Glück brauche ich hauptsächlich Leute, mit denen ich mich wohlfühle. Ich bin eigentlich sehr glücklich. Auch mit der Arbeit. Oft komme ich nach Hause und denke: Doch, es geht dir gut, du hast ein gutes Leben. Ich verstehe mich gut mit meinen Eltern. Vielleicht, weil ich ein Einzelkind bin. Ich habe wirklich liebe Eltern.

Ich glaube an Gott, an Christus. Man zwang mich nie, in die Kirche zu gehen, überhaupt nicht. Ab und zu ging ich hin. Ich bete viel, ganz für mich allein. Vor allem, wenn ich etwas Gutes erfahren habe, bedanke ich mich, das finde ich wichtig, dass man sich bedankt. Das wirkt sich positiv aus aufs Leben. Man lernt, Gutes zu schätzen, dankbar zu sein. Krisen mache ich mit mir selber aus. Ehrlich gesagt, ich traue den meisten Menschen nicht über den Weg. Wenn ich etwas zu sagen habe, erzähle ich es vielleicht der Mutter, aber nicht Dinge, die mich im Geschäft belasten. Was soll sie sich unnötig Sorgen machen? Ausserdem geht das Meiste ja doch vorbei. Deshalb behalte ich Belastendes für mich. Ich bin auch schon enttäuscht worden, von Kolleginnen oder Freundinnen. Man lernt mit der Zeit, nicht allen alles zu erzählen. Wenn es mir nicht gut geht, dann höre ich Musik, um mich besser zu fühlen. Der Text ist dabei wichtig, die Melodie schon auch, aber vor allem der Text. Besonders, wenn jemand eine Stimmung oder eine Situation besingt, in der ich mich gerade befinde. Das war schon immer so, dass mir Musik geholfen hat. Wir sangen früher gerne. Auch mein Vater singt gerne. Ich habe eine gute Stimme, ehrlich. Als Kind konnte ich viele Lieder auswendig singen. Ich musste ein Lied nur zwei, dreimal hören, dann konnte ich es.

Ich akzeptiere jeden, wie er ist. Deshalb mag ich es auch nicht, wenn man mich kritisiert. Das verletzt mich. Leben und leben lassen, sage ich. Unbedingt. Wenn ich jemanden mag, würde ich ihm alles geben. Das habe ich vom Vater. Meine Eltern sehen mich vielleicht anders. Vielleicht sieht jeder etwas anderes in mir. Mich selber kenne nur ich. So ganz tief drinnen. Was ich wirklich denke und fühle, darüber rede ich kaum. Eigentlich bin ich sehr warmherzig, emotionell, das kann ich aber nur mit wenigen Leuten ausleben. Es ist traurig, manchmal denke ich, alles rennt nur dem Geld hinterher. Deshalb müsste man doch in der Freizeit dagegensteuern: zärtlicher sein miteinander, mehr Gefühle zeigen. Das ist schwer, jemanden zu finden, der einem das geben kann. Ich bin nicht einfach, kann launisch und giftig sein, heute zum Beispiel war ich ganz giftig.

Feministin, ich? Eigentlich nicht. Was soll ich sagen? Ich finde es ungerecht, dass Frauen im Arbeitsleben immer noch benachteiligt sind. Das sieht man im Kleinen, bei uns in der Bank zum Beispiel daran, dass immer die Frauen sich um den Kaffee kümmern, um die Kaffeemaschine und die dreckigen Tassen. Es findet sich immer eine Frau, wenn es darum geht, einen Dreckjob loszuwerden.

Der Jahrtausendwechsel bedeutet mir nichts. Vor allem für mich persönlich wird es keine Veränderungen geben, bloss, weil es nachher 2000 heisst. Über das Millennium-Problem mit der Technik mache ich mir Gedanken, aber ich habe keine Angst. Ich würde mich nicht gerade in ein Flugzeug setzen am Silvester, das nicht, aber sonst mache ich mir keine grossen Gedanken. Weiss noch nicht einmal, wo und wie ich den Silvester verbringe. So weit denke ich nicht. Das Jahr 2000 wird kommen, ich lasse mich überraschen.»

Kurzporträt

Name: Sonia Turrini
geboren am 10. März 1971
Herkunft: Italienische Staatsangehörigkeit
Eltern: Luigi und Antonia Turrini-Martinez
ledig
Schulen: Primar- und Realschule
Ausbildung: Handelsschule mit anschliessendem Praktikum
Beruf: arbeitet als kaufmännische Angestellte auf einer Grossbank
Freizeitbeschäftigungen: italienische Musik hören (Soul und Pop), Romane und Sachbücher lesen

Alois Staub, Lehrer und Lokalhistoriker *Erzähler vom Berg*

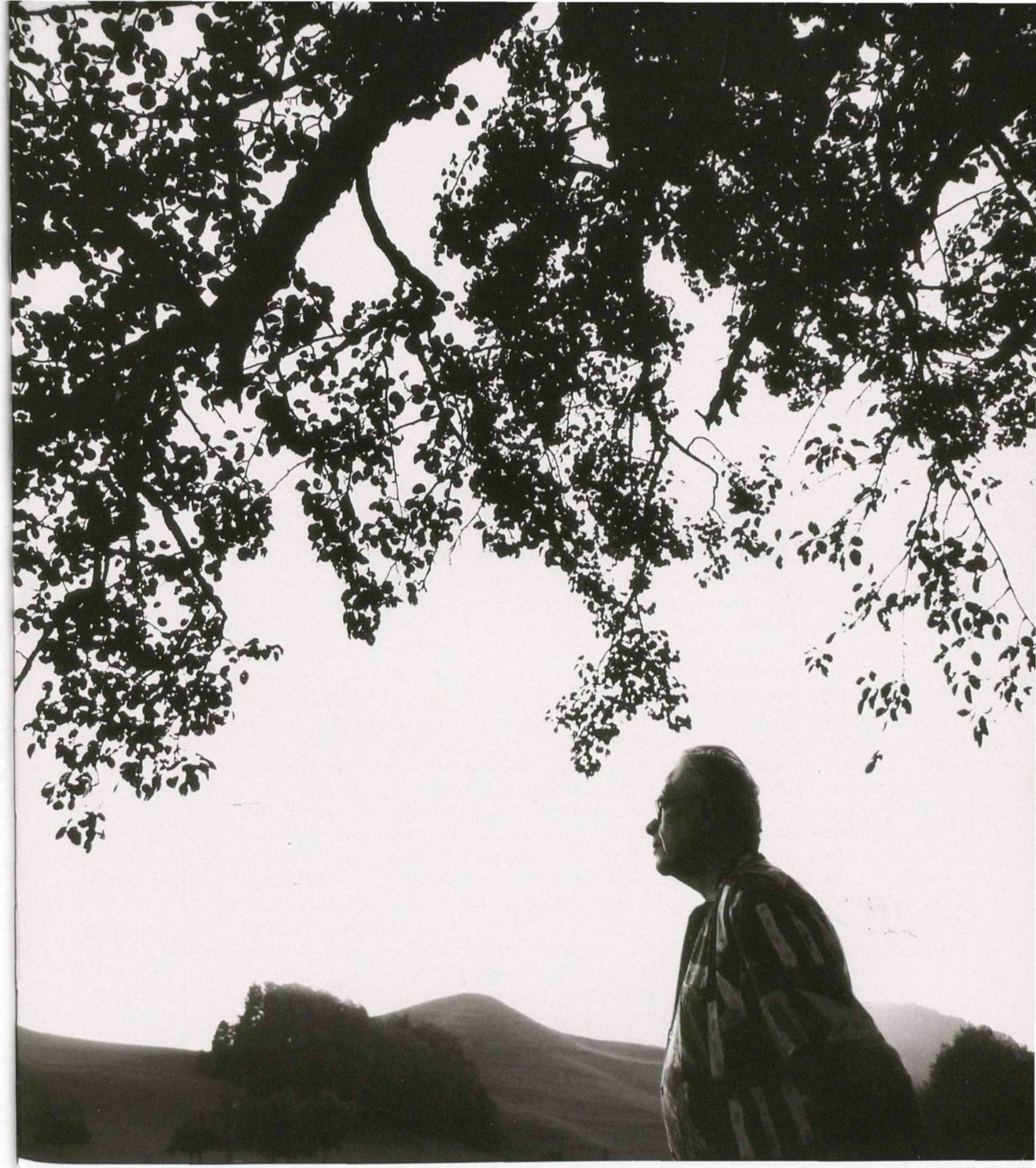
Max Huwyler

Alois Staub ist im Dorf aufgewachsen, hat mit seiner Familie im Dorf im Lehrerhaus gewohnt, hat kurz vor der Pensionierung mit der Frau zusammen nahe der Müli beim Edlibach ein Haus gebaut. Und an der Müli hängt gleich die Geschichte dieses alten Riegelbaus mit Funktion und Besitzverhältnissen und von der Abhängigkeit der Bauern von den hablichen Müllern. Sein Erzählen ist selbstverständlich, hat nichts Aufdringliches, nichts Besserwisserisches und – erstaunlich beim über 80-Jährigen – nichts nostalgisch Verhocktes. Er erzählt, weil er Geschichte und Geschichten kennt, und er schärft dem Zuhörer den Blick auf das Gegenwärtige. Menzingen hat für ein lange abgelegenes Bergdorf ein paar auffällig stattliche Bürgerhäuser, die von einem starken Selbstbewusstsein der eingesessenen Familien zeugen. Selbstbewusstsein und Eigensinn führten einst so weit, dass Menzingen, die freie Berggemeinde, 1823 aus dem Kanton austrat. Die Geschichte kann man in Staubs «Die Gemeinde am Berg» nachlesen.

Bis zur 2. Sekundarklasse war Alois Staub Schüler in Menzingen, dann kam ein Jahr Kantonsschule Zug, dann, 1937, ein Jahr Lehrerseminar in Zug und nach der krisenbedingten Schliessung die Fortsetzung in Rickenbach SZ mit Patentabschluss 1940, dann, natürlich, Aktivdienst, Mitglied im Verein für stellenlose Lehrer, zwei Semester Uni in Zürich. Dann war in Menzingen eine Stelle ausgeschrieben. Jetzt war er Lehrer und Organist, wurde später Leiter des Kirchenchors, des Orchesters, des Jodlerclubs. Er kam mit der Zeit immer mehr ins Historische hinein, forschte, schrieb, erzählte, publizierte. «Bi uusbuechet gsii.»

Das Interesse für das Zusammenleben in einer Dorfgemeinschaft, für die geschichtlichen Entwicklungen der lokalen Verhältnisse und die Gabe des Erzählens kommen aus der Familie.

Der Vater erzählte Geschichten und Episoden aus der weitverzweigten Verwandtschaft, der Familienrayon war ausgedehnt. «Die händ sich gvetteret bis i füüft Grad.» (bedeutet: mit Vetter ansprechen). Schon vom Beruf her kannte Vater Staub viele Leute, denn er stammt von den Bot-Stauber und war selber einer: das sind jene Staubs, die die Botengänge und Fuhren machten bis nach Baar hinunter. Als 1913 die Strassenbahn die Fuhren übernahm, wurde Vater Staub Wagenführer und später Stationsvorstand. An den täglichen Begegnungen mit allerlei Menschen hingen Geschichten aus dem Dorf und von weiter her. Der Vater erzählte beim Essen – da hatten die Kinder ohnehin zu schweigen. «Vater war kein Despot, das Sprechverbot am Tisch war damals einfach der Brauch.» Mutter Caroline war eine geborene Zürcher vom grossen Bauerngut Schönbrunn. Ihre Erzählzeit war der Abend. Sie erzählte zum Beispiel von russischen und belgischen und deutschen Fürsten – sie kannte sie beim Namen –, die bis zum Ersten Weltkrieg Gäste waren im Bad Schönbrunn mit den Wasser- und Molkekuren. Sonntags hatten die Bauern diese besseren Leute in Fuhrwerken auszuführen. Sie erzählte von der Tobelbrücke, stellte sich positiv zum Brücken-



bau, der Menzingen an die Stadt und an die Eisenbahn anschliessen würde. Der Oberingenieur hatte das Zimmer bei Zürchers. Alois konnte sich ein genaues Bild machen von diesem Ingenieur, so exakt hat ihn die Mutter beschrieben. Alois Staub hat auch die Musikalität von der Mutter. Sie war eine Sängerin. Er spielt noch heute Bratsche im Quartett.

Wegen seiner Fähigkeit als Organist hat er 1941 aus 30 Bewerbern die Stelle bekommen, nicht etwa, weil er ein Menzinger war. Dass aus jenem Entscheid der Schulbehörde, diesen 22-jährigen einzustellen, ein 43-jähriges Engagement – in diesem und in jenem Sinn – werden würde, konnte sich niemand vorstellen, am allerwenigsten der junge Lehrer selber.

Die Mutter erzählte auch die Geschichte von der sagenhaften Entstehung «vo dene Moräänehögere». Die Sage erzählt von den Bauern, die vom lieben Gott mehr Land forderten, und, abgeblitzt, stracks zum Teufel gingen, der freundlich auf ihren Wunsch einging, seine teuflischen Helfer anwies, aus dem flachen Land Hügel aufzuwerfen, «das Land grösser und lustiger zu machen». Nach erstem Jubel und Besäufnis erkannten die Bauern aber bald, dass die Arbeit mühselig war an den steilen Hängen und fühlten sich vom Teufel betrogen. Da setzten die Menschen Linden und Kreuze auf die höchste Stelle der aufgeworfenen Hügel und vertrieben so den Teufel. Aber die Hügel blieben und machen noch immer das Besondere dieser Landschaft aus.

Das in der Herkunftsfamilie geweckte Interesse, eine grosse Neugier auf Entwicklungen und Veränderungen im dörflichen Zusammenleben und sein Beruf als Primarlehrer, der in der Heimatkunde die Kinder zum Beobachten und Erkennen der nahen Verhältnisse führt, machten mit der Zeit aus dem Dorflehrer einen gründlich informierten Lokalhistoriker. Geschichte ist in tausend Zeichen präsent, wenn man die Dinge als Zeitzeichen erkennt: Die von Gletschern geformte Landschaft, die darin eingelagerten und irgendwann an die Oberfläche gelangten Findlinge, wie sie etwa auf dem Gubel zusammengestellt und beschriftet sind, die auf die alemannische Siedlungsweise zurückgehenden verstreuten Höfe und die Weiler mit den Namen, die auf -ingen und -wil enden, die besonderen Gebäude, wie Kirchen, Wirtschaften, Schulhäuser, das Vereinshaus, das einmal zentraler Versammlungsort war, Post und Bahnhof – der Bahnhof ist tatsächlich noch als solcher erkennbar, auch wenn er längst keiner mehr ist, aber daran hängt eine weitere Geschichte –, die Weg-, Strassen- und Wasserführung, die Wegkreuze und Bildstöcke.

Man sieht den Lehrer Staub mit seinen Schulkindern durch die Landschaft wandern, da vor einem Wegkreuz oder Bildstock den Grund der Errichtung erklärend, dort bei einem Gehöft die Geschichte des Hofes und der Eigner erzählend und von den Alemannen berichtend, die in diese eigenartige Landschaft hinein ihre Höfe bauten. Und der Lehrer weiss, warum die Höfe heissen, wie sie heissen, er weiss, was die Leute assen und wie sie wohnten, und er weiss, was man von ihnen weiss und was man von ihnen nicht weiss und warum. – Jeder Brunnen hat seine Geschichte und jeder Hydrant, jede Strassenlaterne und jeder Briefkasten. Alois Staub weiss Bescheid, denn er hat es erforscht und darüber publiziert.

Und er hat die Kinder an den Egelsee geführt, der heute ein naturgeschützter Sumpf ist, hat ihnen die Sage erzählt vom protestantischen Ritter, der nach der Schlacht am Gubel 1531 auf der Flucht in den Egelsee geriet, in seiner Not Gott versprach, sich wieder zum alten Glauben zu bekennen, wenn er ihn rette, doch kaum der Gefahr entronnen, über sein Versprechen lachte, worauf das Ross wendete und mit ihm im Egelsee versank. Das Katholische ist unübersehbar in der Gemeinde, das 1844 gegründete Nonnenkloster prägt mit seinen Bauten das Dorfbild, die dominierende Kuppel trug dem Kloster in Anspielung auf den Vatikan das «Muttikan» ein. Das Kloster auf dem Gubel wurde 1851 aus dem Geist des Sonderbundes gegen den Liberalismus gegründet, setzte also durchaus ein politisches Zeichen. Das Deckenbild in der Klosterkapelle auf dem Gubel zeigt, mit wessen Hilfe die Katholiken gesiegt haben, damals, in der Reformation. Die ersten Reformierten waren Berner Bauern, die im ersten Viertel dieses Jahrhunderts in Menzingen Höfe übernahmen. Man begegnete ihnen aber nicht nur des anderen Bekenntnisses wegen mit Vorbehalt, sondern, weil sie in der Landwirtschaft andere Gewichte setzten: sie hielten weniger Vieh, machten Fruchtbau, arbeiteten rationeller. «I de Schuel händ ses schu öppe z merken überchoo.» Staub kannte die Zugezogenen aus den Vereinen, hat immer dagegen gehalten, «dass das anderi Lüüt settid sii». – Seit den sechziger Jahren hat sich da eine Öffnung ergeben durch Neuzuzüger in den neuen Siedlungen. Gott sei Dank. Staub hat noch «alte Schule» erlebt. Musste mit Klassen bis zu 65 Schülern ein strengerer Lehrer sein, als er eigentlich hätte sein wollen. In den Klassen sassen vor allem Bauernkinder, bis zu 90 Prozent. Die grossen Ferien waren im Herbst. Im Sommer gabs, oft nur tageweise, die Heuferien. Der Pfarrer, der auch Schulpräsident war, verkündete von der Kanzel herunter: «Hütt Namitaag isch frii!» Das bekamen alle mit, denn Schulmesse war obligatorisch, auch für die Lehrer.

Der Lehrer Staub hat die Kinder zum Lesen angehalten, hat früh eine Klassenbibliothek eingerichtet, damit die Kinder Zugang hatten zum Buch. Sein Heimatkundebuch zu Geschichte und Geografie des Kantons Zug ist ein Geschichtenbuch: ein Lese- und Erzählbuch, es vermittelt Sachverhalte durch Geschichten. Das Lesen überhaupt: das macht ihn zum noch immer neugierigen Zeitgenossen: Historisches und Literarisches mit zeitgeschichtlichem Untergrund, Martin Walsers «Ein springender Brunnen» und Helmut Schmidts «Auf der Suche nach einer neuen Moral», die Monographie von Ursula Pia Jauch über Beat Fidel Zurlauben, Marianne Fehrs Erinnerungen «Die Lebensgeschichte von Niklaus Meienberg» finden sich unter seinen Büchern. Er mag Meienbergs Methode der Geschichtsbetrachtung. Staubs Eintreten zu Niklaus Meienbergs «Wille und Wahn» führte zu Kontroversen unter Freunden. Die Meienbergs sind Menzinger Bürger, Alois Staub hat Niklaus' Vater gekannt, der kam jeweils von St. Gallen zur Revision, als Alois Staub Präsident der Raiffeisenbank Menzingen war. «Ein gewissenhafter Mann». Staub vertrat seine Meinung, auch wenn sie nicht opportun war. Schon als Seminarist schrieb er in den «Zuger Nachrichten» gegen eine Starkstromleitung, die über die Schönbrunner Kapelle geführt werden sollte. «Si händ si de gliich gmacht.» In der politischen Auseinandersetzung von 1988 war er eindeutig für die Beschränkung des Kiesabbaus. «Man nimmt Stellung dort, wo man ist, und wo es einem ans Herz geht.» Die allerneusten Töne von der Rechten her, die mit einer Initiative das Parlament schwächen will, erregt seinen Unmut. Er stellt sich dezidiert gegen verdummende Vereinfachungen. «Du häitere Bimbam. Die machid jo d Schwiiz kabutt!»

Kurzporträt

Name: Alois Staub
geboren am 17. Februar 1919
Herkunft: Menzingen
Eltern, Geschwister: Alois und Caroline Staub-Zürcher, Bruder Alfred, Schwester Lina
Familie: verheiratet mit Rosa
Kinder: Monika, Brigitte, Franziska
Schulen: Primar- und Sekundarschule Menzingen
Ausbildung: Lehrerseminar St. Michael Zug und Rickenbach SZ
Beruf: Primarlehrer
Nebenbeschäftigungen: Organist, Chorleiter im Kirchenchor und im Jodlerclub, Dirigent des Orchestervereins
Freizeitbeschäftigungen: Lokalgeschichte Menzingen, zahlreiche Publikationen,
Bratsche in Streichquartett
Mitgliedschaften: Alt-Obmann der Meisterschaft Menzingen, Stipendien-Stiftungsrat des Geschlechts Staub

Christa Kamm, Mitarbeiterin in Kulturgremien

Kunst für das Leben

Johanna Gnos

Ein Zugang zum Haus von Christa Kamm führt zwischen Rosen und Sträuchern auf einem Granitplattenweg zur Haustür mit der Klingel, der andere über den Garten zur Veranda. Möglicherweise braucht man hier gar nicht anzuklopfen, weil Christa Kamm oft im Freien anzutreffen ist. Freunde wählen diesen zweiten Weg. Sie wissen, dass Christa ihren Garten liebt und ihrer Arbeit am liebsten auf der Veranda oder in den Räumen auf der Südseite mit Ausblick auf den alten Baumbestand nachgeht. Über die Gartenanlage verteilt finden sich mehrere plastische Werke; in diesen Kristallisationspunkten verdeutlicht sich die Kunst in der Natur und die Natur in der Kunst. Kunst und Natur gibt Christa Kamm in ihrem Leben und ihrem Zuhause am Lindenweg Raum, denn sie bedeuten ihr viel.

Christa Kamm kam in diesem Haus auf die Welt, wuchs hier auf und blieb bis auf mehrere Reisen und einen zweijährigen Auslandaufenthalt auch hier. Ihre Eltern nahmen 1932 in Zug Wohnsitz, nachdem sie, vertrieben von der Verdüsterung des politischen Klimas in Deutschland mit dem Aufstieg Hitlers, Berlin verlassen hatten. Der Vater von Christa Kamm, ein gebürtiger Glarner, brachte in Wien und Berlin seine ersten Berufsjahre als Devisen- und Börsenhändler zu und lernte dort auch seine spätere Frau, die Wienerin Editha Ehrbar, kennen. Aus der Perspektive des Kindes nahm Christa durch ihre Eltern zwei heimatliche Bezüge wahr, den einen zum Kanton Glarus, den anderen zu Wien und Österreich. Die Verbindung zum Kanton Glarus erhielt mit dem Bau eines Landhauses im Klöntal ein äusseres Zeichen. Die Familie Kamm besuchte das Haus auf der Alp Richisau regelmässig an freien Sonntagen; auch Verwandte und Freunde aus dem In- und Ausland fanden sich da ein. Die Verbindung zu Österreich hielten Kamms mit der lebhaften Beziehung zu den Verwandten aus dem Wiener Grossbürgertum aufrecht. Die Mutter war im Wien Kaiser Franz Josefs zur Welt gekommen. Über die mütterliche Herkunft spielt eine Faszination für die Geschichte Europas herein, die vom Habsburgerreich geprägt wurde. Mit dem Untergang der Donaumonarchie am Anfang dieses Jahrhunderts ist ein epochaler Wechsel verbunden. Durch die Gespräche der Eltern und Erwachsenen erfuhr Christa Kamm in früher Jugend von den Wirren des Krieges, von der Not, welcher die Juden in Deutschland, Österreich und Osteuropa ausgesetzt waren, aber auch von den Schwierigkeiten, mit denen exilierte Juden zu kämpfen hatten. In besonderem Masse gegenwärtig ist Christa Kamm die Freundschaft ihrer Eltern mit dem Wiener Bildhauer Fritz Wotruba und seiner jüdischen Frau Marian – sie verbrachten die Jahre des Zweiten Weltkrieges im Exil in Zug. Noch immer unfassbar ist für Christa Kamm die Tatsache, dass man Menschen mit einem rassistischen Vorurteil begegnen kann. Sie wohnte selber bei einem jüdisch-ungarischen Paar, als sie 1958 nach der Matura und einem Sekretärinnenkurs in Toronto eine Geschäftsbeziehung der Firma ihres Vaters betreute. In Kanada, das sie zuvor bereits auf dem Seeweg bereist hatte, erlebte sie in ihrem neuen Bekanntenkreis ein-



drücklich, wie sich auf dem anderen Kontinent Menschen unterschiedlichster Abstammung zusammenfanden. Viele von ihnen hatten ihre ursprüngliche Heimat unter widrigen Umständen verlassen müssen und waren nun dabei, sich eine neue Welt aufzubauen. Die Offenheit gegenüber allen Nationen und den Pioniergeist im Toronto der Nachkriegsjahre nahm Christa Kamm als prägende und verpflichtende Eindrücke ihrer Zeit in Kanada mit. Ihr wurde erst recht bewusst, dass alles eine lange Vorgeschichte hat und dass es unerlässlich ist, die Vergangenheit zu kennen, aber auch abzulegen, um die Gegenwart gestalten zu können. Obwohl sie sich in Toronto sehr wohl fühlte, spielte sie nie mit dem Gedanken, für immer dort zu bleiben. Zu Hause ist sie am Lindenweg in Zug.

Hier blieb ich in der Schilderung vom Weg durch den Garten an einem hochkant in die Erde eingelassenen Stein stehen, der mich nicht passieren liess. «Türsteher» nennt Christa Kamm diese Plastik, die der österreichische Künstler Karl Prantl geschaffen hat. Halb verdeckt unter den herunterhängenden Ästen einer Kiefer macht er den Besucher erst im Näherkommen auf sich aufmerksam: Roh gebrochen, grob behauen sind die Seitenwände des brusthohen, säulenschlanken, schwarzen Basalts, doch dem Geäst und dem Himmel zugekehrt, ist seine quadratische Aufsicht so glatt geschliffen, dass sich der Stein an jener Stelle spiegelnd verdunkelt, wie man es auch von Skulpturen kennt, die von unzähligen Berührungen glänzend geworden sind. Berührt man Prantls «Türsteher», erfährt man tastend die Zeichnung: es sind feine Vertiefungen in Form konzentrischer Quadrate, die Ecken sind so gerundet, dass die Rillen Ringen ähnlich sehen, wie sie sich ausbreiten, wenn ein Stein ins Wasser fällt. Vieles von dem, was Christa Kamm im Verlauf ihres Lebens wichtig geworden ist, kommt in diesem Werk – in seinem Ausdruck und mit seinem Geheimnis – zusammen. Wörter wie Freundschaft, Kunst, Vertiefung klingen an. Als Begriffe haben sie für Christa Kamm zentrale Bedeutung und greifen ineinander.

Freundschaft, wie Christa Kamm sie versteht, hat viel mit einem umfassenden Respekt und Sympathie zu tun. Wenn diese echt sind, spielen sie gegenseitig, wenn nicht, sucht Christa Kamm die Nähe nicht. Der menschliche Kreis, in dem sie sich bewegt oder wo sie ihre Arbeit einbringt, ist für sie ganz ausschlaggebend. Die Menschen haben ihren Aufenthalt in Kanada damals wertvoll gemacht und das Umfeld hat ihr entsprochen, als sie nach der Liquidation der väterlichen Firma noch einige Jahre in einer Anwaltspraxis arbeitete. Dauernde Freundschaften sind es auch, mit welchen Christa Kamms grosser Einsatz für die Kultur einhergeht. 1968 trat sie dem Vorstand der Zuger Kunstgesellschaft bei. Rainer Peikert und seine Frau Susanna, Christa Kamm und die anderen langjährigen Freunde im Vorstand hatten sich ein Ziel gesetzt: Zug sollte nicht nur eine Kunstgesellschaft, sondern auch ein eigenes Kunsthaus haben. In den begrenzten Räumlichkeiten des Burgbachkellers brachten sie 1972 dieses Ziel mit einer aufsehenerregenden Wotruba-Ausstellung der Öffentlichkeit näher. Neben dem Künstler selbst erschienen mit den Eltern befreundete Persönlichkeiten wie Elias Canetti und Jean Rudolf von Salis zur Eröffnung. Aus den Ausstellungsverkäufen resultierte ein finanzielles Startkapital, und der Erfolg gab den Vorstandsmitgliedern Auftrieb in ihren Anstrengungen für die Kunst in Zug, ein Auftrieb, der bis heute anhält, wo das Kunsthaus Zug längst Wirklichkeit geworden ist. Zum Teil noch mit denselben Freunden arbeitet Christa Kamm bis heute massgeblich in Kunstgesellschaft und Stiftung mit. Seit der ersten Stunde ist sie auch im Vorstand der jungen «Dialog-Werkstatt Zug» dabei – und dabei unersetzlich geworden. Oft finden Sitzungen gleich bei ihr zuhause im stimmungsvollen Rahmen eines guten Essens statt. An manchen Tagen ist sie aber auch in der Bar des Kunsthauses anzutreffen, wo sie die Besucher mit Köstlichkeiten bewirtet. Zur Pflege von Beziehungen gehört für Christa Kamm eben auch die Gastfreundlichkeit. Für ihre Freunde hat das Haus am Lindenweg immer eine offene Tür.

Da finden sich Gäste zu einem Glas Wein oder zu einem sorgfältig bereiteten Abendessen ein oder bleiben gleich für längere Zeit. So hat der japanische Künstler Tadashi Kawamata in den letzten drei Jahren wiederholt bei Christa Kamm gewohnt, wenn er jeweils in Zug an seinem «Work in progress» arbeitete.

Ihre Mitarbeit in den kulturellen Gremien versteht Christa Kamm nicht als selbstlosen Einsatz, sondern stets als ihren persönlichen Beitrag in einem menschlichen und fachlichen Umfeld, dem sie gerne ihre Zeit und ihre Fähigkeiten zur Verfügung stellt. Selbstlosigkeit im wörtlichen Sinn misstraut Christa Kamm. Erst da, wo jemand mit Herz und Geist dabei ist, beginnt für sie etwas zu zählen.

Es war die Freundschaft der Eltern mit den Wotrubas, mit der das Interesse an Kunst im Hause Kamm schon in der frühen Kindheit von Christa eingezogen ist. Unter dem anregenden Einfluss von Fritz Wotruba begann der Vater, sich mit bildender Kunst zu beschäftigen und eine Sammlung aufzubauen. Im Laufe der Jahre haben sich im Hause Kamm all jene Kunstwerke zusammengetragen, welche 1998 unter dem Titel «Dialog mit der Moderne. Fritz Wotruba und die Sammlung Kamm» im Kunsthaus Zug erstmals zu sehen waren. Vom Ausmass und der Bedeutung der Sammlung war selbst vertrauten Freunden bis dahin wenig bekannt gewesen. Ganz überraschend brachten Christa Kamm, ihr Bruder Peter und seine Frau Christine Kamm-Kyburz die von den Eltern begründete und von den Kindern weiter geführte Sammlung 1998 in eine Stiftung ein und machten sie im Kunsthaus Zug der Öffentlichkeit zugänglich. Christa Kamm hat keineswegs das Gefühl, dadurch etwas verloren zu haben. Für sie gehört dieser Schritt zu jener Erneuerung, die sie im ernsthaften Umgang mit Kunst und Literatur ständig eingeht. Jede Zeit hat ihre eigene Kunst, und gute Kunst ist der Zeit meistens voraus. Oft berührt Kunst die Tabus und blinden Flecken der Gesellschaft und erschliesst sich dem Betrachter erst in der Langzeitwirkung. Deshalb ersetzte Christa Kamm bald nach dem Tod ihrer Eltern die Sammlung nach und nach mit Werken, die ihr persönlich wichtig wurden und die sie in direkter Umgebung und für längere Zeit um sich haben wollte. Viele der Künstler, die Christa Kamm zu interessieren begannen – Eugène Ionesco, Antoni Tapies, Günther Uecker, Karl Prantl gehören unter anderen dazu – lernte sie in der Galerie Erker in St. Gallen kennen. Der Galerist und Verleger Franz Larese hatte bereits beim Aufbau der erwähnten Wotruba-Ausstellung 1972 viel beigetragen. Aus der damaligen Zusammenarbeit ist eine Verbindung gewachsen, die Christa Kamm zu den dauernden Freundschaften zählt wie jene mit dem Künstler Karl Prantl. Der «Türsteher» im Garten von Christa Kamm ist nicht die einzige Skulptur aus seiner Bildhauerwerkstatt. Auch auf der Alp Richisau steht ein mannshoher Quader aus blauem Granit, den der österreichische Künstler dort über drei Jahre hinweg in Etappen bearbeitet hatte.

Kunst zeigt viel, aber sie zeigt nicht alles. Sie arbeitet an der Sichtbarmachung des Unsichtbaren. Dabei ist sie nicht nur auf die Augen des Betrachters angewiesen, sondern auch auf seine Bereitschaft, das Gesehene in einem Sinnzusammenhang zu erblicken. Sinn lässt sich nicht einfach durch die Folgerichtigkeit von Daten herstellen, sondern beginnt erst zu zählen, wo etwas persönlich bedeutsam wird. Christa Kamm betont, dass die Bereitschaft, objektives Wissen anzunehmen und persönlich auszuloten, für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Kunst unabdingbar ist. Von aussen ist nicht zu sehen, dass der in die Erde eingelassene Fuss von Prantls «Türsteher» genauso sorgfältig bearbeitet ist wie seine dem Himmel zugekehrte Fläche. Auf diesen verborgenen Aspekt des Werkes weist Christa Kamm gerne hin, wenn jemand – berührt von der künstlerischen Präsenz des Werks – kurz innehält und sich im Anschauen seiner Vielschichtigkeit öffnet. Das Wissen um Zusammenhänge und die persönliche Vertiefung sind für Christa Kamm nicht nur im Umgang mit Kunst wichtig geworden, sondern sind für sie das Hauptpostulat für den menschlichen Umgang überhaupt und alle gesellschaftspolitische Kultur. Wachsamkeit und Vertiefung sind es denn auch, die Christa Kamm sich selbst und der Welt an der Schwelle des neuen Jahrtausends wünscht.

Kurzporträt

Name: Christa Kamm
geboren am 24. März 1938
Herkunft: Zug
Vater: Fritz Kamm, Netstal GL
Mutter: Editha Kamm-Ehrbar, Wien
Geschwister: Peter Kamm, Hello Kolbe
ledig
Schulen: Primarschule, Kantonsschule
Ausbildung: Sekretärinnenkurs für Maturandinnen
Beruf: Sekretärin
wichtige Beschäftigungen: im Vorstand der Zuger Kunstgesellschaft und der Dialog-Werkstatt Zug, Stiftungsrätin der Freunde Kunsthaus Zug, der Stiftung Sammlung Kamm in Zug und der Kamm-Menzi-Stiftung in Richisau GL; teilzeitlich an der Bar im Kunsthaus Zug
Lieblingsbeschäftigungen: Kunst, Geschichte dieses Jahrhunderts, Literatur, Natur, Gäste, Freundschaften



Kirk Kirchhofer, Elektroingenieur

Der Zugersee sei schwarz und düster

Heidy Gasser

«Noch heute kann ich meine Herkunft nicht verleugnen. Mein Basler Dialekt ist unverkennbar, obwohl ich schon seit dreiundzwanzig Jahren in Zug lebe. Wenn ich an meine Kindheit denke, ist die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg sehr stark. Mein Vater war oft im Dienst, es gab Rationierungsmarken und wir sammelten Holz, um überhaupt heizen zu können. Als Schulbub konnte ich von der Pfalz, dem Vorbau beim Münster, gewisse Luftkämpfe hinter der Grenze beobachten. Wiederholt wurden wir Buben von der Polizei nach Hause gebracht, da dies streng verboten war. Vielleicht kommt von damals mein Interesse an Geschichte. Vor allem mit der Zeit des Zweiten Weltkriegs habe ich mich stark auseinander gesetzt.

Damals gab es nicht viel Unterhaltung für Kinder. Am Samstag ging ich zu den Pfadfindern und genoss es sehr, aus der Stadt fortzukommen. Als zirka Neunjähriger entdeckte ich die Buchhandlung Wepf, die eine grosse Kinderabteilung anbot. Dort war eine ältere Dame, die mit mir plauderte und schnell herausfand, dass ich kaum ein zahlender Kunde war. Nachdem sie meine Hände auf Sauberkeit kontrolliert hatte, erlaubte sie mir Bücher herauszunehmen und darin zu lesen. Jede freie Minute verbrachte ich in der Buchhandlung. Seitdem liebe ich die Bücher und lese meistens drei bis vier gleichzeitig, um je nach Lust und Laune weiterzufahren. Trotzdem kommen die Bücher neben der täglichen Lektüre von zwei Tageszeitungen und mehreren Wochenzeitungen fast zu kurz.

In Basel machte ich auch die Lehre als Radio- und Fernsehtechniker. Während dieser Zeit arbeitete ich als Statist am Stadttheater, das damals auch Opern- und Schauspielhaus war. Das besserte meinen kärglichen Lehrlingslohn auf. Die Theaterwelt packte mich, das Schauspiel, die Oper und die weltberühmten Künstler, neben denen ich auf der Bühne stehen durfte. Diese Faszination hält bis heute an.

Nach der Lehre studierte ich in Zürich und schloss als Elektroingenieur ab. Damals sagte man den jungen Ingenieuren, dass sie mit wenig Verdienst und ganz klein anfangen müssten, um über einen Zeitraum von fünf bis zehn Jahren Erfahrung zu sammeln. Heute ist das genau umgekehrt. Die Firmen holen die jungen Leute direkt von der Hochschule oder vom Technikum. Nach fünf bis zehn Jahren werden sie schon verdächtigt, nicht mehr auf dem neusten Stand zu sein. Damals zählte die Erfahrung, heute das neuste Know-how. Mir passte das nicht. Deswegen wanderte ich in die USA aus. Dort bekam man abhängig vom Leistungsprinzip einen Job, konnte sich bestätigen oder eben nicht. Ich blieb zehn Jahre drüben und arbeitete in zwei verschiedenen Firmen, eine in Minnesota, die andere in Kalifornien. Meine Arbeit hatte mit elektronischen Steuerungen zu tun. Bei der zweiten Firma reiste ich oft nach Europa, pendelte hin und her und hatte so das Beste von beiden Welten. Ich unterhielt ein Büro in Zürich und eines in Los Angeles. In dieser Zeit kam ich in der halben Welt herum, was mir sehr viel Spass machte. Ein Workaholic war ich nicht. Ich arbeitete zwar sehr viel, aber ich war nicht Tag und Nacht mit meinem Beruf



beschäftigt. Ganz am Anfang erklärte mir mein Vorgesetzter sein Lebensprinzip. Er erzählte von einer Kurve, auf der einerseits der Zeitaufwand für die Arbeit, andererseits das verdiente Geld eingetragen sei. Irgendwo befinde sich der optimale Punkt, wo man mit einem tragbaren Zeitaufwand genügend Geld verdiene, um das Verdiente auch noch ausgeben zu können. Überschreite man das, sei der Verdienst zwar hoch, doch es bleibe keine Zeit, um noch glücklich leben zu können. Arbeite man zu wenig, könne man sich in der freien Zeit nichts leisten. Das beeindruckte mich sehr, und ich bemühte mich, nach diesem Konzept zu leben. Das ist mir auch gelungen.

Die Zeit in Amerika war sehr interessant, beruflich und menschlich. Doch als die Firma sich reorganisierte, musste ich mich entscheiden, ob ich mein weiteres Leben in den USA verbringen wollte. Ich entschloss mich dann, wieder nach Europa zurückzukehren. Zuerst war ich ein paar Jahre in Deutschland. Dort machte ich das Flugbrevet und war beruflich viel mit einem einmotorigen Flugzeug unterwegs. Ich fand das fantastisch. Als ich bei der Firma aufhörte, liess ich die Fliegerei bleiben. Doch ich geniesse es, ab und zu bei einem Freund mitzufliegen, der eine Bücker Jungmann und eine Bücker Jungmeister besitzt. Das sind diese schönen gelben Doppeldecker. Mit dem Zweisitzer sind wir sehr oft Akrobatik geflogen. Ich spüre gar nicht mehr den Drang, selber fliegen zu müssen.

Es zog mich zurück in die Schweiz. Zuerst arbeitete ich in Genf und lernte dort meine spätere Frau kennen. Neben meiner technischen Arbeit beschäftigte ich mich aus privatem Interesse mit dem faszinierenden Gebiet der Kryptologie, das heisst der Chiffrierung. Ich hatte dann das grosse Glück, dass mir in Zug bei der Firma Crypto eine Arbeit angeboten wurde. Bevor ich zusagte, reiste ich mit meiner Frau nach Zug, um diese Gegend kennen zu lernen. Meine Frau hatte von Bekannten gehört, dass Zug sehr düster sei, sehr katholisch. Der See sei praktisch schwarz und die Leute seien todernst. Als Suisse romande werde sie dort voraussichtlich leiden. Wir schauten uns den ganzen Kanton an. In den Läden waren die Verkäufer sehr freundlich und zuvorkommend, dasselbe passierte uns in den Restaurants. Eigentlich waren sie freundlicher als in Genf. Der See war nicht schwarz, sondern heiter. So konnte ich den Arbeitsvertrag getrost unterschreiben. Zuerst wohnten wir in Walchwil und kauften auch unser erstes Haus dort. Später flohen wir vor dem Nebel nach Oberägeri und leben jetzt seit fünfzehn Jahren hier. Meine Frau wurde zu Beginn oft für eine Ausländerin gehalten, weil sie perfektes Hochdeutsch spricht. Doch nachdem sie auf meine Empfehlung hin Französisch redete und erst bei Sprachproblemen auf Deutsch wechselte, wurde sie als Schweizerin wahrgenommen. Mittlerweile hat sie dank ihrer offenen Art einen grossen Bekanntenkreis und unterrichtet Französisch im Institut Dr. Pfister.

Nun sind es schon dreiundzwanzig Jahre, dass ich für die Firma Crypto arbeite. Ich bin noch immer von meiner Arbeit fasziniert. Doch was ist so faszinierend an dieser Verschlüsselung? Man nimmt einen Klartext, der geschrieben oder gesprochen ist. Man kann auch Daten verschlüsseln oder eine Videokonferenz. Dabei geht es um Informationen, die geheim sind. Oft sind es Regierungsstellen, die gewisse Dinge vor anderen Ländern geheim halten möchten, dies auch im militärischen Bereich. Oder es handelt sich um Informationen von einem Botschafter an sein Aussenministerium, in denen er über sein Gastland berichtet. Firmen, die unter starkem Konkurrenzdruck stehen, wie z.B. Banken und internationale Handelshäuser, nehmen unsere Dienste ebenfalls in Anspruch. Dort will man ja nicht, dass die Konkurrenz über ein neues Produkt Bescheid weiss. Texte werden zuerst zerlegt und nach einem gewissen Schema umgekrempelt, das durch einen Schlüssel gesteuert ist. Sender und Empfänger müssen beide das gleiche Gerät haben, den gleichen Schlüssel eingeben. Der verschachtelte und veränderte Text wird übermittelt. Auf der anderen Seite wird mit dem gleichen Prinzip und mit dem gleichen Schlüssel das Ganze in seine Grundform zurückgewonnen. Jetzt darf der Neugierige, der auf der Leitung sitzt, den Text nicht mitlesen können. Selbst wenn er das gleiche Gerät besitzt, gelingt ihm das nicht, weil der den Schlüssel nicht kennt. Das alles ist von der Technik her sehr interessant. Da spielt Mathematik hinein, dann Technologie und Software, die immer auf dem neusten Stand sein muss. Wir benutzen die allermodernsten Speicher und Prozessoren. Die Firma Crypto liefert in ungefähr hundertdreissig Länder. Die Arbeit ist mit vielen Reisen verbunden. Man trifft interessante Menschen. Von den Leuten, die an der Front der Firma sind, wird sehr viel erwartet. Sie müssen die Produkte kennen und verstehen, müssen mit Menschen kommunizieren können, Sprachen beherrschen, etc. In den dreiundzwanzig Jahren bei dieser Firma habe ich grosse Veränderungen erlebt. Ursprünglich waren die Produkte rein mechanisch. Heute sind die Geräte natürlich modernste Elektronik. Die Firma muss sich dauernd an viele externe Konditionen anpassen. Alle zwei Jahre sind völlig neue Komponenten und Technologien da. Doch wir müssen nicht nur neue Produkte bringen, sondern auch neue Märkte erschliessen.

Es beschäftigt mich sehr, wenn meine Kinder mich fragen, was sie beruflich machen sollen, was interessant ist und wo sie auch in ein paar Jahren noch Arbeit haben werden. Verglichen mit früher ist das ausserordentlich schwer zu beantworten. Ich sehe dem Ende meiner Berufszeit entgegen. Im Januar 2000 werde ich 65 Jahre alt sein. Für mich bedeutet das sicher nicht Ruhestand, obwohl meine berufliche Tätigkeit dann zu Ende sein wird. Ich konnte mich schon ein wenig darauf vorbereiten, weil mein Arbeitgeber so entgegenkommend war, mich die letzten zwei Jahre zu fünfzig Prozent arbeiten zu lassen. Seitdem habe ich endlich Musse, viele Dinge zu tun, für die ich vorher kaum Zeit hatte.

Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen ist das Fischen. Es hat mit Jagd zu tun, und doch ist der Kampf mit dem Fisch sehr fair. Ich liebe den Ägerisee, aber auch das Meer. Auf dem Wasser ist so viel Ruhe. Es tut mir wohl, die wechselnden Farben und Stimmungen des Wassers zu beobachten. Ich rede mir ein, dass es gar nicht so wichtig ist, überhaupt einen Fisch herauszuziehen. Das stimmt natürlich nicht ganz. Zum Glück hatte ich genügend Erfolgserlebnisse auf dem Shannon in Irland, in Alaskas Seen oder in Norwegen und Hawaii am Meer, wo die Fische problemlos anbeissen. So fällt es mir weniger schwer, mit der harten Tatsache zu leben, dass ich trotz jahrzehntelanger Bemühungen und einer guten Ausrüstung keinen einzigen Fisch aus dem Ägerisee gezogen habe. Irgendetwas mache ich falsch. Vielleicht kommt einmal jemand, der mir zeigt, wie das geht.

Kurzporträt

Name: Kirk Kirchhofer
geboren am 2. Januar 1935
Herkunft: aufgewachsen in Basel
Eltern: Hermann und Helene
Geschwister: keine
Familie: verheiratet mit Christine
Kinder: Virginia, Philip
Schulen: Primarschule, Gymnasium
Ausbildung: Abendtechnikum
Beruf: dipl. Elektroingenieur
Freizeitbeschäftigungen: Fischen, Lesen, klassische Musik hören, Internetsurfen
Mitgliedschaft: Offiziersgesellschaft Zug

M. Aebersold-Golay

Micheline Aebersold-Golay, Managerin

Balanceakte in der Flugfabrik

Michael van Orsouw

Was haben der Terminal A im Flughafen Zürich-Kloten und der Engadiner Skimarathon gemeinsam?
Viele Menschen. Alle in Bewegung. Und mittendrin, quicklebendig und freundlich lächelnd, Micheline Aebersold-Golay aus Zug.
Am Flughafen arbeitet sie, am Engadiner Wettlaufen vergnügt sie sich, an beiden Destinationen verbreitet sich diese leichte Hektik, es sind keine Orte des Verweilens, sondern des Durchlaufens, Orte, die man hinter sich lassen möchte.
Micheline Aebersold, sechsundvierzig, liebt diese Stimmung, da wie dort. Sonst würde ihr Leben ganz anders aussehen.
Am Flughafen Kloten leitet sie seit zwei Jahren den ganzen «Terminal A»: Das ist der Terminal der Swissair und ihrer Partnergesellschaften, also der imageträchtigste Ort, den jährlich zehn Millionen Passagiere durchqueren. 500 Personen arbeiten dort und sind damit Aebersold unterstellt. Ebenfalls zuständig ist sie für den grossen Transit-Bereich, für die Lounges der verschiedenen Flugklassen und für Spezialbetreuungen von Kindern oder Behinderten. Durch die Hallen voller Frauen und Männer, voller Koffer und Reisetaschen, voller Schalter und Anzeigetafeln, voller Sitze und Langeweile geht Micheline Aebersold zwar schnellen Schrittes, aber nicht wie eine befehlserteilende und respekterheischende Chefin, sondern wie eine gewinnend lächelnde Frau, die auch eine Swissair-Marke trägt wie so viele.
Hier grüsst sie lächelnd, dort fragt sie kurz nach, wies geht, und manchmal drückt sie einer Mitarbeiterin, die sie schon besser kennt, freundschaftlich den Unterarm. Die Emsigkeit rundum scheint nicht auch sie abzufärben. Sie versucht vorzuleben, wie sie sich Führung vorstellt: transparent, offen, kommunikativ.
Ihr Büro trägt die Nummer A2-453 und liegt irgendwo in einem der langen Gänge der Bürofabrik direkt oberhalb der Check-In-Schalter. An der Holztür fehlen Farbpartikel, bei ihrem Bürotisch hängen bunte Bilder von Keith Haring und Jean Tinguely, im Sitzungszimmer werden Plastikbecher mit Wasser serviert, von Hand gefertigte, schematische Zeichnungen beschreiben in vier Farben die Feedback-Gespräche, Beigen mit Mäppli liegen auf Tisch und Fensterbank.
Es ist zwei Uhr nachmittags, Micheline Aebersold gibt Auskunft. Sie sitzt zuvorderst auf dem Stuhlrand, ihre Augen sind nicht einfach geöffnet, sondern stehen weit offen, ganz auf Empfang eingestellt. Sie denkt so schnell, wie sie spricht – obwohl sie an diesem Montag seit 6 Uhr 20 im Büro ist und nicht vor 19 Uhr 30 zu Hause sein wird. Das Management ihres Terminals ist eine komplexe Aufgabe, das Zusammenspiel von Kundenbedürfnissen und räumlicher Enge, von Swissair und Partnern, von Polizei und Zoll stellt grosse Ansprüche: «Das ist schon», meint sie etwas nachdenklich, «eine grosse Aufgabe, aber auch», und der Tonfall wird bestimmter, «ein echter Challenge.»
Der englische Jargon ist ganz typisch, sie sagt «update» statt Austausch, «streamlined» statt angepasst, «aware» statt auf-



merksam. Es gäbe noch einige Beispiele mehr. Ihr liebstes Wort aber ist «okay», damit schliesst sie Konversationen ab, bei denen jeweils das ganze Gesicht mitredet, manchmal auch der Hals, indem die Halsmuskeln gut sichtbar ziehen. In solchen Situationen wirkt sie pragmatisch und sehr effizient, aber auch etwas nüchtern und trocken – bis sie dann wie auf Knopfdruck ihr gewinnendes Lächeln hinten nach schiebt.

Ihr Arbeitsalltag ist gefüllt mit Besprechungen; in ihrem engsten Team mit sieben Mitarbeitenden, in verschiedenen Projektteams und Ausschüssen der ganzen SAir Group, wie die Swissair heute heisst. Der ganze Flughafen Kloten wie die Fluglinie sind im Umbruch: Die vielen Einheiten der Flug- und Flughafengesellschaft sollen unternehmerischer werden. Das bedeutet für Micheline Aebersold, die angestellt ist von der Swissport, der Betriebsgesellschaft der Passagier- und Gepäckabfertigung, viele Sitzungen und enorm viel Druck, von innen wie aussen. Andere würde das zur Verzweiflung bringen, Micheline Aebersold meint nur, geschäftsmässig sachlich: «Unter Druck arbeite ich besser, erst dann vollbringe ich meine Höchstleistungen.» So ist es nur folgerichtig, dass sie sich zuweilen selber in Drucksituationen manövriert.

Manchmal ist es ihr dann doch zuviel. So hat sie als Quereinsteigerin in der Belegschaft keinen leichten Stand. Vorgeworfen wird ihr, sie sei zu wenig an der Front. Und manchmal fühlt sie sich alleingelassen. Wie neulich an einer internen Kadersitzung: «Ich hielt es nur aus, weil ich von meiner Meinung wirklich überzeugt war.» Das ist sie. Ihr Ziel ist nicht einfach quantitative Jahresergebnisse zu erreichen, Umsatzzahlen vorzuweisen, sondern sie will einen eigentlichen Kulturwandel herbeiführen – aber das geht nicht von heute auf morgen, sie ist dementsprechend ungeduldig. Und dann setzt sie die Ellbogen auf den Tisch, kippt die Handflächen nach aussen und bringt es auf den Punkt: «Es ist ein Balanceakt. Immer und immer wieder.»

Das ist eigentlich das Schlüsselwort: «Balanceakt». Zwischen Unternehmensinteresse und Mitarbeiterwohl. Zwischen Überzeugung und Erfahrung. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Zwischen Frausein und Leaderfunktion.

Letztes ist für sie ein wichtiges Thema. Einfach so losheulen, auch wenn es ihr drum wäre, würde sie nie. Aber sie ist dennoch transparent, offen und ehrlich, formuliert ihre Schwächen, ohne dass sie danach gefragt wird, gleicht aus und glättet im Team, wenn es nicht läuft – vielleicht finden so die weiblichen Züge ihren Ausdruck.

Ihre Karriere verlief auch nicht geradlinig wie bei den meisten männlichen Managern. Angefangen bei der Swissair hat Micheline Aebersold, damals noch Micheline Golay, als Flight Attendant vor 20 Jahren. Bald flog sie nur noch zur Hälfte ihrer Arbeitszeit und kam ins Management. Dort bildete sie sich stets weiter, bis ihr – als Karrieresprung – die Leitung des Terminal A angetragen wurde. Sie hat sich in den zwei Jahrzehnten im Fluggeschäft gewandelt und entwickelt.

Deshalb kränkt es sie, wenn sie nur über ihren Mann definiert wird. Ihr Gatte Hans Aebersold ist Neurologe mit eigener Praxis in Zug. Wenn Micheline Aebersold deshalb einfach als Arztgattin dargestellt wird, reagiert sie empfindlich. Die Rollen bei Aebersolds sind anders verteilt als bei einer klassischen Arztfamilie. Er kauft ein und kocht, sie geht früher aus dem Haus und kehrt später heim als er. Abends hat er meistens für sie gekocht: «Das finde ich einfach schön», sagt sie und lacht, «auch wenn mir das bei anderen bünzlig vorkommt.»

Seit 13 Jahren wohnt sie in Zug – solange, wie sie noch nirgends gewohnt hat. Auch wenn sie sagt, sie würde am liebsten mitten in der Stadt Zürich wohnen, hat sie in Zug Wurzeln geschlagen, «das erste Mal in meinem Leben».

Darüber spricht sie daheim, in Zug, nachdem sie sich auf das Sofa in klassischem Design gesetzt hat. Vögel tirilieren in den Bäumen und im nahen Bachbett, das Ticken der Wanduhr ist in den Gesprächspausen gut vernehmbar. Unter dem Sofatisch liegen die «Wohnrevue», das «Du» und eine Golfzeitschrift. Dort an der Blasenbergstrasse, mit Blick auf viel Grün und den See, wirkt Micheline Aebersold merklich gelöster als im Büro. Auch wenn ihre Finger sich zuweilen immer noch selbständig machen, am Ohrstecker herumpoppeln oder auf das Sofapolster trommeln.

Eine heimliche Liebe hegt sie zur Politik. Nur findet sie, sie passe in keine Partei: «Für die FDP bin ich wohl zu sozial, für die SP zu wirtschaftsfreundlich.» So erzählt sie von ihrer Freizeitgestaltung ohne Politik, von ihren vielen Reisen, vom Sport, vom Lesen. Aber sie kann sich auf ein Hobby, eine Reisedestination, eine Sportart oder ein Buch nicht festlegen. Stattdessen pflegt sie, wie sie erklärt, «die Liebe zur Vielfalt», im übrigen auch beim Freundeskreis.

Etwas Besonderes ist für sie der Engadiner Skimarathon. Vor sechs Jahren eher zufällig entdeckt, streicht sie sich seither die Woche vor dem Rennen in der Agenda rot an: Unter keinen Umständen will sie die Vorbereitungswoche mit einer Freundin im Engadin missen. Ihr Mann folgt ihr erst am Renntag nach, um ihr während des Rennens Flasche und Proviant hinzustrecken. Bereits darf Micheline Aebersold mit einer roten Startnummer losrennen, sie ist von der Masse der Volksläuferinnen in die Hauptklasse B aufgestiegen. Zuletzt platzierte sie sich auf Rang 344. Das ist nicht nichts.

Dennoch bereitet sie ein neues Unternehmen vor. Sie will auf den Kilimandscharo in Tansania, mit 5895 Metern der höchste Berg Afrikas. Sie will nicht hinaufwetzen, sondern den Aufstieg gemächlich meistern. Schon heute freut sie sich auf das Entgegenfiebern.

Kurzporträt

Name: Micheline Aebersold-Golay
geboren am 4. Oktober 1953
Herkunft: geboren im Kanton Waadt, aufgewachsen in den Kantonen Aargau und Basel
Geschwister: keine
verheiratet mit Hans, keine Kinder
Schulen: 5 Jahre Primarschule, 4 Jahre Bezirksschule in Aarau
Ausbildung: 3 Jahre kaufmännische Handelsschule
Weiterbildung in Marketing, Personalführung, General Management u.a. an der Business School in Berkeley/Kalifornien
Beruf: Direktorin, Leiterin der Passagierdienste im Flughafen Zürich-Kloten
Freizeitbeschäftigungen: Pflege der Vielfalt – Sport, Kultur, Reisen, Freunde
Mitgliedschaft: Tierschutzverein

De Bortoli Giorgio

Giorgio de Bortoli, Magaziner *Zwei Spiele in der Hand*

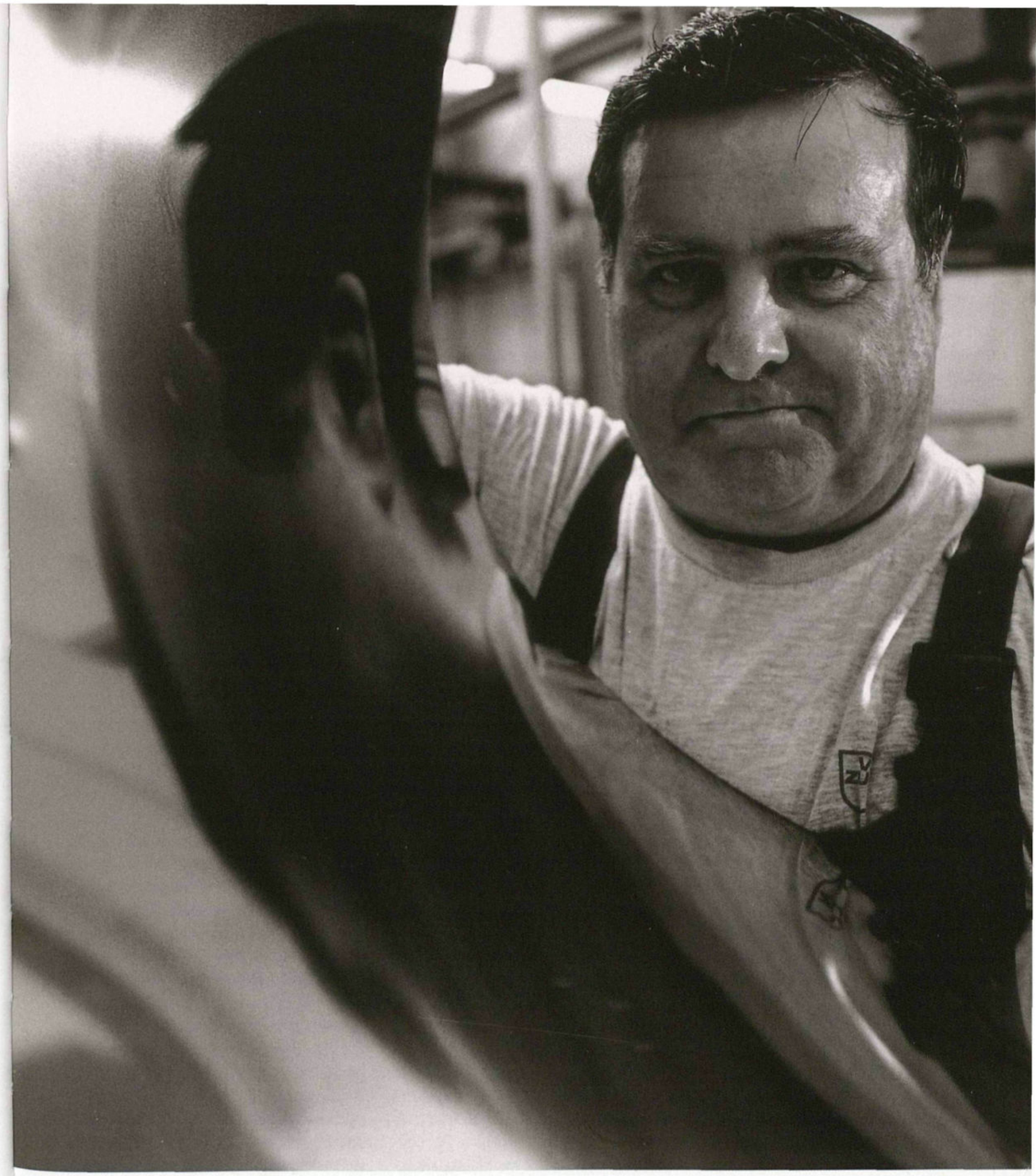
Katrin Piazza

Hineinzukommen in Giorgio de Bortolis Zweizimmerwohnung in Inwil ist nicht ganz einfach. Leichter jedoch – wie sich später zeigen wird – als wieder hinauszukommen. Ein dunkles Treppenhaus, Klingel und Namensschild auf Kniehöhe, aus Rücksicht auf die vielen Kinder im Haus vielleicht, eher aber eine Fehlkonstruktion. Die richtige Türe geht auf wie von Geisterhand, Giorgio muss sich weit ins Zimmer zurückziehen, damit man sich zwischen geöffneter Wohnungstüre und der Tür zum Badezimmer durchzwängen kann. In den zwei Zimmern hat jedes Ding seinen Platz, der Raum ist gut ausgenützt, aber nicht überfüllt. Draussen geht eben ein Frühlingstag zu Ende, der kleine Balkon bietet Aussicht auf die nächste Hauswand, auf ein paar Küchen- und Badezimmerfenster.

Natürlich gibt es etwas zu essen. Bei Giorgio braucht niemand zu hungern, versichert der anwesende Freund Beppi, der bei Sprachschwierigkeiten hilft. Giorgio versteht Schweizerdeutsch, es zu reden fällt ihm aber schwer. Es gibt gebratenes Poulet, dazu Salami, Mortadella und Parmesan aus Italien. Giorgio isst gut, er gönnt sich gerne etwas. Immer wenn sein Lieblingsclub AC Milano ein Heimspiel hat, fährt er mit dem Zuger Fanclub im Car nach Mailand zum Match, vorher wird Zwischenhalt gemacht, irgendwo auf dem Land, bei einem Einkaufszentrum. Dort deckt man sich ein mit dem, was man braucht. Und was Giorgio nicht braucht, können seine Freunde, seine Neffen und die Enkelkinder seiner Freunde gebrauchen: grosse Panetone zu Ostern, bunte Riesenüberraschungseier, Spielzeugautos, Fussbälle, literweise Olivenöl, imposante Mortadella-Würste, Grappa, Likör.

1957 kam Giorgio in die Schweiz, neunzehnjährig. Als Spengler begann er in der Metalli, seit der Fusion arbeitet er als Magaziner bei der V-Zug. Die Frage, weshalb er in die Schweiz gekommen ist, beantwortet er prompt: «Der schönen Frauen wegen!» Zu Hause sei alles verboten gewesen, alles. Es blitzt in seinen Augen und der Freund warnt: «Du darfst ihm nicht alles glauben, er macht gerne Sprüche.» Natürlich sei man der Arbeitssituation wegen gekommen, nicht, weil es zuwenig Arbeit gegeben hätte, im Gegenteil: auch zu Hause habe man arbeiten müssen, schliesslich war Nachkriegszeit, alles im Aufbau, viel Arbeit überall, doch es gab kaum Geld. «Andere haben profitiert», erklärt Giorgio und macht die Geste des Geldeinsteckens, «aber nicht ich». Er blickt abwartend, möchte nicht erzählen, noch nicht. «Stell deine Fragen», fordert er mich mehrmals auf, erzählt stockend in Schweizerdeutsch, wechselt bald ins Italienische, er hofft, die Fragerei möglichst schnell hinter sich zu bringen. Immer wieder steht er auf, trägt Teller weg, wäscht sie in der winzigen Küche sorgfältig ab, bringt neues Essen, etwas Käse, dann Kaffee, frische Gläser.

«Meine Heimat ist hier», erzählt er, nach vierzig Jahren könne das gar nicht anders sein. Klar gebe es noch Verwandte und Freunde in der alten Heimat, doch sein Leben spiele sich hier ab. Auch nach der Pensionierung wolle er hierbleiben, er habe ein gutes Leben, sagt er und weist auf den ge-



deckten Tisch, auf seine Stube, auf die moderne Wohnwand, das Sofa: «Was will ich mehr?» In der Wohnwand ein grosses Fernsehgerät, daneben Videos, zwei, drei Bücher, Fotos von Freunden und Verwandten, eine Pietà, ein Bild des Papstes. Nicht des jetzigen, sondern das eines Vorgängers, eines Italieners natürlich. In die Kirche gehe er nur zum Singen, als Mitglied des Kirchenchors. Seine grosse Leidenschaft ist der Sport, der Fussball. Die Frage nach seinem Lieblingsort im Kanton Zug ist schnell beantwortet: «Die Trattoria degli amici in Sihlbrugg. Dort gibt es einen Bildschirm mit Spezialanschluss, auf dem man alle Spiele des AC Milano verfolgen kann.» Ob er seine Freunde dort treffe? «Freunde», sagt er, «ach, weisst du, Freunde gibt es fast keine mehr, keine wirklichen jedenfalls, wie früher. Heute kannst du einen hundertmal einladen, ohne dass mal ein Bier zurückkommt. Früher war es anders, früher hat man sich gegenseitig eingeladen, man hat dafür gesorgt, dass keiner zu kurz kommt, es waren echte Freunde. Viele dieser Freunde sind nach ihrer Pensionierung nach Italien zurückgekehrt.» Ob er einsamer sei deswegen? Ungewöhnlich ernst gibt er zu: «Doch, ja, es wird einsamer.» Aber bald blitzt es wieder in seinen Augen und er lacht: «Du musst nicht alles glauben.» Und später sagt er immer wieder: «Du musst nicht alles fragen.»

Bedeutet ihm der Milleniumswechsel etwas? Giorgio de Bortoli schüttelt den Kopf. «Nein, überhaupt nicht, man muss nehmen, was kommt.» Ausserdem spiele er immer mit zwei Spielen in der Hand, ob ich verstehe, was er meine? «Ich habe ein Bein in Italien, eins hier. Wenn es in der Schweiz schiefgeht, kann ich dorthin fahren. Auch habe ich hier und dort etwas in Reserve.» Er macht Andeutungen, lässt sich nicht gerne in die Karten gucken. Um die Verwirrung zu steigern, sagt er lachend das eine und behauptet gleich darauf das andere: «Ich bin glücklich, wenn ich nicht mehr arbeiten muss.» Und: «Nein, nein, glaub das nicht, die Arbeit ist schon in Ordnung, sie spielt eigentlich keine Rolle.» Oder: «Wenn ich pensioniert bin, kaufe ich mir einen Hund.» Und gleich darauf: «Nein, nein, ein Hund in dieser kleinen Wohnung, stell dir vor!» Wenn seine Zuhörer verwirrt sind, lächelt er zufrieden, lehnt sich zurück und wartet auf die nächste Frage.

Projekte, Träume, Erwartungen an die nächsten Jahre hat er keine. Entschieden keine. Man müsse das Leben Tag für Tag leben, nehmen, was kommt. Sonst gehe es ihm wie seinem Schwager, der ganz für seinen einzigen Traum lebte, immer arbeitete und Geld sparte, um damit sein Elternhaus wieder aufzubauen, genau so, wie es einmal gewesen war. Fünfunddreissig Jahre lang habe der Schwager geschuftet und just in dem Jahr, in dem er pensioniert wurde, sei er an Darmkrebs gestorben. «Was nützt dir die ganze Planerei, das Träumen, wenn dort oben» – Giorgio zeigt mit dem Finger zur Decke – «einer hockt und irgendwann aus heiterem Himmel Nein sagt? Gar nichts.» Das Haus sei dennoch wiederhergestellt worden, erzählt er, seine Schwester habe die Pläne ihres Mannes zu Ende geführt und alles bauen und restaurieren lassen. Ein Prachtshaus, eine Villa, vierstöckig und voll möbliert, richtig luxuriös. Die Schwester wohne aber nie darin, sie wohne bei Cousinen, wenn sie nach Italien fahre, sie ertrage das Haus nicht. «Siehst du?» Giorgio schüttelt den Kopf. «Kein Glück. Pläne bringen kein Glück.»

«Am besten», erklärt Giorgio, «am besten ist es, man hält sich raus.» Auch aus der Politik. Politik interessiert ihn nicht. Die Schwarzenbach-Initiative erwähnt er als letztes politisches Ereignis, das ihn betroffen hat, seither ist er neutral. «Besser, neutral zu sein als später etwas zu bereuen. Man muss sich so gut informieren, wenn man Stellung beziehen will. Das lasse ich lieber bleiben.» Trotzdem begleitet er seine Freunde regelmässig nach Italien, wenn Wahlen sind, doch während diese stimmen gehen, wartet er im nächsten Restaurant. «Denk an die», sagt er knapp, «die sich im letzten Weltkrieg engagiert haben. Wie viele von ihnen haben das nachher bereut?»

Kurz nach zehn Uhr, nach ungezählten Gläsern Wein, nach caffè und Likör, wird Giorgio plötzlich gesprächig, deckt jetzt doch ein paar Karten auf, erzählt von damals, als er und sein Freund Beppi im Arbeiterheim lebten, mitten auf dem Fabrikareal der ehemaligen Metalli. Wie sie abends losgezogen seien, von einem Fest zum anderen, immer in Gruppen, von einem Tanz zum nächsten. «Die Tanzabende», erzählt er, «die musst du dir so vorstellen: wie in einem riesigen Vivarium, in dem man kreiste, die Mädchen immer auf Ausschau nach den Jungen, die Jungen auf Ausschau nach den Mädchen.» Und er? Hat er kein Mädchen gefunden? «Doch», er lacht, «eine ganze Menge, hier und dort, immer wieder einmal.» Mindestens dreimal hätte er heiraten können, doch es habe nicht geklappt. «Kein Glück», hilft sein Freund, doch dann streiten die beiden lachend eine Weile, ob es kein Glück oder, im Gegenteil, sehr viel Glück gewesen sei, dass nie eine darunter gewesen ist, die ihn hätte halten können. «Ich mag die Abwechslung», bekräftigt Giorgio, «das Abenteuer. Ausserdem habe ich bei den Freunden zu viel gesehen, was mir nicht gefallen hat. Mit den Jahren verschwindet die Liebe, und wo kein Respekt vorhanden ist, wird das gemeinsame Leben zur Hölle.» Er zieht den Kopf ein wenig ein, seine Stimme wird ein hohes Flüstern, er erzählt, was hätte sein können oder was teilweise war: «Da kommst du nach Hause, verschwitzt nach einem ganzen Tag Arbeit, man will ja Geld heimbringen und arbeitet deswegen, du kommst also zur Türe herein und bevor du den Kopf ganz im Wohnzimmer hast, geht es los, das Gekreische: ‹Puuh, geh ins Badezimmer, wasch dich, du stinkst!› Du fragst: bekomme ich wenigstens ein Küsschen? Aber es gibt kein Küsschen, du musst dich waschen und nachher, wenn du am Tisch sitzt, müde Knochen von der Schufterei, plappert sie dir die Ohren voll mit dem, was die Kinder getan haben und wo der Nachbar wieder sein Auto geparkt und was der Hund der Nachbarin wieder angerichtet hat. Diese kleine, winzige Welt, die hat mich nie interessiert.» Er habe bloss zuviel beobachtet, widerspricht Beppi, ein wenig nachdenklich, Giorgio habe zu viele schlechte Beispiele gesehen, habe immer nur beobachtet, er sei ein leidenschaftlicher Sammler von schlechten Beispielen. Giorgio lässt sich nicht beirren: «Legami port no casini», urteilt er knapp, «Bindungen machen Ärger».

«Du musst nicht zuviel fragen», fordert er erneut und strahlt, wie Block und Bleistift endgültig in der Tasche verschwinden. Zum Dank kocht er noch einmal Kaffee. Am Ende des Abends funktioniert seine Wohnungstüre wie eine komplizierte Schleuse: erst muss die Türe ganz offen sein, dafür müssen Besucher und Gastgeber aus dem Türbereich verschwinden, dann kann man gehen, einer nach dem anderen. Giorgio geht vor, schliesst die Haustüre mit dem Schlüssel auf, steht da und winkt: «Ciao, ci vediamo, komm mich wieder einmal besuchen!»

Kurzporträt

Name: Giorgio de Bortoli
geboren am 11. November 1938
Herkunft: Treviso / Italien
Eltern gestorben, 1 Schwester
ledig
Schulen: 5 Klassen Primarschule
Ausbildung: Elektrikerlehre bei Crypto AG
Beruf: Schlosser, Magaziner in Servicelager V-Zug
Freizeitbeschäftigungen: Boccia, Velofahren, Singen
Mitgliedschaften: Fanclub des AC Milan,
Corale italiano Zug

Manuela Leemann

Manuela Leemann, Kantonsschülerin *In Träumen wieder gehen*

Heidy Gasser

Mauersegler gleiten über mich hinweg, als ich die Stufen zum Haus hinaufgehe. Die Türe ist offen. Zögernd trete ich ein und höre dann die helle Stimme von Manuela Leemann, die mir zuruft, dass sie oben sei. Langsam steige ich die Stufen hinauf, streife den Treppenlift mit den Händen. Manuela erwartet mich in ihrem Zimmer, schaut mir ruhig entgegen. Sie ist ein grosses, schlankes Mädchen mit blauen Augen. Eigentlich sieht sie aus, als ob sie jeden Moment aufstehen und mir entgegenlaufen könnte. Doch sie sitzt im Rollstuhl. Ihr Gesicht ist hell und offen. Ich finde nichts Bitteres, nichts Trauriges darin.

Sie war eine begeisterte Sportlerin. Der Unfall passierte am 10. August 1997 bei einer Stafette in Arosa, zwei Wochen vor ihrem sechzehnten Geburtstag. Beim Schlusslauf sollte sie durch ein Hindernis robben. Zwei Bänke standen nebeneinander, drei Matten lagen darauf. Sie wollte möglichst schnell sein und machte einen Hechtsprung. Da schlug sie den Kopf an. Auf einmal lag sie am Boden, lag einfach da und spürte, dass sie gelähmt war. Sie wusste es. Trotzdem realisierte sie nicht, dass etwas Endgültiges mit ihr geschehen war. Viele Leute kamen, umringten sie. Sie lag da und konnte sich nicht rühren. Die Rega brachte sie nach Chur ins Spital, wo ihr gebrochener fünfter Halswirbel operiert wurde. Doch für das beschädigte Rückenmark gab es keine Therapie. Am nächsten Tag brachte man sie nach Nottwil. Die Erinnerung an diese erste Zeit ist fast vollständig verschwunden. Vielleicht haben die starken Medikamente sie ausgelöscht. Sie lag zwei Wochen, dann wurde sie langsam aufgerichtet, bis es möglich wurde, im Elektrorollstuhl herumzufahren.

Sie spürt den Körper immer noch. Doch er fühlt sich anders an, ist wie eingeschlafen. Anfänglich wollte sie aus der Gewohnheit heraus handeln, etwas in die Hand nehmen, aufstehen. Doch das ging nicht. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich mit der Situation abzufinden. Nur der Kopf und der linke Arm liessen sich noch bewegen. Lange Zeit war es unsicher, ob sie den rechten Arm je wieder brauchen könne. Als sie merkte, dass eine winzige Bewegung möglich war, begann sie zu kämpfen. Sechs Monate nach dem Unfall gelang es ihr, diesen Arm wieder zu beugen. Sie biss die Zähne zusammen und trainierte eisern. Dadurch erreichte sie, dass sie jetzt einen manuellen Rollstuhl betätigen kann. Manuela erzählt ruhig und ohne Emotionen. Sie betont immer wieder, dass es in dieser Situation zwei Wege gebe. Die einen würden verzweifeln und in ein tiefes Loch fallen. Die anderen konzentrieren sich auf das Jetzt und schauen vorwärts.

Im Paraplegikerzentrum Nottwil herrscht ein guter Geist. Chefarzt Guido Zäch half Manuaela und ihrer Familie mit grossem Einfühlungsvermögen und gutem Rat. Manuela spürte dort einen starken, familiären Zusammenhalt. Die Patienten spornten sich gegenseitig an. Es half ihr, dass sie mit ihrem Problem nicht alleine war. Den anderen ging es genauso. Mit ihnen konnte sie ganz anders reden als mit gesunden Menschen. Sie wussten ohne lange Erklärungen, was gemeint war. Durch diese



Begegnungen lernte sie, die Menschen anders wahrzunehmen. Heute spürt sie viel mehr, was andere fühlen und denken.
Neun Monate blieb sie in Nottwil. Ihre Familie und die Schulkameraden kümmerten sich sehr um sie. Die Lehrer von der Kantonsschule brachten den Schulstoff, damit sie den Anschluss an ihre Klasse nicht verlor. Auch die Mitschülerinnen und -schüler kamen jede Woche auf Besuch, versorgten sie mit den Schulunterlagen und kopierten ihre Notizen für sie. Manuela war froh, etwas zu tun zu haben.
In Nottwil wurden ihre Eltern auch beraten, wie sie das Haus rollstuhlgängig machen konnten. Sie bauten einen Stiegenlift ein und das Bad um und legten einen Plättliboden in Manuelas Zimmer, damit ihr Rollstuhl ungehindert fahren kann. Anfänglich schrieb sie nur mit einem Computer. Jetzt kann Manuela mit Hilfe einer Schreibschiene selber Notizen machen und ist dadurch weniger auf fremde Hilfe angewiesen. Es fällt ihr ohnehin nicht leicht, sich dauernd helfen zu lassen. Sie war schon früh sehr selbständig und ging bereits im Kindergartenalter allein in ein Lager. Vor ihrem Unfall trieb sie viel Sport und war deswegen oft fort von daheim. Sie ging ein und aus, wechselte ein paar Worte mit den Eltern und war schon wieder unterwegs zu ihren Kollegen. Es ist ungewohnt, dass sie jetzt so viel Zeit daheim verbringt. Die Bindung zur Mutter ist stärker geworden. Sie sprechen viel mehr miteinander. Trotzdem hat sich die Beziehung zu den Eltern und ihren drei Geschwistern nicht grundsätzlich verändert. Sie wird nicht in Watte eingepackt, kann mit ihnen streiten und es wieder gut haben. Manuelas Vater litt anfänglich sehr darunter, nichts am Zustand seiner Tochter ändern zu können. Er ist Chirurg und dadurch gewohnt, seinen Patienten meistens helfen zu können. Manuela hofft trotzdem auf den medizinischen Fortschritt und darauf, dass ihre Situation noch entscheidend verbessert werden kann. Der Vater ist weniger optimistisch. Er glaubt, dass es auf diesem Gebiet nur langsame Fortschritte gibt.
Manuela geht wieder in ihre frühere Klasse an der Kantonsschule. Sie wird vom Tixi-Taxi abgeholt und wieder heimgebracht. Die ganze Klasse hilft ihr. Der Zusammenhalt war schon immer gut. Vielleicht liegt es daran, dass alle von der ersten Kantiklasse an zusammen sind. In anderen Klassen gab es viele Wechsel. Sie hat immer noch die gleichen Freunde, die sie auch überallhin mitnehmen. Auch am Wochenende holen sie Manuela ab, damit sie zusammen ins Kino, an den See, in die Disco gehen können. Wenn sie an einem Fest ist, wird sie oft spontan angesprochen. Das war schon früher so. Sie kann leicht auf Menschen eingehen, ist offen. Manchmal spürt sie eine Unsicherheit. Die anderen wollen nichts falsch machen. Das stört sie nicht. Die Leute sind nicht gewöhnt, mit Behinderten umzugehen. Doch sie spüren ziemlich schnell, dass sie ein völlig normaler Mensch ist.
Es stand ausser Diskussion, dass sie nicht zusammen mit den anderen in die Arbeitswoche nach Wien ging. Alle halfen ihr. Irgendwie schafften sie es, dass sie samt Rollstuhl in den Schlafwagen kam, zogen und zerrten, hoben an, wenn es um Ecken ging. Auch in Wien waren sie erfinderisch und schoben den Rollstuhl in die engen Strassenbahnen. Einmal, als sie beinahe stecken blieb, hielt ein Motorradfahrer mitten auf der Strasse an, liess sein Fahrzeug stehen und half. Solche Dinge passieren ihr immer wieder. Sie schauten sich ganz Wien an, die Altstadt, Schloss Schönbrunn, die Museen. Als der offizielle Teil vorbei war, nahmen die Kameraden Manuela mit auf den Einkaufsbummel, scheuten sich nicht davor, sie über Stiegen hinauf und hinab zu bugsieren. Manuela weiss, dass sie mit jedem und jeder von ihrer Klasse mitgehen könnte. Alle setzen sich ein, damit sie nirgendwo ausgeschlossen ist.
Zurzeit denkt sie intensiv darüber nach, was sie nach der Matura machen will. Sie hat sich noch nicht entschieden. Auf keinen Fall will sie den ganzen Tag hinter dem Computer sitzen. Sie braucht eine lebendige Umgebung. Mit dieser Sorge ist sie nicht allein. Viele ihrer Klassenkameraden wissen auch noch nicht, was sie studieren wollen. Doch bei ihr kommt dazu, dass sie eine Studienrichtung finden muss, bei der ihre Behinderung nicht ins Gewicht fällt.
Ihre Tage sind so voll, dass Manuela kaum zum Nachdenken kommt. Nur abends im Bett kommt sie manchmal ins Grübeln und fragt sich, warum ihr das passieren musste, ob das Ganze einen versteckten Sinn hat. Doch sie findet keine Antwort darauf. Es tut oft weh, bei Festen dabei zu sein und sich nicht wie die anderen bewegen zu können. Sie kann nichts spontan entscheiden. Alles muss sorgfältig geplant werden. Auch der Sport fehlt ihr. Jetzt sieht sie einfach zu, interessiert sich immer noch für Tennis, Skifahren und Eishockey. Sie wünscht sich manchmal, nur Paraplegikerin zu sein. Wenn nur die Beine gelähmt wären, wäre ihr Leben viel freier. Dabei ist es für die Paraplegiker schon schwer, mit dieser Behinderung zu leben. Doch für Manuela wäre das viel. Jedes bisschen mehr an Beweglichkeit ist schon entscheidend. Sie tröstet sich damit, dass sie schon viel erreicht hat. Es wäre viel schlimmer, Krebs zu haben. Diese Krankheit fängt schleichend an und wird dann immer bedrohlicher. Ihre Situation war plötzlich schlimm. Doch dann konnte sie durch ihren Willen vieles positiv verändern und verbessern.
Zusammen mit ihrer Familie probiert sie vieles aus. Sie sind schon zusammen ans Meer verreist. Das macht ihr Hoffnung, dass noch manches andere realisierbar wird. Sie möchte gerne nach Amerika gehen. Eigentlich wäre sie dieses Jahr als Austauschstudentin dort, wenn nicht der Unfall dazwischen gekommen wäre. Trotzdem hat sie den Traum von Amerika nicht begraben. Dort ist alles viel rollstuhlgängiger als hier.
Im Sommer wird sie wie letztes Jahr schon nach Südfrankreich in die Ferien gehen. Sie reist mit einer Gruppe von Tetraplegikern. Alle haben eine eigene Begleitperson von Nottwil, die sie betreut. Die anderen Patienten sind meistens älter als sie. Das letzte Mal waren nur zwei junge Leute dabei. Trotzdem genoss Manuela den Aufenthalt. Sie konnte vieles von den anderen lernen. Jeder entwickelt eigene Methoden, um mit den Schwierigkeiten des Alltags fertig zu werden.
In Träumen ist Manuela manchmal wieder heil. Sie kann mühelos gehen und sich ungehindert bewegen. Wenn sie erwacht, hat sie einen Moment Mühe, sich in der Wirklichkeit zurecht zu finden. Doch sie verliert sich nicht in solchen Träumen, lässt sie schnell wieder hinter sich. Sie braucht ihre ganze Kraft, um im Augenblick zu leben und aus diesem heraus eine positive Zukunft zu gestalten. Sie muss noch viele Türen öffnen, viele Hindernisse überwinden. Sicher hat sie manchmal Angst, ob ihr alles gelingen wird. Doch sie gibt der Angst keinen Raum und kämpft darum, möglichst viele Grenzen zu beseitigen.

Kurzporträt
Name: Manuela Leemann
geboren am 23. August 1981
Herkunft: Winterthur ZH
Eltern: Vater Karlheinz, Mutter Margerita
Geschwister: Harald, Angelika, Rainer
Schulen: Primarschule, Kantonsschülerin
Freizeitbeschäftigungen: Kino, mit Freunden etwas unternehmen
Mitgliedschaften: Skiclub Oberwil, Rollstuhlclub Kriens
persönliche Ziele: Matura schaffen und anschliessend Amerikaaufenthalt

Beat O. Iten, Theatermann und Rahmenmacher

«Reich, weil ich nichts habe»

Carlo Meier

Als Treffpunkt schlägt er das Café bei der UBS Metalli vor, «am Platz mit den Türmen aus Legoklötzen». Viel hat er für diese beiden augenfälligen, bunten Plastiken offensichtlich nicht übrig: Beat Oscar Iten hat eine eigene Sicht der Dinge, auch was Kunst betrifft. «Wenn sie ein Kunstwerk bei der Einweihung zuerst 45 Minuten lang psychologisch erklären müssen, macht mir das Mühe», sagt er, legt den «Tages-Anzeiger» weg und bezahlt seinen Kaffee und das Gipfeli. Es ist morgens um 9.30 Uhr. Das Licht der Vormittagssonne lassen wir hinter uns, als wir ein paar Schritte gegenüber den Hauseingang Baarerstrasse 14 betreten und im Lift ins 3. Metalli-Untergeschoss hinab fahren. Hier hat Beat Iten «sein» unterirdisches Reich. Von einem Korridor mit Zivilschutz-Charme führt eine Tür ins Kinder- und Jugendtheater Zug. Eine eigene Welt öffnet sich, mit Bühne, 120 Sitzplätzen, Garderoben und einem Theatercafé mit Bar. Alles ist in den Farben Rot, Weiss und Schwarz gehalten. Die Mauern sind hell gestrichen und stilvoll mit gerahmten Fotos aus früheren Vorstellungen geschmückt. Die angenehm luftige Atmosphäre lässt einen völlig vergessen, dass man sich viele Meter unter der Erdoberfläche befindet – genau unterhalb des Platzes mit den Türmen «aus Legoklötzen».

16 Stunden täglich hat Beat Iten hier oft gearbeitet, während der zwei Jahre, als er das Theater praktisch im Alleingang aufbaute. «Es war ein Traum von mir, ein Theater zu bauen, und das habe ich jetzt geschafft», sagt er, als wir uns an eines der Bistrotischchen auf der erhöhten Café-Plattform setzen. 1800 Stunden einsame Arbeit unter Tag – das braucht ganz schön viel Beharrlichkeit und Geduld. Eine Hartnäckigkeit, die an Beat O. Iten überrascht. Äusserlich wirkt er mit seiner wirr abstehenden, weissgrauen Künstlerfrisur eher wie ein Luftibus. Mit dem Eindruck des «kreativen Chaoten» kokettiert er schon ein bisschen – er mag es, wenn die Leute ihn für einen schrägen Typen halten. Doch das eingängige Klischee täuscht: Kreativ ja, Chaot nein. Hat er ein Ziel vor Augen, gibt er nicht auf, bis er es erlangt. «Ich habe einen harten Schädel, mit dem ich durch die Wand gehe», schmunzelt er. Sein Credo: «Wenn man etwas wirklich will, erreicht man es auch. Es geht vielleicht lange, aber es geht. Schwierigkeiten lassen sich immer aus dem Weg räumen – mit Abstrichen oder Kompromissen, aber letztlich klappts.» Und so klappte es auch mit dem Kinder- und Jugendtheater. Daraus ist ein Haus für die Kinder geworden. Viele kommen direkt von der Schule, machen vor den Proben noch ihre Hausaufgaben und fühlen sich wohl. Fünf Stücke hat Beat Iten auf dieser Bühne bereits selber inszeniert.

Doch seine Theaterleidenschaft hat viel früher begonnen. In der Sekundarschule durfte er an der Abschlussfeier eine Hauptrolle übernehmen. Das war ein Schlüsselerlebnis für ihn: «Ich fand, jetzt mache ich nur noch Theater», erzählt er und zündet sich eine Gauloise Blau ohne Filter an. Seine Eltern holten ihn auf den Boden der harten Realität zurück: Zuerst solle er einen «anständigen» Beruf erlernen. So fing er eine Lehre als Maschinenzeichner in der LG



an. Ein halbherziger Versuch, den er schon nach einem Jahr abbrach. Anschliessend besuchte er die Kunstgewerbeschulen in Luzern und Zürich, gründete ein Atelier für Grafik und Industriewerbung in der Stadt Zürich, wo er auch 13 Jahre lang lebte. 1978 zog es ihn zurück nach Zug. Er eröffnete die Galerie Kolin und die Rahmenmacherei an der Kirchenstrasse 2. Auf seinem Visitenkärtchen steht Rahmenmacher VGG. Was bitteschön bedeutet VGG? «Das heisst ‹Von Gottes Gnaden› – die Leute haben einfach das Gefühl, man sei etwas Besseres, wenn hinter der Berufsbezeichnung noch eine Abkürzung kommt», erläutert er mit schalkfunkelnden Augen.

In der Rahmenmacherei verbringt er heute nur noch rund 40 Prozent seiner Arbeitszeit, weil ihn sein Engagement am Theater derart in Beschlag nimmt. Mehr als 25 Rollen hat er in seinem Leben bisher gespielt – vom Onkel Gustav in «Kolin & Co.» bei der Eröffnung des neuen Casinos über den Figaro in «Figaros Scheidung» bis zum Sargtöneli letztes Jahr in der Zuger Inszenierung von Thomas Hürlimanns Dialekt-Komödie «De Franzos im Ybrig» im Zurlaubenhof. Neben der technischen Leitung des Kinder- und Jugendtheaters ist er auch im Burgbachkeller für die Bühne zuständig. Ausserdem hat er in der Waldschule Horbach ein Pensum an therapieorientiertem Theater für verhaltensauffällige Kinder der ersten bis sechsten Klasse und tingelt seit vielen Jahren mit seiner «Gschichte-Guffere» durchs Zugerland. In Dutzenden von Auftritten zauberte er daraus Märchen und Geschichten für Kinder hervor.

Weshalb leistet einer, der 1966 oder 67 – «ich weiss es nicht mehr so genau» – von seiner ersten Frau geschieden wurde, seit vielen Jahren mit einer Künstlerin zusammen lebt und keine eigenen Kinder hat, einen so enormen Einsatz für Kinder? «Man bekommt von ihnen wahnsinnig viel zurück, das ist bei weitem nicht nur ein Geben. Die Freude, sie aufleben zu spüren, könnte man sich mit keinem Geld der Welt kaufen», erklärt er. Dazu sieht er auch die Notwendigkeit eines Kinder- und Jugendtheaters im Kanton Zug. Jedes Jahr melden sich 160 Kinder und Jugendliche für die acht Projekte an, über 20 Bewerbungen müssen durchschnittlich abgewiesen werden, weil die Kapazität ausgeschöpft ist. Auf die zu vergebenden Plätze entsteht jeweils nach Ausschreibungsbeginn ein richtiger Run. «Da nehme ich es gerne in Kauf, nur einen kleinen Lohn für die Arbeit zu bekommen und mit wenig Geld zu leben.»

Bescheiden leben – das tut er allerdings. Mit seinen monatlichen Einnahmen kämen die wenigsten Leute im Kanton Zug aus, einige verspürten wahrscheinlich bald Existenzängste. Für ein Plus an Lebensqualität verzichtet er auf ein eigenes Auto, eine teure Wohnung, Ferienhaus und was es der Annehmlichkeiten mehr gäbe. Dafür kann er den Tag frei einteilen und tut nur Dinge, auf die er Lust hat. «Wenn mir etwas stinkt, mache ich es nicht», sagt er gelassen. «Es gibt ab und zu schon Sachzwänge, aber die sind relativ selten. Viele Leute rennen einem Phantom hinterher – ich habe auch zahlreiche Ziele, aber nicht materielle.» Haben wir hier tatsächlich einen der seltenen Menschen vor uns, der von sich sagen kann, er sei glücklich? «Ich bin reich, weil ich nichts habe. Weil ich nicht aufpassen muss, dass etwas fortkommt. Ich habe Freude an Dingen, die nichts kosten.» Zum Beispiel an Steinen und Holzstücken, Schwemmgut, das er bei seinen Besuchen südlich von Livorno in Italien aus dem Meer zieht. Und natürlich freut er sich am Theater: «Das Theater ist etwas, das mich nicht loslässt. Da kann man Dinge ausleben, ein König oder ein Bettler sein, was im richtigen Leben nicht möglich ist. Deshalb bin ich auch so zufrieden.»

Bei so viel Friede, Freude und Glück fragt man sich, wo bei Beat Iten denn die Schattenseiten liegen. Was sind seine Schwächen? «Hu!» prustet er, nimmt seine rotgerahmte Brille ab und lässt sie am Bändel vor seiner Brust baumeln. Überlegt lange. Dann ringt er sich durch: «Ich bin ‹en pingelige Siech›. Wenn beim Zähneputzen das Deckeli nicht auf der Tube ist, nervt mich das, dann werde ich ganz eklig.» Schon wieder eine Überraschung! Dieser Mann vereint wirklich mehrere ungeahnte Züge in sich – ein lebender Widerspruch. «Ich mag geordnete, strukturierte Dinge, bin eigentlich sehr konservativ», setzt er noch einen Zacken drauf. «Es muss sofort alles gelingen, und zwar so, wie ich es mir vorstelle. Das finde ich schwach.» Immerhin: Selbstkritik scheint nicht seine Schwäche zu sein.

Das Verwandeln, das Schlüpfen in verschiedene Rollen gehört zu ihm, schlägt sich auch nieder in den vielen Dingen, die er beruflich macht. Dazu wirkt er mit seinen 57 Jahren noch voller Energie. Das schreibt er vor allem seinem regen Kontakt mit Kindern zu: «Dadurch ist man immer am Puls des neusten Trends. Da bleibst du frisch und jung im Geist, auch wenn die Knochen schon älter sind.»

Ausruhen auf den zahlreich vorhandenen Lorbeeren liegt für ihn nicht drin. Beat O. Iten will vorwärts machen, weiter gehen. «Ein Projekt zu Ende führen, abhaken und dann beiseite legen. Damit etwas Neues entstehen kann.» Auch wenn er vieles schon erreicht hat, ein Traum bleibt ihm noch: «Ich werde zwar allmählich zu alt dafür, aber trotzdem: Ich möchte einmal den Grenouille aus Patrick Süskinds ‹Parfum› spielen. Das ist eine Figur, die alles durchlebt.» Sollte ihm diese Rolle nicht vergönnt sein, findet er mit Sicherheit ein anderes Ziel, in das er sich verbeissen kann. Langweilig wird es ihm bestimmt nie.

Kurzporträt

Name: Beat O. Iten
geboren am 3. August 1942
Herkunft: aufgewachsen in Zug als Sohn eines Buchdruckers und einer Hausfrau
Geschwister: eine ältere und zwei jüngere Schwestern
Familie: aus erster Ehe geschieden, lebt mit der freischaffenden Textilkünstlerin Annemie Lieder zusammen, die drei Kinder hat.
Schulen: Primar- und Sekundarschule in Zug
Ausbildung: Maschinenzeichnerlehre bei L&G nach einem Jahr abgebrochen, Kunstgewerbeschulen Luzern und Zürich, berufsbegleitende Theaterpädagogik-Fortbildung
Beruf: Rahmenmacher, Schauspieler, Technischer Leiter im «Kinder- und Jugendtheater Zug» und im «Theater îm Burgbachkeller». Teilpensum an der Waldschule Horbach als Lehrer für therapieorientiertes Theater. Märchenerzähler mit «Gschichte-Gufere»
Freizeitbeschäftigungen: Arbeit ist auch Hobby; ansonsten Zeichnen, spät nachts fernsehen

Brigitte McMahon

Brigitte McMahon-Huber, Biologin und Triathletin

Fünf Ringe am Horizont

Alexandre Kobel

Der Zugersee liegt flach im Licht der aufgehenden Sonne. In Neopren gehüllte Körper gleiten in das kühle Wasser. Einzig die Nummern auf den Badekappen lassen eine Identifikation der Athletinnen zu, die sich an den Start des sechsten Zytturm-Triathlons begeben haben. Eine der Favoritinnen für dieses Rennen ist die Vorjahressiegerin Brigitte McMahon.

Bevor sie den Amerikaner Mike McMahon heiratete, hiess sie Huber und sie stammt aus Baar. Ein gelbgewandeter Organisationshelfer erklärt dies dem Fotografen, der sich nach «der Amerikanerin» erkundigt. Brigitte McMahon läuft also ein Heimrennen. Das tue sie gerne, denn es sei immer wieder etwas Besonderes, vor Publikum zu laufen, das man kenne, in dem man auch vertraute Gesichter ausmachen könne. Es sei nicht so, dass man während eines Wettkampfs nichts mehr wahrnehme.

Ein Triathlon auf der olympischen Distanz dauert gute zwei Stunden. In dieser Zeit schwimmen die Athletinnen eineinhalb Kilometer, fahren vierzig Kilometer Rad und laufen zum Schluss noch zehn Kilometer. Brigitte McMahon tut dies sehr erfolgreich. Sie gehört dem Nationalkader an und macht sich berechtigte Hoffnungen auf einen Startplatz an den Olympischen Spielen 2000 in Sydney. Auch in Zug läuft das Rennen gut für sie. Sie steigt als Führende aus dem Wasser, ist ebenso schnell auf der Strecke rund um den Zugersee, muss sich dann aber auf der Laufstrecke von zwei Athletinnen knapp distanzieren lassen und läuft locker den dritten Rang heraus.

Während sie ihr Rennen mit dem Platzspeaker bespricht, beobachtet ihr zweijähriger Sohn Dominic die Vögel in der Volière, die ihn sichtlich mehr interessieren als die ebenfalls recht bunte Athletenschar. Der Wettkampf in Zug ist ein Training für McMahon, die in diesem Jahr vor allem an internationalen Anlässen startet, um die nötigen Weltranglistenpunkte zu sammeln, damit sie das ehrgeizige Ziel «Sydney 2000» auch erreichen kann.

Die Basis für den Erfolg legte sie in den Jugendjahren, da schwamm sie für den Schwimmverein Baar, und seit jener Zeit wurde das Schwimmen zu einer steten Nebenbeschäftigung. Nach der Primar- und Kantonsschulzeit begann sie ein Studium der Naturwissenschaften an der ETH in Zürich. Die wissenschaftliche Arbeit führte sie denn auch nach Hawaii, in das Mekka des Triathlonsports. Sie beschäftigte sich auf dem Gebiet der Sinnesphysiologie mit dem Orientierungsvermögen der Bienen. Gleichzeitig konnte sie ihre Sprachkenntnisse vertiefen und natürlich schwimmen. Eigentlich hätte sie ihr Diplom gerne auf Hawaii gemacht, doch irgendwie – Gründe dafür gibt es verschiedene – war es am Schluss doch Zürich. Die Insel Hawaii fesselte sie so, dass sie nach einem Abstecher in die Schweiz wieder auf Hawaii landete. Ein Glücksfall für sie, lernte sie doch dort ihren Mann Mike kennen und durch ihn auch die Faszination am Triathlon.

Nur Schwimmen machte ihr in jener Zeit nicht mehr so viel Spass. Die totale Konkurrenz führte zu einer Übersättigung und so war sie froh, das lockere Klima unter Triathleten kennen zu lernen. Locker hiess



nicht, dass keine Leistungen erbracht wurden. Mike McMahon und seine Kollegen waren Vollbluttriathleten, doch in ihrer Art eben noch wilder oder freier im Geist. Brigitte McMahon fand Gefallen an der neuen Sportart. So verlagerte sie ihr Training aufs Laufen und mit der Zeit auch noch aufs Velo – eine Triathletin war geboren. Die Begeisterung für den Sport wie für den Mann nahm sie mit zurück in die Schweiz, wo sie sich an ihre Doktorarbeit machte. Die Liebe zum Mann führte zu einem dauernden Hin und Her zwischen Baar und Hawaii. Ihre Doktorarbeit wurde, denn die Interessen hatten sich endgültig verlagert, auf Eis gelegt. Nach einem Jahr als Lehrerin, das Lehramt hatte sie während des Studiums absolviert, entschloss sie sich, nach Hawaii zu ziehen, um die anstrengende Pendlerei loszuwerden. Sie begann das Training zu intensivieren und trainierte auch weiter, als sie schwanger wurde – als Sportlerin weiss sie die Signale des Körpers zu deuten –, mit der nötigen Vorsicht allerdings. Sechs Wochen, nach Dominics Geburt gewann sie in Ägeri den Zufi-Triathlon so, als wäre nichts gewesen. Die Geburt des Kindes führte die Familie McMahon zurück nach Baar. Für Mike McMahon, der durch seine Frau wieder Gefallen an der wissenschaftlichen Arbeit gefunden hatte, ergab sich in Zürich die Möglichkeit, eine Doktorarbeit im Bereich der Sportphysiologie zu schreiben, was ihm den Wechsel in die Schweiz erleichterte und ihr erlaubte, weiterhin am wissenschaftlichen Geschehen teilzuhaben.

Der Wohnort Baar ist für Brigitte McMahon ein Idealfall. Ohne die Unterstützung durch ihren Mann und ihre Familie wäre das Leben als Spitzentriathletin gar nicht möglich. 1998 konnte sie dank Wildcards – das sind eine Art Freibillette – ins internationale Wettkampfgeschehen eingreifen. Dort verbuchte sie schnelle Erfolge, die ihr die Gewissheit gaben, dass sie auf dem richtigen Weg war. Seither ist ihre Wettkampfstrategie geprägt von der Überlegung, an welchen internationalen Anlässen sie am idealsten Punkte sammeln kann, Punkte, die den wichtigsten Gradmesser auf dem Weg nach Olympia darstellen. So ist im Hause McMahon alles diesem Ziel untergeordnet. Brigitte McMahon trainiert gut 24 Stunden pro Woche. Seit Beginn dieser Saison wird sie von ihrem Mann betreut, der ihr einen trainingsfreien Tag in den Wochenplan geschoben hat, was sich positiv auf Körper und Geist auswirkt. Denn neben den Trainingseinheiten verlangt auch der Sohn nach seiner Mutter und der Haushalt erledigt sich bekanntlich nicht von alleine. Der trainingsfreie Tag gibt ihr wenigstens die Möglichkeit, den Haushalt à jour zu bringen, was früher meist Nachtarbeit bedeutete und sie auslaugte. Die Trainingszeiten gestaltet sie so, dass sie möglichst dem Rhythmus von Dominic folgen und seine Ruhezeiten ausnützen kann. Wenn dies nicht möglich ist, findet er eine Etage tiefer bei den Grosseltern Unterschlupf. Das Umfeld in Baar stimmt, auch der kleine Dominic schätzt das vielfältige Beziehungsnetz. Die Trainings sind umfangreich, besonders die harten Einheiten wie das Hügeltraining mit dem Rad verlangen manchmal Überwindung. Umso grösser ist dann aber die Genugtuung, wenn das Training gut läuft. Um den Körper nicht zu grossen Belastungen auszusetzen, wechseln sich harte und weniger harte Einheiten ab. Generell versuchen die McMahons qualitativ hochwertige Trainings zu absolvieren, damit quantitative Abstriche nicht zu sehr ins Gewicht fallen. Wer an der Weltspitze mitkämpfen will, muss diesen Aufwand betreiben, denn auch im Triathlon hat sich eine Elite gebildet, in der es leistungsmässig extrem eng geworden ist. Alle Athletinnen und Athleten sind in den drei Disziplinen am Limit, Rückstände lassen sich nicht mehr einfach so in der starken Disziplin wettmachen.

Der Publikumserfolg und der olympische Status haben den Triathlon auch für die Industrie interessant gemacht. So erstaunt es nicht, dass der Professionalismus, wie fast überall im Sport, Einzug gehalten hat. Im Sport und mit Sport lässt sich Geld verdienen, doch darf man Triathleten nicht mit Tennisspielern oder Fussballern vergleichen. Die McMahons finanzieren sich ihre Leidenschaft durch wissenschaftliche Arbeit von Mike und wenige Schulstunden und Preisgelder von Brigitte. Die sportlichen Auslagen für Material werden durch Sponsoren gedeckt, die Reisen an die Wettkämpfe berappt der Schweizerische Triathlon Verband für die Kadermitglieder. Immerhin verursachen die sportlichen Ambitionen keine Unkosten.

Die Familie McMahon verzichtet auf einiges in dieser Zeit, doch tut sie dies zufrieden und mit der Gewissheit, dass nach den Olympischen Spielen in Sydney der Sport nicht mehr den gleichen Stellenwert in ihrem Leben haben wird. Bis dahin wollen sie aber alles unternehmen, dass Olympia 2000 zu ihrem sportlichen Höhepunkt wird. Da stellt sich natürlich auch die Frage, wie weit Brigitte McMahon geht, um dieses Ziel zu erreichen. Die Dopingschichten seien frustrierend. Geld und Olympia haben die Hemmschwelle auf diesem Gebiet massiv nach unten verschoben. Sie müsse sich aber in dieser Beziehung keine Vorwürfe gefallen lassen, sie gehöre nicht zum Kreis der schwarzen Schafe und sei nie im Leben bereit, die Gesundheit eines zweiten Kindes so leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. Auffällig sei aber schon, dass gewisse Athletinnen an wichtigen Wettkämpfen absolute Weltklasse darstellten und ansonsten nie stärker seien als sie. Da fragt sie sich manchmal, wie weit sie käme, wenn sie auch würde, lässt diese Gedanken aber schnell wieder fallen und quält sich durch die nächste Trainingseinheit.

Einen ersten ganz grossen Schritt in Richtung Australien kann sie in Kanada an den Weltmeisterschaften machen. Wenn sie sich an diesem Wettkampf in die ersten 15 schwimmt, fährt und läuft – «das wäre natürlich gut». Ein starkes Resultat gäbe Kraft für den Winter und die in der Ferne hängenden fünf Ringe erhielten klar deutlichere Konturen.

Wie immer das «Experiment Olympia» für Brigitte McMahon auch ausgeht, es wird ein Schlusspunkt sein. Dann endlich wird sie ihre Zeit grosszügiger einteilen können, wird Dominic nicht mehr so oft Abschied nehmen müssen. Und vielleicht poliert sie dann und wann eine Olympiamedaille.

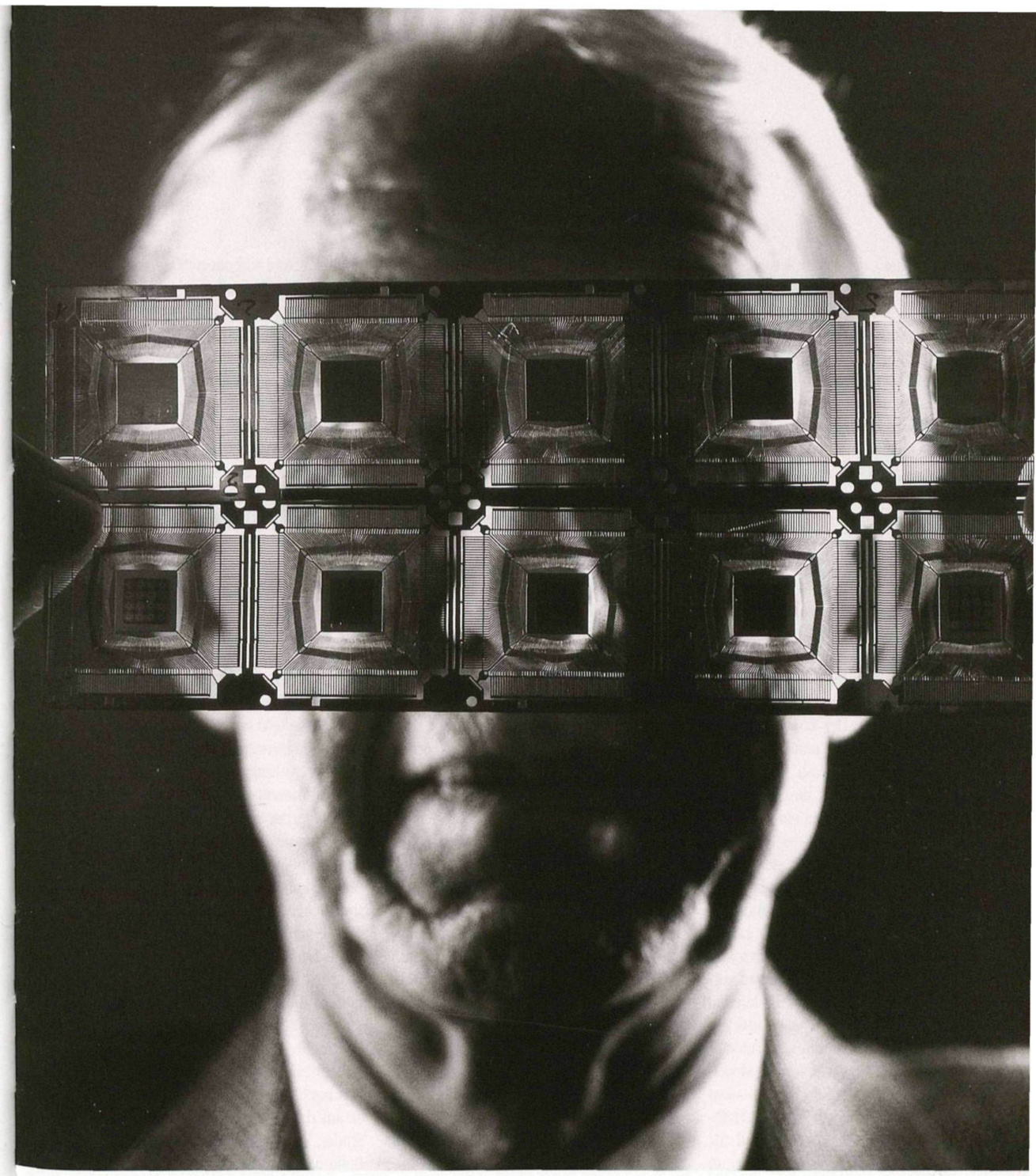
Kurzporträt

Name: Brigitte McMahon Huber
geboren am 25. März 1967
Herkunft: Stallikon, aufgewachsen in Baar
Eltern: Edwin und Claire Huber-Benz
Geschwister: Bruno, Markus, Andreas, Daniela
Familie: verheiratet mit Mike, Sohn Dominic
Schulen: Primarschule Baar, Kantonsschule Zug
Ausbildung: Studium an der ETH Zürich, dipl. sc. nat. und Diplom für das Höhere Lehramt
Beruf: zur Zeit Triathletin, Mittelschullehrerin
Zweitberuf, Nebenbeschäftigung: Hausfrau
Freizeitbeschäftigungen: Sport in allen Formen, Reisen, Lesen
Mitgliedschaften: Schwimmverein Baar, Tri team Zugerland, Veloclub Cham-Hagendorn
persönliches Ziel: Teilnahme an olympischen Sommerspielen

Karl Nicklaus, Firmengründer *Booms und Krisen überstanden*

Barbara Lukesch

Auf kritische Untertöne reagiert er empfindlich; bereits den leisesten Widerspruch nimmt er sensibel wahr. Karl Nicklaus, der Gründer der Chamer Esec SA, ist ein Patron alter Schule, der die dreissig wertvollsten Jahre seines Lebens dem Aufbau eines Unternehmens gewidmet hat, das zu den weltweit führenden Herstellern von Montageautomaten für die Halbleiterindustrie gehört. So überrascht es denn auch nicht, dass es der 62-Jährige als «Ehrensache» betrachtete, seine in den letzten Jahren schwer ins Schlingern geratene Firma erst dann in die Hand eines jüngeren Nachfolgers zu legen, als sie wieder auf Kurs war. Sich davonstehlen, wenn es Schwierigkeiten gab, war nie sein Ding. Ein guter Kapitän trotzt Wind und Wetter und geht im schlimmsten Fall als Letzter von Bord. Da mochten im Herbst 1998 bereits Stimmen laut geworden sein, die sein Ausharren als Ausdruck von Sturheit und falschem Stolz gewertet und folglich seinen Rücktritt gefordert hatten. Trotzdem gab er den Stab des CEO erst dann weiter, als er die Esec wieder auf gesundem finanziellen Boden wähnte, und das war im März 1999. Präsident des Verwaltungsrats ist er geblieben. Karl Nicklaus hat eine atemberaubende Unternehmerkarriere hinter sich, deren Ausschläge nach oben, aber auch nach unten mitunter schwindelerregende Ausmasse angenommen haben. Nachdem der gelernte Elektrotechniker seine «Gesellenjahre», wie er sich so schön altmodisch ausdrückt, in der Westschweiz verbracht hatte und dabei in das Handwerk der Mikroelektronik eingeführt worden war, trat er als Dreissigjähriger in ein US-Handelsunternehmen in Zug ein. Die Stelle als beratender Ingenieur sagte dem gebürtigen Thurgauer durchaus zu, allein – die Firma dislozierte bereits ein Jahr später nach Deutschland. Nicklaus machte aus der Not eine Tugend und gründete 1968 gemeinsam mit einem Kollegen die Esec SA. Seine Umgebung erklärte ihn kurzerhand für wahnsinnig. Schliesslich war er bereits Vater von drei kleinen Kindern und finanziell alles andere als unabhängig. Doch sein Drang zur Selbständigkeit, gepaart mit der nötigen Dosis an Risikobereitschaft und einer riesigen Faszination für sein Fachgebiet, die Mikroelektronik, liessen ihn unbeirrt seinen Weg gehen. Als ältester Sohn eines früh verstorbenen Herrenschneiders war er daran gewöhnt, Verantwortung zu übernehmen, hatte er doch schon in jungen Jahren für sich selber sorgen müssen. Die ersten vier Wochen seines Unternehmerlebens kam er im Büro eines Freundes in Zug unter, wo er mit einem Pult und einem Telexgerät auskommen musste. Über Steinhausen verschlug es ihn dann nach Hünenberg, wo er ein Stück Land kaufte, darauf ein Gebäude erstellte und sich fortan Handelsgeschäften und der Entwicklung eigener Produkte im Bereich der Halbleiterindustrie widmete. Als er 1984 mit 87 Mitarbeitenden nach Cham an die Hinterbergstrasse zog, hinterliess er den Standort Hünenberg fixfertig ausgebaut und viermal so gross, wie er ihn ursprünglich aus dem Boden gestampft hatte. Von nun an setzte die Esec zum Höhenflug an. Mit seinen vollautomatisierten Produktionsstrassen zur Montage von Mikrochips



hatte Nicklaus die Nase vorn. Die Computerindustrie frass dem Unternehmer aus der Hand. Mit dem Beginn der neunziger Jahre explodierte die Firma regelrecht. Nicklaus gründete Filialen in den USA, Singapur und Korea und liess sich vom Wirtschaftswunder Asiens an die Weltspitze in seiner Branche tragen. Innerhalb von fünf Jahren nahm die Zahl der Mitarbeitenden von 350 auf 1300 zu, zwischen 1992 und 1995 wurde der Umsatz nahezu vervierfacht und der Gewinn von einer Million auf deren 26 hochgeschraubt. Die hiesigen Medien jubelten. Das Nachrichtenmagazin «Facts» zählte die Esec 1996 zu den «Musterfirmen»; die «Handelszeitung» und die damalige «Revisuisse Price Waterhouse» zeichneten den Chamer Betrieb 1997 mit dem «Emerging Company Award» aus, dem Preis für das am schnellsten wachsende Unternehmen. Der Börsenkurs hob ab und stieg von 1000 auf annähernd 6000 Franken. Dann kam der Crash. Massive Umsatzeinbussen, die selbst die negativsten Prognosen der Analysten um ein Vielfaches übertrafen, machten im Herbst 1998 die Entlassung von einem Drittel der Belegschaft nötig. Aus dem Wunderknaben Karl Nicklaus war über Nacht ein böser Bube geworden, der altgediente Mitarbeiter auf die Strasse stellte. «Wir waren alle erschüttert», sagt Nicklaus, «enttäuscht und verunsichert.» Mit einem so gravierenden und langanhaltenden Tief habe niemand gerechnet. Kritiker warfen ihm eine Fehleinschätzung des Marktes und eine zu einseitige Ausrichtung auf die Geschäfte in Asien vor. Nicklaus selber machte im ersten Halbjahresbericht 1998 den «Preiszerfall für Chips, Überkapazitäten, volle Lager an Personal Computern und die Asienkrise» für den Einbruch der Esec verantwortlich. Der Schock sass tief. Bis zu jenem Zeitpunkt habe er in seiner Unternehmerlaufbahn gerade einmal zehn Mitarbeiter entlassen müssen. Und nun knapp 300. Wenn er davon erzählt, spürt man gut, dass ihm das Aussprechen der Kündigungen alles andere als leicht gefallen ist. Verheerend seien die Auswirkungen auch auf alle Verbliebenen gewesen. Plötzlich seien da Löcher in Teams gerissen worden, die vorher jahrelang zusammengearbeitet hätten. Allem Schmerz zum Trotz sei die Restrukturierung ein Muss gewesen. Das sahen auch die Zuger Wirtschafts- und Finanzbehörden so, die gemäss Nicklaus «mit grossem Verständnis auf die einschneidenden Personalmassnahmen reagiert» hätten. In Zug ist es dem Mann, dessen Dialekt nach wie vor seine Ostschweizer Herkunft verrät, sowieso wohl. Von Behördenseite fühlt er sich generell unterstützt. Das werde beispielsweise bei Bau- oder Arbeitsbewilligungen deutlich, die jeweils in Kürze auf seinem Pult lägen. Darüber hinaus schätzt er als Unternehmer mit stark internationaler Ausrichtung die Offenheit des Innerschweizer Kantons und seine günstige Verkehrslage. Als Standort mit starker Vertretung im Bereich Elektronik und Präzisionsmechanik ziehe Zug zudem überdurchschnittlich viele hochqualifizierte Fachkräfte an. Günstige Voraussetzungen mithin für den Geschäftsmann. Nun ist aber selbst ein Firmenchef, der seine unternehmerische Tätigkeit gern als eines seiner liebsten Hobbies bezeichnet, dem er bei Bedarf auch 24 Stunden pro Tag zu widmen bereit ist, auch noch ein Privatmensch mit Bedürfnissen nach Entspannung und Vergnügen. Lassen sich auch diese in Zug befriedigen? Nicklaus nickt: «Der Freizeitwert des Kantons», doziert der Manager, «ist mit See und Nähe zum Gebirge durchaus gross.» In den letzten Jahren hat der begeisterte Segler und Surfer zwar mangels Zeit weder den See genutzt noch als Wandervogel das Gebirge erklommen. Doch das könnte sich ändern. Schliesslich hat er seinen beruflichen Rückzug 1999 mit der Abgabe der CEO-Funktionen eingeleitet und damit eine persönliche Weichenstellung vollzogen, die er zwar auch als «schmerzlich, aber vor allem befreiend» empfunden hat. Dreissig Jahre an der Spitze einer Firma seien genug, denn entgegen den weitverbreiteten Vorurteilen, wonach Unternehmer ein lockeres Leben führen, viel Geld verdienen und ihre Mitarbeiter ausnutzen, habe er ungeheuer viel Energie, Hartnäckigkeit und Zähigkeit gebraucht, um all die stets von Neuem auftauchenden Klippen zu umschiffen: «Der Unternehmer», konstatiert er mit Nachdruck, «ist derjenige, der am schlechtesten schläft.»
Von jetzt an will er vermehrt «auch einmal egoistische Entscheide» treffen und sich seinen kulturellen, philosophischen und sportlichen Interessen widmen. Von «Ruhestand» will er allerdings überhaupt nichts hören, Gott bewahre, das Wort klingt «tötelig» in seinen Ohren. Er sei seit zehn Jahren glücklich in zweiter Ehe verheiratet, und auch seine Frau freue sich darauf, mit ihm mehr Zeit verbringen zu können. Ein grosser Familienmensch ist er jedoch nicht. Erst nach angestrengtem Rechnen kommt er auf das Alter seiner drei erwachsenen Kinder. Wenn er gefragt wird, wie er seine Rolle als Vater gelebt hat, denkt er lange nach und gibt dann zu, dass er nicht omnipräsent gewesen, aber doch an den Wochenenden zur Verfügung gestanden sei. Abzüglich all jener Samstage und Sonntage, ist zu vermuten, an denen er im Ausland weilte oder daheim Akten studierte. Ob er ein guter oder schlechter Vater gewesen sei, sinniert er, wer könne das schon sagen. Auf jeden Fall wird der Grossvater von fünf Enkeln im Alter zwischen sieben und vierzehn Jahren jetzt nicht plötzlich die familiären Beziehungen über die Massen intensivieren: «Das wollen die Jungen doch gar nicht.» Und sowieso – schliesslich steht er ja noch immer mit mindestens einem Bein im Business. Präsident des Verwaltungsrats ist er nach wie vor. Sein Nachfolger will eingeführt sein. Und da gibt es noch etliche andere High-Tech-Unternehmen in der Schweiz, in die er im Laufe der Jahre investiert hat und die noch so froh sind, wenn auch sie endlich einmal etwas von seinem Know-How und seiner Erfahrung abbekommen. «Langweilig», versichert Karl Nicklaus, «wird es mir ganz sicher nicht.»

Kurzporträt
Name: Karl Nicklaus
geboren am 4. Juni 1937
Herkunft: Rheinfelden TG
Eltern, Geschwister: 1 Schwester
Familie: verheiratet mit Lilly Probst in zweiter Ehe, drei Kinder aus erster Ehe, drei Stiefkinder in zweiter Ehe, fünf Enkelkinder
Schulen: Primar- und Sekundarschule
Ausbildung: Lehre als Elektromechaniker, Elektrotechniker, Ingenieur STV
Beruf: Unternehmer
Freizeitbeschäftigungen: Wandern, Velofahren, Wassersport, Bergsteigen
Mitgliedschaften: Schweizerischer technischer Verein STV, Schweizerische Akademie der technischen Wissenschaften SATW

Rosmarie Rossi

Rosmarie Rossi, Sozialversicherungsexpertin *Blei in den Schuhen*

Barbara Schmutz

«Rossi». In der Stimme, hell, mit dem rollenden R und dem gedehnten i, schwingt Neugier mit: «Ja bitte, was gibts? Was steht an? Kann ich Ihnen behilflich sein?» «Il spirito del papà», sagt Rosemarie Rossi. «Blei in den Schuhen, die Gabe, nach Niederlagen den Staub abzuklopfen und wieder aufzustehen und vor allem ein grosses Interesse an Menschen, an dem, was rundum passiert. Ein engagierter Mensch.» Während ihrer Politzeit leidet die Tochter am Vater, an der Tatsache, dass Aussenstehende sie ständig mit ihm vergleichen oder gar überzeugt sind, ihre Politkarriere verdanke sie dem Vater. «Ich kam mir vor wie Cäsar Rossis Schatten», sagt sie. «Dabei war der Erfolg in der Politik meine Sache. Auch deshalb, weil wir über mein politisches Engagement nur selten gesprochen haben. Er war mit Herz und Seele Journalist, ich konnte ihm längst nicht alles erzählen, was ich gerne gewollt hätte. Irgendwann wäre es in seinem Blatt gestanden. Die Tochter Politikerin, der Vater Journalist – in Zug ist dies keine gute Konstellation.» Zug. Ihre Verbindung zur Heimat ist eine emotionale. Eine, die stark mit Erinnerungen zu tun hat. Zum Beispiel an ihre Ausbildungszeit in der Spillmann-Apotheke, im Gebäude an der Bahnhofstrasse, das heute nicht mehr steht. «Ich ging in die Lehre, als der Sohn Peter Spillmann die Apotheke von seinem Vater frisch renoviert übernahm. Und jetzt, über zwanzig Jahre später gibt es die damals frisch renovierte Apotheke bereits nicht mehr. Das sind die raschen Veränderungen, die man mitbekommt, wenn man hier wohnt.» Zu den Erinnerungen gehört auch die Zeit der Jugendgruppen. Vor allem der Gruppe «Peacehorse», die sich im St. Johannes traf. «Heute sind die Gschpänli aus jener Zeit im Regierungsrat – der Robi Bisig – andere sitzen im Kantonsrat.»

Und dann das Theater. Über zehn Jahre hat Rossi in Zug Theater gespielt. Zuerst bei den Zuger Spiillüüt, dann bei den Zuger Komödianten. Genau vor zehn Jahren stand sie zum letztenmal auf der Bühne. Im Casino, im «Schwarzen Hecht». «Das Theater bedeutete mir sehr viel. Zwischen meinem 16. und 25. Lebensjahr opferte ich jährlich meine Ferien, um mich in Sprechtechnik oder Gesang auszubilden. Am Theater faszinierte mich vor allem, in andere Rollen zu schlüpfen, jemand ganz anderer zu sein. Die Herausforderung dabei: Gelingt es mir überhaupt, die Rolle so zu spielen, wie sich das der Autor, der Regisseur vorstellt? Am deutlichsten erfuhr ich das im «Schwarzen Hecht». Dort kam ich an meine Grenzen. Meine Rolle war die der Köchin. Berühmt geworden ist diese Rolle durch Margrit Rainer. Ich wusste: Jeder wird mich mit Margrit Rainer vergleichen; ich aber werde nie sein wie sie. Weil ich sie nicht imitieren will, sie ist die sehr gute Margrit Rainer. Also muss ich die Rolle anders interpretieren. Und ich denke, das ist gut geraten damals, der «Schwarze Hecht» war ein Erfolg.»

Bis heute ist Rossi das Casino ein Stück Heimat geblieben. Vom Giebel bis in den Keller hinunter kennt sie das Gebäude. «Gehe ich heute ins Casino, sitze ich nicht einfach da und schau mir das Stück an. Da passiert viel mehr. Ich weiss, wie die Garderobe aus-



sieht, kann nachempfinden, wie sich die Schauspieler fühlen. Und wird ein Stück aufgeführt, in dem ich selber mal mitgespielt oder das ich gelesen habe, denk ich: Hey, ich möchte auch wieder einmal auf der Bühne stehen. Aus beruflichen Gründen ist es heute nicht mehr möglich. Schade, wirklich schade.»

Zwei Qualitäten, die sie während ihrer Theaterzeit erfuhr, nützen ihr heute noch: Menschen beobachten, sich in sie hineinfühlen können. «Ich hab sie gern, diese Qualitäten, ich möchte darauf nicht verzichten, auch wenn sie mir manchmal zum Verhängnis werden, weil ich sehr empfindlich reagieren kann.» 1995 war so ein Moment. Das Jahr, als Rosemarie Rossi Knall auf Fall ihr Kantonsratsmandat niederlegte. Politisiert hat sie ihre Situation als alleinerziehende Mutter. «Zu erleben, was es heisst, berufstätig zu sein, ein Kind zu haben und immer wieder abwägen zu müssen: Wieviel kann ich jetzt arbeiten gehen? Was liegt noch drin? Zu erfahren, dass ich, obwohl in der Ernährerinrolle, weniger verdiene als ein Mann. Ich hatte das Bedürfnis, Bescheid zu wissen über politische Vorgänge, das Bedürfnis, Einfluss nehmen zu können, um gesellschaftliche Veränderungen mittragen zu helfen.» Mitentscheidend, sich politisch zu engagieren, war ihre Beziehung zu Markus Andenmatten, SP-Mitglied.

Rossi tritt ebenfalls in die SP ein, «weil mir die traditionell sozialdemokratische Politik entspricht, vor allem die Grundidee der sozialen Sicherheit.»

Sie legt eine Blitzkarriere hin. Von 1989 bis 1990 ist sie Ersatzrichterin am Zuger Verwaltungsgericht. Dieses Mandat kostet sie vorerst mal den Job. «Weil es meinem Arbeitgeber offensichtlich nicht möglich war, während einiger Tage im Jahr auf meine Dienste zu verzichten.» 1990 folgt die Wahl in den Zuger Kantonsrat. Zwei Jahre später die zur Präsidentin der Zuger SP. Und 1994 wird Rossi Mitglied der Stipendienkommission. Kind, Beruf, Politik. Dank einer Tagesfamilie konnte Rossi alles unter einen Hut bringen. «Es war ein riesiges Glück, dass ich ein Ehepaar gefunden hatte, das sich über zehn Jahre lang um meine Tochter Géraldine kümmerte. Ich werde den beiden wohl mein ganzes Leben lang unendlich dankbar sein. Sie haben meiner Tochter und mir sehr viel gegeben. Sie waren auch dann für Géraldine da, wenn sie krank war, und mich haben sie dank ihren Erzählungen an all den Entwicklungsschritten teilhaben lassen, die ich nicht selber direkt miterlebt hatte. Wären die Tageseltern, später, als sie pensioniert war, meine Mutter und auch mein Partner nicht gewesen, hätte ich mich weder im Beruf noch in der Politik so stark engagieren können. Ohne Hilfe von aussen geht für Alleinerziehende nichts.» 1995. Im Kanton Zug sind Nationalratswahlen. Rosemarie Rossi will es wissen. Will ihr Engagement für Gleichstellungs- und Bildungsfragen, für soziale Sicherheit auf nationaler Ebene weiterführen. Liebend gerne. Die Zuger SP lädt zum Nominationsparteitag. Er wird zur grössten Enttäuschung in Rossis Politlaufbahn. «Rosemarie Rossi taugt nichts», sagt einer aus der Versammlung heraus. «Keine einzige Frau machte sich in diesem Moment für mich stark», sagt Rossi. «Ein bitterer Augenblick.» Sie wird nicht nominiert. «Ich war Politikerin mit Haut und Haaren. Doch an diesem Tag war für mich klar: Für die Zuger SP kann ich nicht mehr politisieren, kann ich nicht mehr im Kantonsrat sitzen. Ich hatte das Vertrauen verloren. Hätte ich weitergemacht, ich wäre nicht mehr glaubwürdig gewesen.»

Il spirito del papà. Blei in den Schuhen, wieder aufstehen und den Staub abklopfen. Jetzt baut Rossi auf den Beruf. Was sie im Verwaltungsgericht lernte, kommt ihr bei ihrer Tätigkeit in einem Rückversicherungskonzern zugute – eine optimale Verbindung von Theorie und Praxis. Allein, das reicht ihr nicht. Sie will mehr wissen, vor allem über die Sozialversicherungen, über Lohnpolitik, über immer wiederkehrende Risiken. «Ich wollte mich hineinknien, so richtig.» Im selben Jahr, als sie der aktiven Poltik den Rücken kehrt, bildet sich Rossi weiter, zuerst während zwei Jahren zur Diplomierten Sozialversicherungsfachfrau und während zweier weiterer Jahre zur Sozialversicherungsexpertin. Mittlerweilen hat sie die Rückversicherung verlassen «wegen einer neuen, grossen Herausforderung.» Seit Mitte September 1998 leitet sie die Lohn- und Versicherungsadministration der SV-Service AG, einer Grossunternehmung mit 4500 Mitarbeitenden. Hier fühlt sie sich im Element. 12 000 Fälle erledigt sie mit ihrem Team pro Jahr. Geht es um Versicherungstechnisches wie Unfälle, Krankheiten, Mutterschaft oder Militärdienst, liegt sie mit ihrem spezialisierten Wissen richtig. Schliesslich gilt es zu entscheiden, aus welchen Versicherungen Leistungen zu erbringen sind, wie sich diese allenfalls kombinieren und zu guter Letzt kontrollieren lassen. Und weil sie ihr Wissen gerne weitergibt, unterrichtet sie zusätzlich zu ihrer Arbeit beim SV-Service an einer Fachhochschule Sozialversicherungsrecht. Mit Vollgas voraus. Jetzt, wo die berufliche Karriere tiptop aufgegleist ist, steht die nächste Herausforderung an, diesmal im Privatleben. «Ich fühl mich momentan ganz seltsam», sagt Rossi. «Vor zwei Tagen ist meine Tochter ausgezogen. Weg, nach Sirnach, wo sie als Lehrerin arbeitet. So richtig bewusst wurde mir diese Veränderung gestern, als ich einkaufen ging und realisierte, dass ich von jetzt an keine Cornflakes und Erdbeerjoghurts mehr in den Einkaufskorb werde legen müssen. Da wurde ich kurz ganz wehmütig. Ach ja, manchmal bin ich halt «e Gluggere».

Kurzporträt

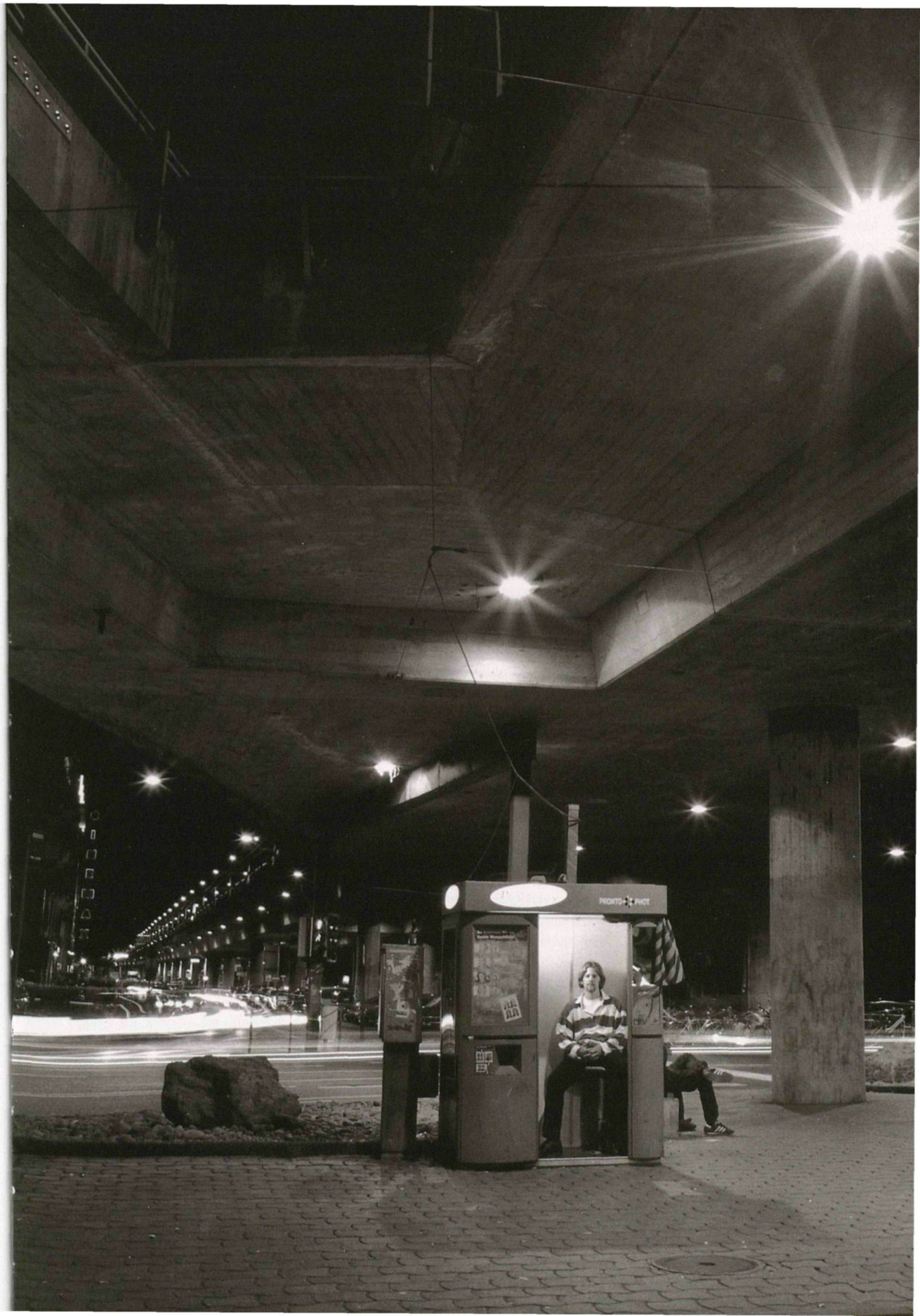
Name: Rosmarie Rossi Andenmatten
geboren am 1. Dezember 1955
Herkunft: geboren in Schaffhausen, aufgewachsen in Neuhausen am Rheinfall und in Zug
Eltern: Cäsar und Heidi Rossi-Renggli
Geschwister: Bruder Markus
verheiratet mit Markus, Tochter Géraldine
Schulen: Primar- und Sekundarschule
Ausbildung: eidg. dipl. Sozialversicherungsexpertin
Beruf: Abteilungsleiterin Lohn- und Versicherungsadministration SFV
Zweitberuf, Nebenbeschäftigung: Dozentin Kaderschulen Zürich, Basel, St. Gallen für Versicherungsrecht
Freizeitbeschäftigungen: Lesen, Theaterbesuche
Mitgliedschaft: Sozialdemokratische Partei der Schweiz

Michael Morlock, Student der Politikwissenschaft *Lust auf Neuland*

Johanna Gnos

Donnerstag, 17. Juni 1999. Ein sommerhaft warmer Abend – Michael kommt direkt von der Universität in Zürich. Den Weg von Stadt zu Stadt legt er mit der Eisenbahn zurück, doch am Bahnhof in Zug steht sein Velo, mit dem er am Morgen von Hünenberg hierher geradelt ist. Michael studiert im zweiten Semester Politologie. Die Wahl seines Studiums hat er nie in Zweifel gezogen – im Gegenteil. Es fällt Michael Morlok schwer, sich für mögliche Nebenfächer zu entscheiden, weil für ihn das gewählte Hauptfach soviel zählt. Geschichte zum Beispiel: Bestimmt spielen geschichtliche Zusammenhänge wesentlich in die Politikwissenschaften herein. Die Geschichte hat die Gegenwart geprägt. Wer die gegenwärtige Politik verstehen will, kommt nicht darum herum, die Weltgeschichte der Neuzeit in ihrer Entwicklung sehr genau zu kennen. Michael will den Weg dennoch umgekehrt gehen. Aus der Sicht der Politikwissenschaft – vorläufig ohne Geschichte als Nebenfach zu belegen – verfolgt er das Gewordene in seiner Ursächlichkeit zurück. Nicht nur den Blick auf die Geschichte bewahren, sondern auch die Fragestellungen der Sozialwissenschaften möchte er zunächst vom politologischen Standpunkt aus angehen. In diesem Semester hat ihn die Eskalationstheorie beschäftigt. Der eskalierende Verlauf eines Konfliktes wird in seiner Studienrichtung zwar auf dem politischen Parkett durchgespielt, doch lassen sich ähnliche Entwicklungen überall dort beobachten, wo Menschen miteinander zu tun haben. Mit einem grossen Unterschied: Der Mensch als soziales Wesen besitzt innerhalb von kleineren Gruppen oder auch grösseren Organisationen in eskalierenden Momenten eine Art Sicherung, die ihn davon abhält, zu töten. Wer das Recht oder das Leben anderer Personen gefährdet, wird sanktioniert. Was macht es also möglich, dass das Verhältnis zwischen Völkern sich so verschlechtern kann, bis der letzte gegenseitige Schutz fallengelassen und das Töten im Krieg gesellschaftlich geduldet wird? Fragen wie diese beschäftigen Michael stark.

Michael ist überzeugter Pazifist. An der Politikwissenschaft interessiert ihn in erster Linie die Vision von einem friedlicheren, gerechteren Zusammenleben auf Erden. Er wägt gedanklich oft die Grundsätze des Kommunismus gegen die Spielregeln des Kapitalismus ab. Zum Kommunismus hat er seit seiner Kantonsschulzeit jedoch etwas mehr Abstand gewonnen. Da haben ihn manche Kollegen mit dem Übernamen «Kommunist» bedacht. Die Problematik einer aufgezwungenen Gleichheit ist nicht erst mit dem Fall der Berliner Mauer evident geworden. Doch die Vorstellung von einer egalitären Gesellschaft, in der das Geld keine so grosse Rolle spielt, ist im Grundsatz eine Idee, an der er weiterarbeiten möchte. Ohne in eine Partei einzutreten, war es Michael schon früh ein Anliegen, in aktuellen politischen Fragen offen Stellung zu beziehen. In der Regel positionierte er sich auf der linken und umweltbewussten Seite, etwa anlässlich der Militärabschaffungsinitiative, oder als er später ein Anti-F/A-18-T-Shirt trug oder Plakate mit «3 x Nein – Strom ohne Atom» auf-



hängte. Als er sich 1996 entschloss, anstelle von zehn Monaten Militärdienst fünfzehn Monate Zivildienst zu leisten, respektierte seine Familie seinen Entscheid. Michael Morlok ist überzeugt, dass die Familie seinen Entschluss, auch wenn er anders ausgefallen wäre, mit der gleichen Selbstverständlichkeit akzeptiert hätte. Nach der Matura konnte Michael Morlok einen ersten Teil der geforderten Zivildienstwochen in Genf leisten. Er wurde vom Sozialamt eingesetzt, seine Arbeit bestand in der Räumung und Bereitstellung von Wohnungen für Asylantenfamilien. Putzen, reparieren, erneuern. Wochenlang hatte er mit der Reinigung eines ganzen Wohnblocks an einer vielbefahrenen Kreuzung nahe beim Plainpalais zu tun, in dem vorher alle Fenster monatelang offengestanden haben mussten, denn in den Wohnungen hatte sich überall Staub und Abgasruss festgesetzt. Bei der Arbeit in diesen immer gleich aussehenden und schmutzigen Wohnungen war Michael ganz sich selbst überlassen. Es gab Tage, da realisierte er beim Zubettgehen, dass er vom Morgen früh bis zum Abend spät mit niemandem ein Wort gesprochen hatte. Doch zum Glück gab es für ihn in Genf auch die andere Wohnung, die Unterkunft, die das Sozialamt dem Zivildienstler zur Verfügung stellte. Hier verfügte Michael zum ersten Mal über ein eigenes kleines Appartement mit Bad und Küche. Hier war er zwar auch alleine, aber von freundlichen Nachbarn umgeben. Und dann gab es die Rhone, wo Michael nach dem Arbeiten schwimmen ging. Er genoss es, sich von den Fluten treiben zu lassen. Da kamen auch jene Erinnerungen und Zukunftsträume in Fluss, in denen das Leben aufglitzert wie strömendes Wasser. Auf sich selber gestellt und in der Natur aufgehoben – so erlebt Michael Morlok sich als Teil dieser Welt, und von dieser Welt will er mehr erfahren. Es war für Michael Morlok schon von klein auf klar, dass er in die Welt hinaus wollte. Vielleicht wurde der Samen mit der Lektüre von Michael Endes «Jim Knopf» gepflanzt – welches sein liebstes Kinderbuch war. Lesen und Reisen: beides gehört zu seinem Leben, entspricht seiner Entdeckerlust. Ein Buchtitel, der Name eines Landes – verschlossene Welten, die sich einem eröffnen, sobald man zu lesen beginnt oder sich auf den Weg macht, um zu sehen, was hinter den lockenden Namen steckt. China, Vietnam, Laos, Thailand – diese Länder wird Michael in diesem Sommer bereisen, wenn er genügend Geld zusammengebracht hat. Michael arbeitet während des Semesters ausserhalb seiner Studienzeit bei der Swissair. Als Reiseassistent beim Bodenpersonal des Flughafens umgibt ihn hier die Atmosphäre von Aufbruch und Ankunft, Knotenpunkte, in denen Lebenswege neu ausgelegt werden. Die bevorstehende Reiseroute durch Südostasien hat Michael Morlok aus politischem Interesse so geplant, konnte sich doch der Staatskommunismus in drei der vier Länder halten. Doch ist dieser Aspekt nicht seine einzige Motivation. Unvergessen ist das Jahr in Australien, das Michael im Rahmen eines Studentenaustausches verbracht hat. Er war damals siebzehn Jahre alt. Anstelle der fünften Klasse der Kantonsschule besuchte er die Abschlussklasse der Highschool in Perth. Für ein Jahr war er nicht bei seiner Familie in Hünenberg zuhause, sondern bei seiner Gastfamilie in Perth an der Westküste Australiens. Eine Familie auf Zeit? Ja gewiss, aber eine Art zweite Familie dennoch. In Australien hatte er zwar wie in Zug auch eine jüngere Schwester, aber gleich noch zwei ältere Schwestern dazu. Michaels Mutter ist Sozialarbeiterin. Sozialpolitische Themen, wie sie am Familientisch in Hünenberg angesprochen wurden, führte Michael auf eine Weise in den Gesprächen mit den Gasteltern in Perth fort. Von einem anderen Erdteil aus verfolgte er mit seinen Gasteltern die Entwicklung in Bosnien interessiert weiter. Mit seinem Vater in der Schweiz teilt Michael die Liebe zur Natur und den Abenteurergeist, diese auch im hochalpinen Raum aufzusuchen. Fast täglich erkundete Michael mit seinem Surfbrett die Küste von Perth, und einmal durchquerte er Australien in einer dreitägigen Fahrt von der Westküste zur Ostküste und sog dabei die spektakuläre Natur dieses Kontinents mit den Steppen- und Buschlandschaften, den Wüstenzonen und üppigen Hügelgebieten, mit der vielfältigen Tier- und Pflanzenwelt ein. Während seines Auslandjahres, wie bei allen seinen Unternehmungen und Plänen überhaupt, spürte er die ganze Zeit hindurch den Rückhalt seiner Familie, und gewann auf diesem Boden eine zweite Familie und einen Freundeskreis auf einem anderen Kontinent dazu. Geblieben sind die Lust am Reisen und die Freundschaften, die er damals dort knüpfte: Briefe, Nachrichten per Fax, E-Mails, eingelöste und angesagte Besuche – der Kontakt zu den australischen Freunden besteht weiter, auch wenn der Aufenthalt in Australien jetzt schon vier Jahre zurückliegt. Unvergessen sind auch die Eindrücke der halbjährigen Reise, die er im Anschluss an die Matura und seinen ersten Zivildiensteinsatz in Genf unternahm und die ihn mit breitgestreuten Flugetappen und der Benützung von Bahn und Bus rund um die Welt geführt hatte. Michael Morlok, der von sich selber sagt, er könne schlecht Entscheide treffen, entscheidet auf seinen Reisen täglich neu. Nicht das Festhalten an einem Reiseplan entspricht ihm, er lässt sich lieber vom Augenblick führen. Immer sind mehrere Verkehrsmittel, mehrere Routen und verschiedene Stationen da, wo man aussteigen oder weiterfahren könnte. Manchmal ist es die Abfahrtszeit eines Busses oder einer Bahn, welche den Ausschlag gibt, in welche Richtung die Reise weitergehen soll. Michael hat dabei nie das Gefühl, etwas zu verpassen, denn die Welt und ihre Menschen sind für ihn überall interessant.

Trotzdem will sich Michael nicht als Weltenbummler verstanden wissen. Für ihn zählen die Velotour im nahen Umfeld oder das Bergsteigen, das er mit seinem Vater schon von Kind an gepflegt hat, genauso zu dem Elixier, das er zum Leben braucht: In Neuland aufbrechen, sich in Bewegung finden, wach und offen da sein. Es entspricht Michael, sich möglichst unbelastet in neue Gebiete aufzumachen. Unbelastet von Gepäck, unbelastet von vorgedruckten Bildern und Reiserouten. Bisher hat Michael seine Reisen alleine unternommen. Diese Ungebundenheit ist ihm entgegengekommen und hat ihm den Kontakt zu der einheimischen Bevölkerung erleichtert. Er kann sich aber auch gut vorstellen, dass er einmal mit einer Freundin oder einem Kollegen reisen möchte. Schliesslich benützt er bei seinen Reisen am liebsten die öffentlichen Verkehrsmittel. Da befindet er sich mit anderen Menschen unterwegs – ein Bild, das sein Lebensgefühl trifft.

So möchte sich Michael Morlok seine eigenen Bilder von der Welt machen, immer hat er seine Spiegelreflexkamera dabei. Aber auch ohne die Schwarz-Weiss-Bilder seiner Leica sind ihm seine gesammelten Eindrücke sehr präsent. Er erinnert sich an die drückende Hitze, die ihn in Bombay, dem ersten Anflugziel seiner Reise um die Welt, umfangen hatte, und die Fahrt im Bus zur Stadt, durch überfüllte Strassen voller Autos, Motos, Velos, Rischkas, daneben ein Kommen und Gehen von Männern und Frauen, Jungen und Alten, Bettlern und Kindern, und mitten in dieser Hast – am Rande der Strasse liegende Menschen, auf Pritschen oder direkt auf dem Boden, als stünde ihnen die Macht zu, das wirbelnde, üppige Leben um sich herum aufzuhalten. Und ebenso präsent ist ihm, wie er bei der Ankunft bei seiner Gastfamilie in Australien als ersten und bleibenden Eindruck seines Austauschjahres die Andersartigkeit des Geruches im Haus wahrgenommen hatte, ein Geruch, der für ihn während eines Jahres «daheim» meinte. Das sind Daten, die in keinem Atlas zu finden sind, die sich nach und nach auf der eigenen, anfänglich noch weissen Karte eintragen. Mit dem Eintauchen in fremde Welten gewinnt die Welt für Michael Morlok Tag für Tag und Schritt für Schritt Zeichnung und Gestalt.

Kurzporträt

Name: Michael Morlok
geboren am 9. Juli 1977
Herkunft: Hünenberg
Eltern: Ekhart, Verkaufsingenieur für Hydraulik, Mutter Christine Morlok-Strebel, Sozialarbeiterin,
Schwester Sarah
ledig
Schulen: Primarschule Hünenberg, Kantonsschule Zug, High School Perth
Ausbildung: Student der Politikwissenschaft im 3. Semester
Nebenbeschäftigung: Teilzeitjob beim Bodenpersonal der Swissair
Freizeitbeschäftigungen: Freunde, Reisen, Lesen, Klavier, Kultur, Sport (Bergsteigen, Surfen, Basketball)
Mitgliedschaften: Amnesty International, WWF, Greenpeace

Pius Lötscho

Pius Lötscher, Busschofför *Auf Busrädern und Kuven*

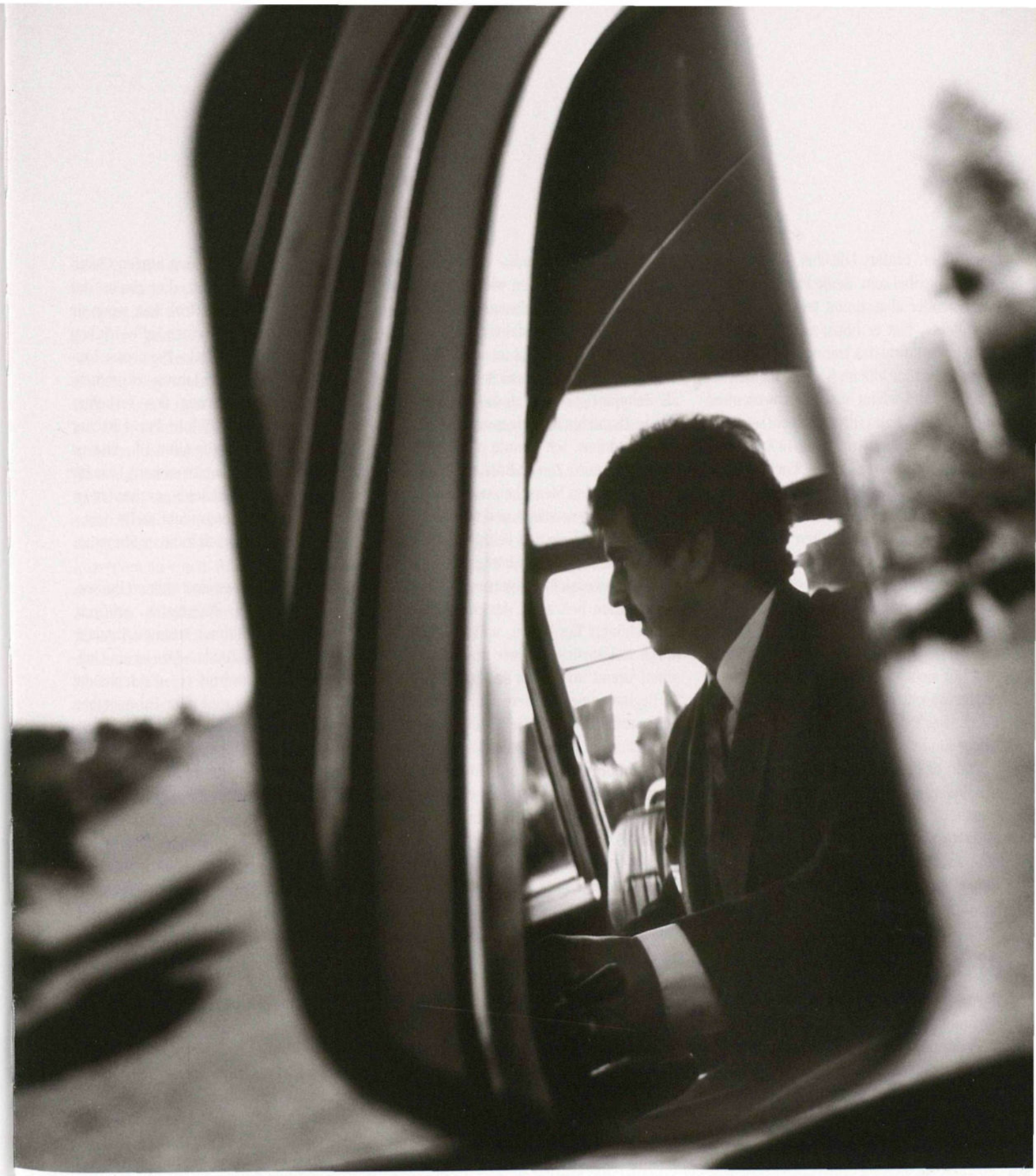
Carlo Meier

Schon von Weitem fallen die vielen Busse vor dem mehrstöckigen Gebäude an der Neuheimer Industriestrasse auf: Ein langer Car mit dem Schriftzug *P. Lötscher*, ein kleineres Postauto und ein ZVB-Bus der Linie 14 Neuheim–Zug. Pius Lötscher wartet bereits. Er führt mich zu seiner Attikawohung auf dem Dach des grossen Industriebaus, in dem neben seinem Unternehmen mehrere Firmen eingemietet sind. Vor neun Jahren hat er dieses moderne Domizil gebaut und ist vom Neuheimer Dorfzentrum, wo er aufgewachsen ist, an die Peripherie gezogen. «Ich hätte es nie gedacht, aber hier hat man tatsächlich weniger Kontakt, als wenn man mitten im Dorf lebt», erzählt der 44-Jährige mit der jungenhaften Lockenfrisur, dem dunklen Schnauz und den braunen Augen. «Dafür ist es abends und an den Wochenenden viel ruhiger.» Er flitzt wie ein Wiesel das Treppenhaus hoch, hängt mich schon im ersten Stock ab und hält geduldig die Tür seiner Attika auf, bis ich oben bin.

Ein hohes, luftiges Wohnzimmer mit Cheminée empfängt uns. Wir durchqueren den Raum und treten auf die riesige Terrasse hinaus: Topfpflanzen, ein wuchtiger Steingrill, die alte Glocke vom ehemaligen Bahnhof Walchwil, die der Hausherr in eine Bar umbauen will, so bald er einmal dazu kommt. Das «einzige und liebste» Haustier – der weisse, braunschwarz gefleckte Hase Kasimir – geniesst eine einmalige Aussicht: Gleich gegenüber ist der Wald, daneben einer jener typischen Neuheimer Hügel, an dem eine Schafherde weidet, einzelne Bäume auf der Kuppe, weiter weg ein Kieswerk und dahinter der Hirzel. Dörfliche Idylle.

Wir setzen uns bei strahlendem Sonnenschein in die Gartenstühle am Verandatisch. Zeit für solche Musse hat Pius Lötscher sonst selten – er steckt bis über beide Ohren in Arbeit. Sein Betrieb stellt die Busse für die Neuheimer ZVB-Linie inklusive Unterhalt zur Verfügung. Gleichzeitig ist er Postautohalter des Kurses Menzingen–Hütten–Schindellegi, wo er auch für das Fahrpersonal verantwortlich ist und mitunter selber steuert, wenn ferien- oder krankheitshalber Not am Mann ist. Damit ist aber noch lange nicht der ganze Job getan: Werktags fährt Pius Lötscher den Schulbus, der zwischen Menzingen und verschiedenen Aussenquartieren und Bauernhöfen verkehrt. Ausserdem bringt er die Neuheimer Schüler zum Schwimmunterricht in den Baarer Lättich und die Baarer Kochschüler nach Neuheim – eine gut funktionierende übergemeindliche Zusammenarbeit, die kostengünstiger ist, als wenn jede Gemeinde ihre eigene Infrastruktur ausbauen würde. Last but not least ist Lötscher auch ein vielbeschäftigter Car-Unternehmer: Vorab an den Wochenenden veranstaltet er mit seinem Reisebus Ausflüge und Transfers für Vereine und Firmen. Und auf Bestellung schweift er in die Ferne: Er war in Spanien, Rom, Amsterdam und vielen weiteren europäischen Orten. Alles in allem bringt er so locker 100 000 Kilometer im Jahr auf seine verschiedenen Tachos.

Dass bei all der Arbeit nicht viel Zeit für seine Familie und seine Freunde bleibt, ist klar. «Das Private wickelt sich hauptsächlich am Abend unter der Woche ab, weil ich Samstag/Sonntag praktisch immer unter-



wegs bin», erklärt Lötscher. «Man muss einfach flexibel sein. Beide Partner müssen auf einander abgestimmt sein, sonst ginge das nicht», fügt er hinzu und lächelt. Bei Lötschers stimmt das Timing offensichtlich. Seine Frau Alice hilft im Betrieb mit, betreut das Büro und schaut in seiner Abwesenheit zum Geschäft. Sohn Oliver besucht seit diesem Schuljahr das Gymnasium in Engelberg – dadurch ist er nur an den Wochenenden hier und sieht den Vater noch seltener als zuvor. Das ist einer der Punkte, die Pius Lötscher in seinem Leben verbessern möchte: «Ein bisschen mehr Zeit für die Familie haben. Längere Ferien miteinander verbringen – bisher waren wir eindeutig zu wenig zusammen.»

Ein Tag beginnt für Pius Lötscher früh. Um fünf Uhr steht er auf, kontrolliert die Fahrzeuge, wäscht sie und führt Reparaturen durch. Nach den beiden Touren mit Menzinger Kindern – Schule und Kindergarten – trinkt er gemeinsam mit seiner Frau einen Kaffee. Danach folgen weitere Schülertransporte, und zwischendurch erledigt er im Büro administrative Dinge. In der Mittagspause zwischen 12 und 13 Uhr wird zu Hause gegessen und für zehn Minuten Siesta gehalten. «Ich lege mich hin und schlafe sofort ein – seit ich mal einen Kurs in Autogenem Training besucht habe, könnte ich neben einem Kompressor schlafen. Das ist einfach Einstellungssache.» Am Nachmittag ist er wieder mit den Schulkindern unterwegs und arbeitet in der Garage. «Znacht gibt es bei uns immer frühestens um acht, manchmal erst um zehn Uhr.» Doch dann wird es bei Lötschers gemütlich: «Wir grillieren, trinken ein Glas Wein und diskutieren. Fernseher haben wir keinen, dafür ein Radio und eine gute Musikanlage. Oft treffen wir uns auch mit Freunden oder haben Besuch.»

Dass Pius Lötscher Busfahrer wurde, ist alles andere als Zufall: Schon sein Vater übte diesen Beruf aus. «Für mich war es bereits als Zehnjährigen klar, dass ich Chauffeur werde. Damit bin ich aufgewachsen, das hat mich fasziniert. Ich könnte mir nicht vorstellen, die ganze Zeit im Büro zu sitzen. Der Umgang mit den Menschen würde mir fehlen, auch andere Städte und Landschaften zu sehen und diese den Fahrgästen zu zeigen.» Das ist einer der wichtigsten Gründe, weshalb er diesen Job so gerne ausübt: «Ich möchte dazu beitragen, dass die Leute einen schönen Tag haben, und erhalte dadurch viel zurück. So, wie man die Menschen nimmt, so kommt das Echo retour.»

Zu Beginn seiner Karriere führte Pius Lötscher ausschliesslich die Linie 14, die ursprünglich vor dem ZVB-Betrieb noch eine Postautolinie war. «Ich bin damals oft angehauen worden, ob es nicht eintönig sei, immer dieselbe Strecke zu fahren. Aber man hatte viel mehr Kontakt zu den Leuten, das war früher ganz anders. Neuheim war kleiner, jeder kannte jeden, alles war persönlicher.» Mit Wehmut erinnert er sich an die alten Zeiten des Busbetriebs. Damals gab es bis zu zwei Stunden Aufenthalt an den Endstationen. «Am Bahnhof Baar gingen wir jeweils jassen mit den Chauffeuren, die zur selben Zeit ankamen.» Und im Sommer badeten die Fahrer im Lättich – Lötscher nahm die anderen in seinem Bus mit zum Schwimmbad und anschliessend wieder zur Endstation zurück. «Wir hatten gezwungenermassen diesen Aufenthalt und machten eben das Beste daraus», schmunzelt er. «Wenn man das den jungen Chauffeuren erzählt, glauben die einem das kaum. Heute können sie froh sein, wenn sie zwischendurch schnell einen Kaffee trinken können – falls überhaupt.» Die grosse Umstellung sei vor etwa 15 Jahren gekommen, mit der Gesamtänderung des Verkehrskonzepts. Im Mai 1999 fuhr Pius Lötscher nun zum letzten Mal die Linie 14. «Diesen Kurs nicht mehr selber zu steuern, war für mich ein harter Entscheid», resümiert er. «Es lag zeitlich einfach nicht mehr drin.» Und er lacht. «Aber ich habe es überwunden!»

Von den zehn grossen und kleinen Bussen, die zu Lötschers Wagenpark gehören, macht ihm sein Oldtimer-Postauto, Baujahr 1961, besonders Freude. «Das ist ein Liebhaberstück», schwärmt er. «Es verbindet mich mit der Post und dem Fahrzeugbau von früher.» Das Schmuckstück, das Lötscher an Hochzeiten und anderen feierlichen Anlässen benutzt, war bis 1979 im Wallis auf einer Bergstrecke im Einsatz. «Ausser mir können nur noch drei meiner Chauffeure damit fahren», erzählt er mit leuchtenden Augen. «Der Motor wird mit Pressluft angelassen, der Bus hat keine Servolenkung und ist nicht synchronisiert – die Gänge wechselt man mit Zwischenkuppeln und Zwischengas. Für dieses Auto muss man einfach Gefühl und Verständnis aufbringen, dann ist es wunderschön zu fahren.»

Oldtimer-Liebhaber, Busprofi, Workaholic: Der Mensch Pius Lötscher hat aber noch eine ganz andere Seite. Er ist ein sportlicher Typ, das zeigt schon das Tempo, mit dem er die Treppe hinauf fegt – ansonsten wirkt er eher unscheinbar, und das täuscht darüber hinweg, dass er ein veritabler Abenteurer ist. Mehrfach hat er sich bereits am Bungy-Jumping-Seil von Brücken und Kränen in die Tiefe gestürzt. «Das erste Mal wars schon beängstigend. Man muss sich überwinden, zu springen. Aber mit der Zeit verliert es seinen Reiz», erklärt er cool. «Ich bin auch schon Fallschirm gesprungen – und ich muss sagen, man hat mehr davon.» Doch das ist nur der Anfang. Denn am allerliebsten startet Pius Lötscher im finnischen Winter einen Motorschlitten und beteiligt sich mit 140 internationalen Konkurrenten an einem Rennen. Noch gewagter sind seine Touren von Finnland ans Nordkap und nach Russland. Wenn da bei Minus 26 Grad Kälte mitten in der Wildnis das Benzin ausgeht. «Alles schon erlebt. Am Anfang der Reise waren die Motorschlitten nigelnagelneu. Als wir nach knapp 2000 Kilometern zurück kamen, waren sie reif für den Abbruch.» An einem Rennen wurde ihm der Fairness-Pokal zugesprochen, weil er Teilnehmern, die mit ihren Motorschlitten von der Bahn abgekommen waren, auf die Piste zurück geholfen hatte. Das erinnert doch wieder sehr beruhigend an den hilfsbereiten und verantwortungsvollen Fahrer, der Pius Lötscher in seinem ganz normalen Berufsleben ist.

Kurzporträt

Name: Pius Lötscher
geboren am 17. November 1955
Herkunft: Flühli LU
Eltern: Robert und Margrit Lötscher-Stadelmann
Geschwister: Heidi, Margrit, Susi
Familie: verheiratet mit Alice, Sohn Oliver
Schulen: Primarschule und Realschule Neuheim / Baar
Ausbildung: Automechaniker
Beruf: Busschofför
Freizeitbeschäftigungen: Wandern, Wasserskifahren, Motorschlittenrennen in Finnland
Mitgliedschaften: früher Blaskapelle, Dorfmusik, Feuerwehr, Samariterverein, Guggenmusik, eigene Tanzkapelle

Guido Baselgia

Guido Baselgia *Raumforscher*

von Kaspar Schnetzler

Ich darf den Zugern und Lesern dieses Neujahrsblattes Guido Baselgia vorstellen. – Muss man das überhaupt? GB (so schreibe ich ihn für mich) lebt seit seinem dreissigsten Altersjahr, seit siebzehn Jahren in Baar im Kanton Zug und ist über seine Frau Monika, eine Baarerin, und seine beiden Kinder Roman und Luisa fest integriert im zugerischen Gesellschaftsgefüge. Einerseits. Anderseits: 1992 ist der Fotograf GB mit einem Werkbeitrag des Kantons Zug, 1996 mit dem Zuger Werkjahr ausgezeichnet worden. Und im Kunsthaus Zug hat er seine Fotografien gezeigt unter den Titeln: Im Zwischenraum (1997), Kawamata (1999), Richard Tuttle (1999). In Bildbänden sind GBs Ansichten des Kantons Zug (1994) und von ZugStadt (1998) zu sehen, in der Stadt- und Kantonsbibliothek schliesslich liegt seine Dokumentation der Metalli.

Also: GBs Werk den Zugern vorstellen zu wollen hiesse Rötel im Zugersee aussetzen. Zudem sind die Bilder alle einmal gemacht worden, bei Tageslicht. Es hat jede Chance bestanden, GB im Kanton Zug an der Arbeit zu sehen. Ein einsneunzig grosser Mann mit der Fotografentasche an der Seite und einer Grossbildkamera auf Stativ ist nicht zu übersehen. Zu übersehen ist auch nicht mehr die Zahl der Zugerinnen und Zuger, die ihn kennen, weil er sie ins Bild gebannt hat.

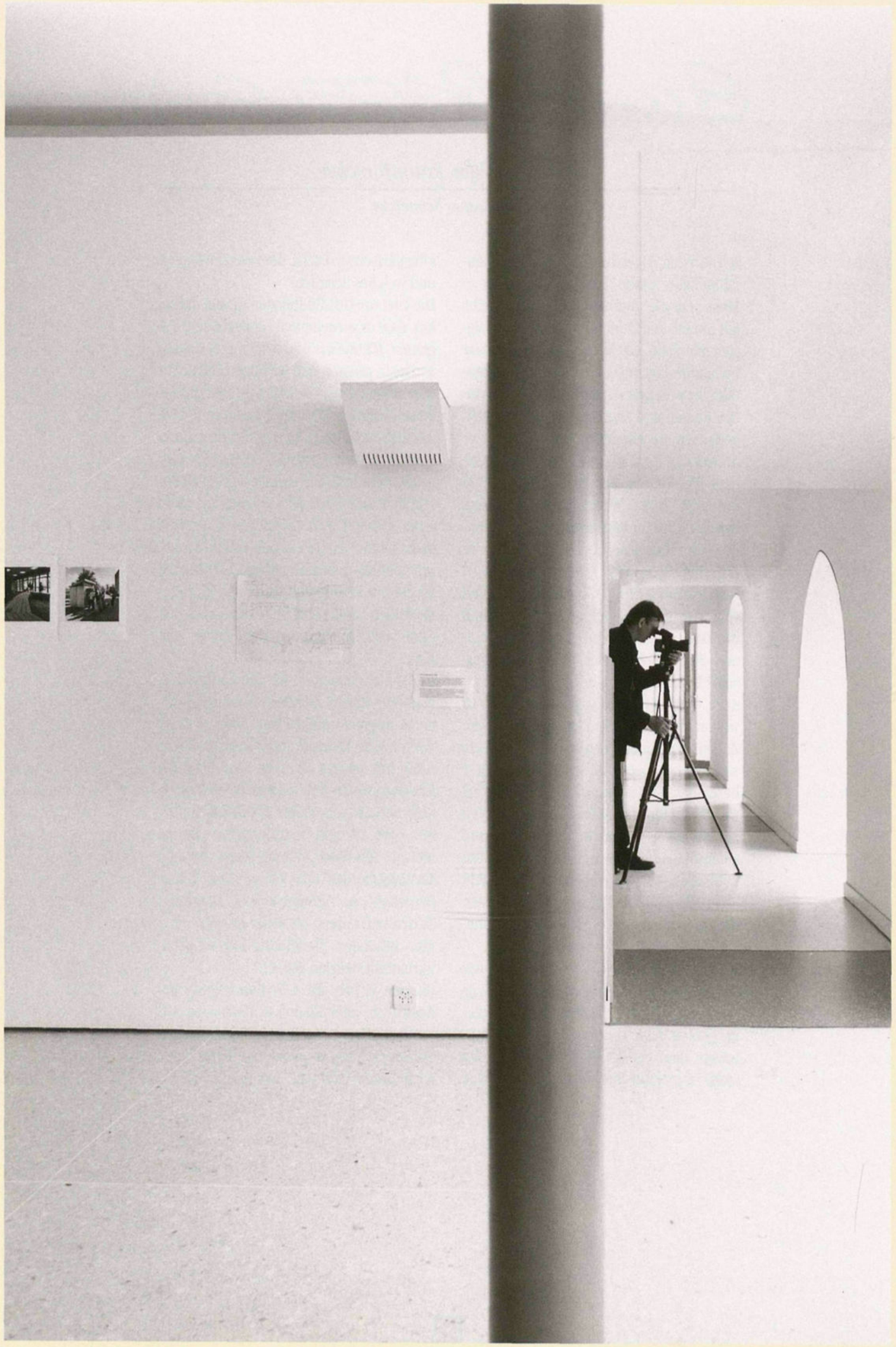
Was soll ich also berichten? Ich erzähle, wie ich GB in den vergangenen bald zwanzig Jahren als Person in seinem Schaffen kennengelernt habe. Und will als erstes festhalten, dass bei GB Person und Schaffen nicht zu trennen sind. Insofern ist GB eine künstlerische Existenz. Aber welche Person und welches Schaffen?

Die Titel von GBs Bildbänden weisen darauf hin, dass er vornehmlich Landschaften, Regionen, Räume ins Bild bringt. Und dass es zu einem grossen und wichtigen Teil Zuger Räume sind. Das ist kein Zufall, sondern Lebensnotwendigkeit. Lebensraum ist für GB wörtlich zu nehmen: Er zieht aus dem Raum – Kanton, Stadt, Landschaft, Gegend – sein Leben. Sein Schaffen bedeutet für ihn als Fotografen, Leben ins Bild aufzunehmen und es zu seinem Besitz zu machen. Fotografie bedeutet für GB, sich selber ins Bild zu setzen über das Leben. Den Betrachter lässt er an diesem Prozess teilhaben und gibt ihm die Möglichkeit, seinerseits seinen Lebensraum wahrzunehmen – dem Zuger sein Zug.

GB ist nicht untypisch für den Kanton Zug, behaupte ich als Zürcher. Er lebt und arbeitet in einem politischen, geografischen und sozialen Kleinstraum und reicht gleichzeitig mit seinem Schaffen weit über die Kantonsgrenzen hinaus in entfernte Räume und bezieht von daher Produktionsstoff, mit dem er sein künstlerisches Kapital mehrt. – Aus Polen, Litauen, Weissrussland, Tschechien, den USA hat er seine Bilder hergeholt; in München und Hamburg, Zürich und Luzern hat er sie gezeigt.

Eine besondere Bedeutung hat polnisch-ukrainisch Galizien gehabt.

Galizien ist der für GBs Entwicklung bedeutendste aller Räume in Osteuropa. GB hat diesen Raum vor dem Fall des Eisernen Vorhangs ausgeschritten, in Reportagen nach Hause gebracht und in Bildbänden



publiziert. Er hatte sich nicht auf die Suche nach den Sensationen und Skurrilitäten gemacht, die das alte System in Osteuropa zur Genüge geboten hat, sondern nach den Menschen in diesem ihrem Lebensraum, um über sie sich selber zu finden. GB pflegt eine innere Beziehung zu dieser für das kulturelle Europa des 20. Jahrhunderts enorm wichtigen Region, sie ist für ihn ein Raum der Erinnerung, verinnerlichtes Leben. Überraschend scheint eine solche Beziehung für einen Schweizer ohne k.u.k.- Vergangenheit, erklärbar ist sie GB selber als Bedürfnis, in einem historisch fundierten Kulturraum beheimatet zu sein. Genährt, wen wundert's, wurde sie von seiner Joseph Roth-Lektüre.

Das war 1990. Die innere, emotionale Verbundenheit GBs mit dem Abgebildeten wurde sichtbar in einer Art Weichzeichnung. Die Bilder aus Osteuropa sind eindrücklich, weil sie das Gefühl des Betrachters ansprechen. Das ferne Galizien war das Ende einer Entwicklung in GBs Schaffen; das nahe Zug wurde der Anfang einer neuen Schaffensphase, die zum gegenwärtigen Höhepunkt geführt hat.

Je näher GB den Dingen kam, desto schärfer wurde sein Blick, desto klarer gezeichnet wurden die Bilder, die er aufnahm. Linien und Kontraste wurden deutlich erkennbare Strukturmerkmale. Der Schleier der Erinnerung, der über den Bildern aus Osteuropa liegt, ist gelüftet. Die neuen Bilder GBs wirken wie hinter Glas. Natürlich sind auch die Zuger Bilder nicht ohne innere Beziehung GBs zum Abgebildeten – Zug ist GBs Lebensraum – , aber die Umsetzung ins Fotografische geschieht mit glasklarem Bildverstand. Eine Art Abstraktion wird sichtbar, ein Abheben des Bildgegenstands von der Realität in den Bereich der reinen Form.

Rückblickend sind immer Lebensnotwendigkeiten festzustellen. So kann man auch das als Notwendigkeit im Leben GBs sehen, dass er in dieser Entwicklungsphase auf den japanischen Installationskünstler Kawamata trifft und dessen «work in progress» für das Kunsthaus Zug begleitet. Es entstehen Bilder von einer ausserordentlichen Japanhaltigkeit, von einer Leichtigkeit des Verhältnisses von Weiss und Schwarz, Fläche und Linie, die GBs Einfühlungsvermögen in sein Sujet und sein Abstraktionsvermögen in der Abbildung dokumentiert. - Sein neues oder weiter entwickeltes Stilempfinden sichert GB ab im Projekt Richard Tuttles, das er, leicht zeitverschoben zu Kawamatas, für das Kunsthaus Zug verfolgt. Fotograf, weiss man, heisst «Licht-Bildner». Wer Stunden, sogar Tage im Umkreis von GB an der Arbeit verbracht hat, kennt seine intensive, pausenlose Auseinandersetzung mit dem Licht, dem Sonnenlicht, dem Wetter. Der schräge Blick nach oben, von wo das Licht kommt, wird zum Handwerkszeichen. Den Fotografen in der Landschaft umgibt etwas Magierhaftes. Auf der Suche nach dem Wesen der Dinge bannt er das Sonnenlicht in seine Bilder, mithilfe derer er den Menschen mitteilt, was er gefunden hat.

Ein Mensch, der so auf den Raum angewiesen ist, in dem er lebt, muss einmal in seinem Leben an den Ort zurückkehren, an dem er aufgewachsen ist, an den Ort seiner Kindheit. Guido Baselgia, der Name sagt es, ist kein gebürtiger Zuger, er kommt aus dem Engadin, aus Pontresina. Die Arbeit, an die er sich jetzt gemacht hat, wird in mehrerlei Hinsicht ein Höhepunkt in GBs Schaffen, das, wie gesagt, sein Leben ist:

Das Projekt «Die Erforschung des Sichtbaren – Lebensraum Engadin» ist für GB eine schon lange geplante, jetzt zur Aufnahme gereifte Auseinandersetzung mit dem Ort seiner Herkunft. Es ist ein wichtiger Schritt auf seinem Weg zur Selbsterkenntnis. Diese erwächst ihm, wie erwähnt, aus Raumerkenntnis. Und Raum heisst im Engadin – das weiss jeder, der schon da war – Natur. Und es weiss auch jeder, dass die fotografische Beschäftigung mit dem Engadin für den Heimkehrer keine nostalgische Verschönerung sein kann, sondern eine Auseinandersetzung mit den Eingriffen des Menschen in die Natur sein muss. Natur und Kultur, Kultur gegen Natur – GB stellt sich der Herausforderung mit der Sicherheit dessen, der in der Landschaft verwurzelt ist, und mit der kritischen Distanz dessen, der weit über die Grenzen seiner Kindheit hinaus gelangt ist. Insofern ist das Engadin-Projekt nicht nur eine private, sondern eine gesellschaftliche Standortbestimmung. Ein solches Projekt kann nur angehen, wer es in Beruf und Bewusstsein weit gebracht hat. Bei GB sind künstlerische Entwicklung und Alter gereift. Wenn Meisterschaft als souveränes Handwerk, Überlegenheit dem Sujet gegenüber und Lebenswissen bedeutet, dann hat GB an der Schwelle zu seinem fünfzigsten Lebensjahr die Wende zum Meister geschafft.

Und trotzdem: Ein Projekt, das so lange vorbereitet wird und dessen Ausführung langfristig angelegt ist, kann auch ein beruflich bestens ausgewiesener Fotograf nicht mit eigenen Mitteln allein finanzieren. GBs En-

Guido Baselgia,
fotografiert von Alberto Venzago

gadiner Projekt wird unterstützt mit einem Werkbeitrag des Kantons Graubünden, mit einem Werkjahr der Jubiläumsstiftung UBS sowie mit einem Werkbeitrag des Kantons Zug. «Beiträge» bedeuten für Kulturschaffende aber nicht nur finanzielle Absicherung, sondern immer auch öffentliche Anerkennung. Wenn also Heimatkanton und Wohnkanton sich engagieren, zeigt sich, wie weit GBs Anerkennung gediehen ist; wenn ein landschaftlich ausgerichteter Kanton wie Graubünden und ein urban orientierter Kanton Zug GB unterstützen, manifestiert das auch die Spannweite seines Schaffens.

Vom Raum allein lebt ein Kulturschaffender nicht; GB geniesst heute öffentliche Anerkennung. Davon lebt ein Kulturschaffender auch, weil es ihn in seiner Arbeit bestätigt. Der Genuss der Anerkennung ist GB nicht zugefallen, er ist verdient, weil er hart erarbeitet worden ist.

Kurzporträt

Name: Guido Baselgia
geboren am 23. Juni 1953
Herkunft: Pontresina GR
Eltern: Martha und Ludwig Baselgia
Geschwister: Elisabeth
Familie: verheiratet mit Monika
Kinder: Roman und Luisa
Schulen: Primar- und Sekundarschule im Engadin
Ausbildung: Hochbauzeichnerlehre in Baar
Fachklasse für Fotografie an der Kunstgewerbeschule in Zürich
Beruf: Fotograf
Freizeitbeschäftigungen: Lesen
Ausstellungen:
in Zug, Zürich, Luzern, Hamburg und München
Auszeichnungen:
1978 Eidgenössisches Kunststipendium, 1996 Zuger Werkjahr, 1998 Werkjahr der Jubiläumsstiftung der UBS, Werkpreise und Werkbeiträge des Kantons Zug und des Kantons Graubünden 1992 und 1999
Publikationen:
Galizien, Fotografien von Guido Baselgia mit einem Vorwort von Verena Dohrn, Frankfurt am Main 1993;
Zug, Fotografien von Guido Baselgia mit Geschichten von Andreas Grosz, Zug 1994;
ZugStadt – eine fotografische Erforschung mit Texten von Michael van Orsouw und Peter Pfrunder, Bern 1998;
Tadashi Kawamata – work in progress, Stuttgart 1999;
verschiedene Beiträge zu Buchpublikationen; seit 1982 zahlreiche Reportagen in Wochenendbeilagen der NZZ, in Das Magazin und anderen Printmedien

Portfolio Guido Baselgia

Abhohmann

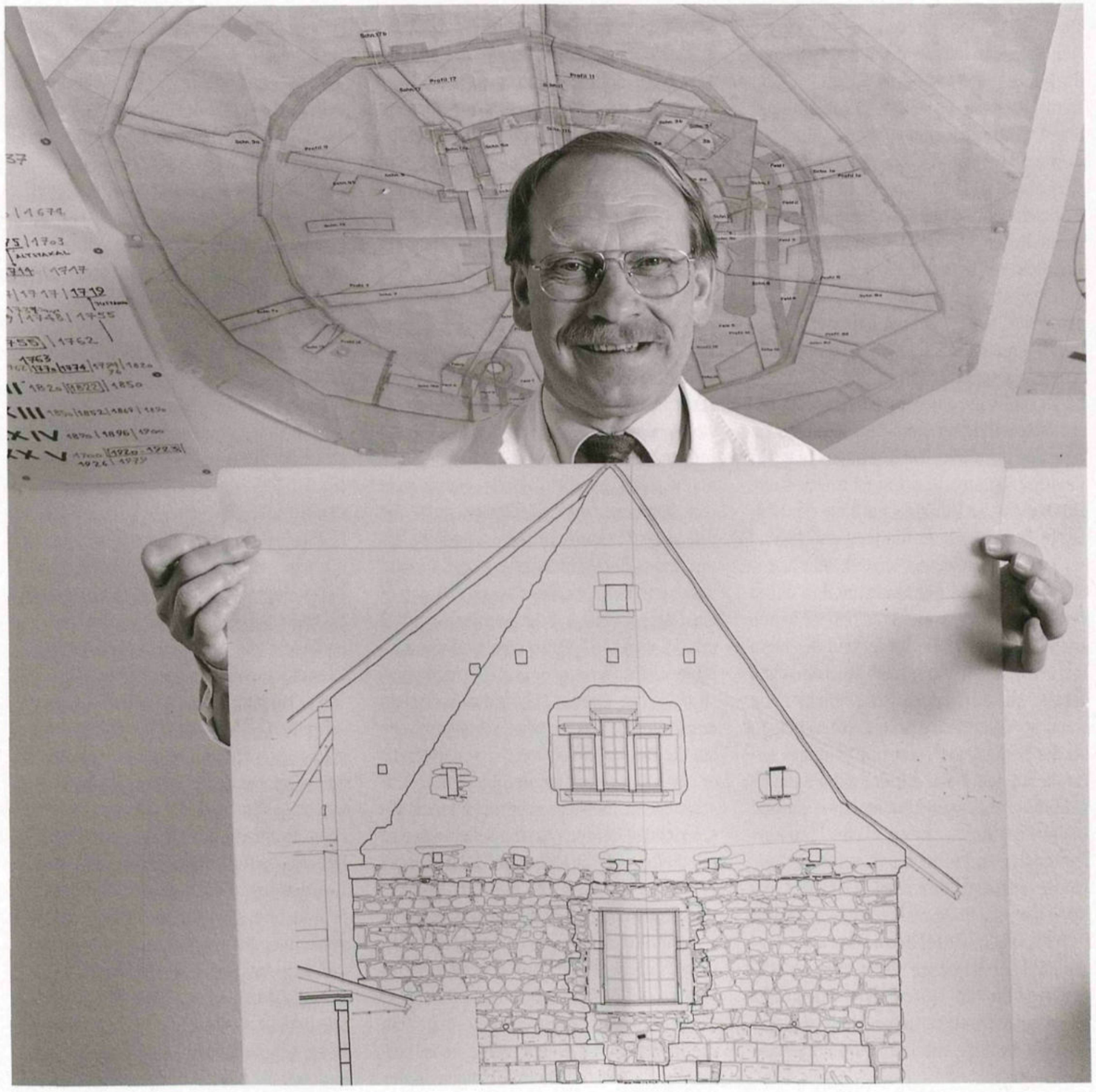
Toni Hofmann, Grabungstechniker *Erforscher der Zuger Burg*

Andreas Grosz

Es war vor 20 Jahren in der Buchhandlung Carlen, Oswaldsgasse 12, da kam ein- oder zweimal wöchentlich ein junger Mann zur Tür herein, immer in Gummistiefeln, auch bei Sonnenschein, und mit einem grauen Veston, Harris Tweed vielleicht, und möglicherweise auch mit Krawatte, eine gepflegte und zugleich abenteuerliche Erscheinung mit dem Reiz des Geheimnisvollen, so kam er herein und fragte: «Ist etwas für mich gekommen? Hoffmann ist mein Name.» Ja, Hoffmann sagte er immer, sagt er heute noch, mit scharfem F wie Hoffnung. Dann der Blick ins Abholfach, und oftmals war nichts da, keines der bestellten Bücher eingetroffen. «Macht nichts, ich kann warten, und weit habe ich auch nicht», sagte er und verschwand. Er arbeitete einen Steinwurf von der Buchhandlung entfernt, in der Zuger Burg. Die war seit Jahren unbewohnt und Ausflugsziel für Nachtbuben, die das Gruseln lernen wollten, es gab da eine Bresche in der Umfassungsmauer. Bei den Kapuzinern Kerzen erbetteln und dann hinein ins finstere Adelsnest, breite hölzerne Treppen, Stuck und Kassettendecken und die Sehnsucht nach einer Begegnung mit Gespenstern.

Auf Mauerlöcher war Toni Hofmann nicht angewiesen, er hatte den Schlüssel des grossen Tores, und in den Jahren zwischen 1974 und 1979 hielt er sich insgesamt 562 Tage lang in der Burg auf, die Zugs ältestes Gebäude und sogar älter als die Stadt selbst ist. Er untersuchte und studierte sie, versuchte ihre Baugeschichte zu ergründen, zumeist allein, mit Gummistiefeln und Fellmütze, um sich die Taubenflöhe vom Leib zu halten, die schon manchem unvorsichtigen Mittelalter-Archäologen schlaflose Nächte bereitet haben. Forschen, freilegen, dahinter- und darunterschauen, nachdenken, Schlüsse ziehen und wieder verwerfen, zeichnen, schreiben, fotografieren und alles mit jener unbestechlichen Gründlichkeit, die seiner Natur entspricht. Nach 4829 und 3/4 Arbeitsstunden lagen schliesslich 550 Seiten Befund-Tagebuch, 9600 Fotos und Dias sowie eine Vielzahl von Plänen, Skizzen, Aquarellen vor und eine Broschüre, die in nicht unwesentlichem Masse dazu beigetragen hat, dass die Zuger Burg nicht einfach zum Verschwinden gebracht wurde, was am billigsten und somit vielen auch am sympathischsten gewesen wäre.

1952 feierte der Stand Zug seine 600-jährige Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft, und Toni Hofmann betrat zum ersten Mal die Zuger Burg, ein Knirps von sieben Jahren, der kleine Bruder der beiden grossen Brüder, die ihre Kunstwerke in der Burg ausstellen durften. Er erinnere sich noch genau an die Treppe, die in den Dachstock führte, ins Dunkel empor zu Spinnweben und Gerümpel, und an den Schauer, den er empfunden habe, das Gruseln. Aber das Erlebnis weckte auch die Neugierde. Zur Primarschulzeit schon schaffte er sich Burgenbücher an – das Walliser Burgenbuch soll er regelrecht verschlungen haben –, kaufte «via Pfadi» Landkarten und vervollständigte sie, indem er Burgenstandorte einzeichnete, wurde Mitglied des Schweizerischen Burgenvereins und wollte auch seine Freunde für seine Leidenschaft begei-



stern. «Ich habe die Welt nicht mehr verstanden, denn ich meinte, alle müssten sich für Burgen interessieren.»
Damals wohnte die Familie Hofmann-Bachmann in der Poststrasse, bei der Milchverwertungs-Genossenschaft, wo Alois Christen Magaziner war, ehe er in die Politik wechselte und später Standesweibel wurde, einen dicken Stumpen im Mund, eine noch viel dickere Ledermappe in der Hand und unterwegs zur Post. Der Vater, Godi Hofmann sen., war Magaziner bei Landis & Gyr, Rohöl- und Chemikalienlager. Er wurde Ölscheich genannt, malte in der Freizeit Ölbilder und hatte einen ausgezeichneten Ruf als Bühnenbildner und Fasnachtsdekorateur. Und die Mutter? «War Mutter», sagt ihr Jüngster, «Mutter, Hausfrau, Putzfrau – und Fundament der Familie.» Sie hatte vier Söhne. In der Zeit seiner Kindheit und Jugend sei Zug klein gewesen, sagt er, alle hätten alle gekannt, und wer heute mit ihm durch Zugs Strassen geht, muss meinen, er kenne auch heute noch alle hier, denn in einem fort grüsst und winkt er nach links und nach rechts. Auf der Bahnhofstrasse hätten sie werktags Völkerball gespielt, so bescheiden sei der Verkehr gewesen, und sonntags seien sie auf dem Geländer des alten Katharinenhofs gesessen und hätten Autos gezählt. Bemerkenswert, wenn ein Ausserkantonaler, und sensationell, wenn ein Ausländer vorbeigefahren sei. Den 10. Mai 1959 aber hätten seine Freunde und er von früh bis spät im Zuger Tram verbracht, vom Bahnhof zur Schönegg und wieder zurück, denn es fuhr zum letzten Mal – und gratis. Es sei mit Menschentrauben behängt gewesen, ein Anblick, wie ihn heute Bilder aus Indien böten.

Eigentlich wäre er gerne Flugzeugkonstrukteur geworden, die Fliegerei interessiert ihn seit der Kindheit. «Flieger waren ebenso spannend wie Burgen», sagt er. Blicke in dunkle Gänge und Blicke in die Helle des Himmels wechseln einander ab, und dass das Auge nie unter Adaptations-Schwierigkeiten gelitten hat, scheint eines der Geheimnisse dieses eigenartigen und eigenwilligen Erde-Luft-Gemischs zu sein, als welches wir uns Toni Hofmann in vereinfachender Weise vorstellen können.
Im Januar **1962** begann er dann eine Bauzeichner-Lehre beim jungen Architekten Hans Peter Ammann. Eine von dessen ersten grossen Arbeiten war der Bau der reformierten Kirche in Walchwil. Toni Hofmann zeichnete die Fassade. Heute steht das Gebäude unter Denkmalschutz. Ein seltsamer Umstand für diesen Angestellten des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie: ein Bauwerk, bei dessen Planung er einst mitgeholfen hat, ist zum Baudenkmal erklärt worden. «Wenn das der Denkmalpfleger wüsste», sagt er und macht ein ernstes Gesicht. Seine Chefs haben's ja nicht nur leicht mit ihm, zu eifrig schaut er ihnen auf die Finger. Die eigene Genauigkeit setzt er auch bei ihnen voraus, bisweilen stillschweigend, meistens aber nicht. Jedenfalls das richtige Rezept, um sich Scherereien zu schaffen. Doch die Liebe zur Sache geht bei ihm über die Liebe zu beruflichem Vorwärtskommen, und nicht umsonst hängt in seinem Büro neben einer Kopie des Landtwing-Plans und dem orangen Feuerwehr-Anzug – seit 20 Jahren ist er aktives Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr Zug – ein Zitat von Robert Jungk – «Ich meine, es ist notwendig, dass wir alle den Mächtigen immer wieder zeigen und sagen: So nicht, so nicht!»
1972 hat er seine Lebensgefährtin, die Künstlerin Gertrud Künzli, kennengelernt. Seit Jahren wohnen die beiden im selben alten Haus, hinten beim Knopfliturm, ein Kiesweg führt an allerlei Gesträuch vorbei zu ihm hin. Sie hat ihre Wohnung, und er hat die seine, aber die Telefonnummer teilen sie sich. Keine schlechte Voraussetzung für eine dauerhafte Freundschaft, wie es scheint.
Ebenfalls 1972 ist Toni Hofmann, nachdem er 1967 auf Archäologie umgesattelt hatte, Angestellter des Kantonalen Amtes für Denkmalpflege geworden, unter der Bedingung, dass er jedes Jahr zur Fasnachtszeit 8 bis 10 Tage unbezahlten Urlaub nehmen durfte. Aber die Fasnacht dauert doch nur 5 Tage? Eben: nur. Einem richtigen Fasnächtler reicht das nicht, der will auch in Basel nicht fehlen. Alljährlich ersuchte Toni Hofmann den Regierungsrat um Fasnachts-Urlaub, und jedesmal wurde seinem Gesuch vertragsgemäss stattgegeben, gez. «Der Landammann» und «gez. Der Landschreiber», bis dieser schöne Brauch schliesslich einem etwas rationelleren Ablauf wich. Bei der «Original Lozärner Guggemusig» und bei der «Baarer Poliettli» spielt Hofmann seit Jahrzehnten Basstuba. Dies sei Gottes liebstes Instrument, sagt er. Begründung: «Vater unser, der Tubist ... »
Sein Lieblingsinstrument hingegen ist weit göttlicher: die Orgel. «Aber unbedingt erwähnen, dass ich nicht Organist bin!»
Neben Ordnungssinn und wissenschaftlichem Geist lebt in ihm ein anarchischer Hang zum Grotesken. Im Fasnachtstreiben findet dieser zwar seine Apotheose, doch ist er im Alltag genauso gegenwärtig und äussert sich in Schalk, Clownerie und Kalauerei, und wer seine Wortspiele so recht geniessen will, muss wohl selbst ein wenig Kind geblieben sein. Da war kürzlich, bei einem Abendessen, zu dem seine Lebensgefährtin geladen hatte, die Rede von den Jungstörchen, die den langen Regenfällen zum Opfer gefallen sind, und da hakte er mit teilnahmsvoll ernster Unschuldsmiene ein und erwähnte einen Verwandten der Störche, dem der Regen nichts anhaben könne, weil er wasserfest sei. Wer? Der Stör. Oder die Musikkassette, welche die Gastgeberin eingeschoben hatte, war offenkundig ohne hörbaren Inhalt, was er zum Anlass nahm, über einen gewissen P.D.Q. Bach zu berichten, den jüngsten, von Prof. Peter Schickele, South Dakota, wiederentdeckten Sohn des grossen Johann Sebastian. Diesem P.D.Q. Bach sei es immer wieder gelungen, das Publikum zu verblüffen. So habe er zum Beispiel, in Anlehnung an ein berühmtes Werk eines Kollegen, «Eine kleine Nichtmusik» komponiert, und bekanntlich sei ihm auch das Kunststück gelungen, 1807 zur Welt zu kommen und 1742 zu sterben usw. Wer Hofmann kennt, kennt auch solche Geschichten. Sogar im Schlaf soll er bisweilen allerlei Seltsames erzählen. «Wenn einer immer aufs Maul hocken muss, dann darf er wenigstens im Schlaf reden», kommentiert er den Sachverhalt.
Seit etlichen Jahren widmet Toni Hofmann sich der Auswertung der in der Zuger Burg gewonnenen Forschungsergebnisse. Er brütet über seinen Plänen und der Tastatur seines Computers und erlebt hie und da, was man als Sternstunden bezeichnet: jene glücklichen Momente, in denen ihm völlig neue Erkenntnisse zuteil werden. Wenn alles klappt, soll der Bericht im Jahr **2002** als Buch erscheinen – 650 Jahre, nachdem die Habsburger die Burg zum ersten Mal verlassen haben, und 50 Jahre, nachdem Toni Hofmann sie zum ersten Mal betreten hat.

Kurzporträt
Name: Toni Hofmann
geboren am 2. September 1945
Herkunft: Zug
Eltern: Vater Godi, Mutter Blanca
Brüder: Godi, Werner und Josef
ledig
Schulen: Primar- und Sekundarschule in Zug
Ausbildung: Hochbauzeichnerlehre an der Gewerbeschule in Zug und wissenschaftliches Zeichnen an der Kunstgewerbeschule in Zürich
Beruf: Hochbauzeichner und Archäologietechniker
wichtige Nebenbeschäftigung: Fasnächtler
Freizeitbeschäftigungen: Fasnacht, Genealogie der frühen Hochadelsgesellschaften, Archäologie, Musik, Fliegergeschichte und alte Bahnen, Wandern
Mitgliedschaften: Poliettli Guggemusig Baar, Original Lozärner Guggemusig, Schäller und Trychler Freiwillige Feuerwehr Zug usw.

Andrea Iten, Coiffeurmeisterin *Gute Schnitte und Farben*

Alexandre Kobel

In grossen Lettern steht «Iten» über dem Coiffeursalon geschrieben. Wie könnte es auch anders sein, in Oberägeri. Viele sind schon ein und aus in diesem Salon. Seit bald achtzig Jahren werden hier die Oberägerer Köpfe in Form gebracht. Andrea Itens Grossvater war als Coiffeur noch ein Helfer in allen Lebenslagen; er zog auch Zähne, wenn es sein musste. Der Vater führte immerhin noch eine Lottoannahmestelle. Andrea konzentriert sich, moderne Zeiten sind angebrochen, aufs Kerngeschäft – dafür mit all ihrer Kraft.

Nach dem Besuch der Schulen in Ägeri begann sie eine Lehre im Damenfach. Was aussieht wie die logische Fortsetzung einer Familientradition, war eher eine Zwecklösung. Das Kindergartenseminar hatte auch zur Diskussion gestanden, doch war auch da die Lust nicht überwältigend, bemerkte sie doch, wenn sie ihre zwölf Jahre jüngere Schwester hütete, dass Kinderbetreuung nicht nur mit Freuden verbunden ist. Die Lehre nahm ihren Lauf, ohne dass sich eine grosse Leidenschaft entwickelte. Nach den Lehrjahren in Luzern folgten die Zürcher Jahre und mit ihnen wuchs auch die Freude am Beruf. Sie arbeitete in drei Geschäften und merkte, dass sie einen guten Draht zu den Kundinnen hatte, was, so sagt sie heute, ebenso wichtig ist wie die manuellen Fähigkeiten. Das Handwerk hat sie in jenen Jahren perfektioniert und sich 1986 mit der Meisterprüfung amtlich bestätigen lassen. Schritt für Schritt legte sie die Grundsteine für die Selbstständigkeit. Vor acht Jahren dann übernahm sie das Geschäft ihres Vaters. Der Übergang von der zweiten zur dritten Generation ist ein harmonischer – auch heute noch bedient der Vater seine Kundinnen und Kunden in vertrauter Umgebung. Der Wechsel von Zürich nach Oberägeri war geprägt von der Idee, auf dem Land ein Geschäft zu führen, das auch in der Metropole funktionieren würde. Dass es funktioniert, erkennt man an der Kundschaft, die teils von weit her den Weg nach Oberägeri findet.

Die Coiffeuse ist für viele eine Vertrauensperson, man lässt nicht gerne «Fremde» an sein Haar. Das Vertrauen ihrer Kundinnen gewinnt sie durch seriöse Arbeit und ein dem entsprechendes Auftreten. Sie kämpft gegen das Cliché der blond hochtoupierten, leicht dümmlichen Coiffeuse an. Wichtig ist ihr, dass ihre Mitarbeiterinnen stolz sind auf ihre Ausbildung und ihren Beruf. Eine Ausbildung übrigens, die, besonders im Meisterkurs, sehr hohe Anforderungen stellt. Es geht nicht nur darum, das vielfältige Handwerk perfekt zu beherrschen, man muss auch das Gefühl für die Frisur entwickeln, muss wissen, zu welchem Haar und Kopf welche Frisuren passen, denn schlussendlich ist das Aussehen der Kundschaft die beste Referenz für das Geschäft. Um auch den Herren eine umfassende Bedienung zukommen zu lassen, hat sie das Herrenfach als Zusatzlehre nach der Meisterprüfung nachgeholt. Dies sei, im Vergleich zum Meisterkurs, eine Kleinigkeit gewesen, eine entscheidende aber, da die Arbeit am kurzhaarigen Herrenschädel besondere Präzision verlangt. Dieses exakte Arbeiten verlangt sie auch von ihren Mit-



arbeiterinnen, die alle in beiden Fächern befähigt sind. Sie selbst bildet ausschliesslich Damencoiffeusen aus, da sie dort ihren Meisterbrief besitzt und den Lehrlingen auf diesem Gebiet eine sehr gute Lehrzeit bieten will. Gerne würde sie auch einen jungen Mann ausbilden, doch scheint auf dem Land die Zeit dafür noch nicht reif. Die Mittwochnachmittage hält sie für ihre Lehrlinge frei, da steht sie ihnen bei, kommentiert ihre Arbeit, greift korrigierend ein, lobt und tadelt – eine Lehrmeisterin aus dem Bilderbuch.

Wie sollte es auch anders sein, sie lebt für diesen Beruf, nennt das Geschäft ihre zweite Familie. Rund zehn Stunden verbringt sie täglich damit, da bleibt nicht mehr viel Zeit für anderes. Ihr Lebensgefährte hat dafür Verständnis, zumal er als selbständiger Grafiker in Zürich tätig ist. Er arbeitet noch mehr als Andrea Iten und so fehlt für eine herkömmliche Beziehung schlicht die Zeit. Dies sei manchmal schwierig, besonders wenn in den wenigen gemeinsamen Stunden für einmal die gute Laune nicht aufkommen will oder die Geschäfte sich nicht aus den Kopf schlagen lassen. «Wir wollen aber beide so leben und sind glücklich damit!»

Rundum zufrieden ist sie heute mit sich und ihrer Welt. Das war nicht immer so, es gab schlechte Phasen in ihrem Leben, da sei sie nicht auf der Sonnenseite gewesen. Im Nachhinein gewinnt sie auch diesen Momenten etwas Gutes ab.

Im Salon, da scheint sie, die Sonne. Andrea Iten liegt viel an der Stimmung im Team. Ihre Angestellten müssen sich wohl fühlen bei der Arbeit und auch untereinander muss die Chemie stimmen. Nur so entsteht im Geschäft die Atmosphäre, die auch auf die Kundschaft überspringt und diese wiederkommen lässt. Sie legt Wert darauf, dass nicht getratscht wird. Der Coiffeursalon darf keine Gerüchteküche sein – da grenzt sie sich strikte ab. Das schätzen auch die Kunden, die schweigen dürfen, wenn sie schweigen wollen.

Die Kundschaft hat sich verändert. Früher, da liess man sich wöchentlich die Haare waschen. Heute werden die Intervalle grösser, passen sich vermutlich den Preisen an. Andrea Iten hat einen grossen Kundenstamm, der dafür sorgt, dass die Geschäfte gut laufen. Die Kunden suchen exklusivere Lösungen und sind bereit, dafür einen entsprechenden Preis zu bezahlen. Exklusives hat Andrea Iten besonders auf dem Gebiet der Farben zu bieten, das immer mehr zu einer wichtigen Stütze ihres Geschäftes wird, weil viele Frauen das Spiel mit den Farben als persönliche Ausdrucksform erkannt haben. Genau dieser Farben wegen kommen heute noch Kundinnen aus ihrer Zürcher Zeit regelmässig ins Ägerital. Haare so zu färben, dass die Veränderungen nicht ins Auge stechen, sondern dezent zu einer anderen Erscheinung beitragen, das sei die Kunst – und die beherrscht sie. So gehört das Spiel mit Farbtönen auch zu ihrem Erscheinungsbild. Sie steht morgens früh auf und nimmt sich Zeit für sich und ihren Körper. Als Geschäftsfrau müsse sie in eigener Sache repräsentieren, das gehöre zum Alltag.

In der Freizeit, da sieht Andrea Iten anders aus, da muss die Frisur nicht sitzen. Sie joggt und fährt Bike. Drei- bis viermal pro Woche, nicht ungern alleine, fordert sie ihren Körper heraus. Sie kann abschalten und ganz für sich Andrea Iten sein, losgelöst von allen Zwängen, die präsent sind, wenn man im Dorf «bekannt» ist. Ihre Wohnung mit traumhafter Aussicht und der Freundeskreis sind andere Rückzugsgebiete, die ihr helfen, die Ausgeglichenheit zu bewahren, die sie im Geschäftsleben braucht.

Wie lange sie ihren Alltag auf die heutige Art gestalten will, weiss sie noch nicht genau. «Ich studiere nicht an der Zukunft herum», sagt sie. Ein grosses Ziel, das sie sich früher gesetzt hat, ist erreicht; sie besitzt den Coiffeursalon, den sie sich gewünscht hat. Sie hoffe aber schon, dass sie nicht am Stuhl sterben müsse. Ideal wäre es, wenn sie jetzt noch zehn Jahre im Geschäft Gas geben und dann die Welt bereisen könnte. Und irgendwo im Süden alt werden, dort wo die Menschen alles etwas gelassener angehen. Aber man wisse ohnehin nicht, was morgen ist, winkt sie die Träumereien ab.

Eine Frau, die gegen die Vierzig geht, wird auch immer wieder mit der Frage nach Kindern konfrontiert. Die Lehrlinge, das seien ihre Kinder, denen wolle sie eine gute Mutter sein. Sie kann es sich im Moment einfach nicht vorstellen, hat auch Angst davor, dass sich nicht alles unter einen Hut bringen würde. Dann müsste sie im Geschäft loslassen, sich Zeit für anderes nehmen. Eben das, was sie jetzt noch nicht kann. So ist auch die Lust auf grosse Reisen immer noch ungestillt. Nur mit dem Rucksack, unabhängig eben, fremde Kulturen kennenlernen, das würde sie reizen. Früher hat sie solche Reisen unternommen, hat Amerika, Vietnam und Thailand erlebt. «Mir gefällt es an Orten, an denen die Leute nett sind», sagt sie und stellt eine Verbindung zum südlichen Klima her, das ihr so wohltuend erscheint. Deshalb verbringt sie ihre Ferien meist im Süden. In dieser kurzen Zeit ohne Geschäftshektik lässt sie sich dann gerne verwöhnen, geniesst es, wenn man sich so um sie bemüht, wie sie dies übers Jahr ihren Kundinnen und Kunden angedeihen lässt.

Das Geschäft, ihre grosse Leidenschaft, ist der zentrale Punkt in ihrem Leben. In den Aufbau hat sie all ihre Energie und Zeit gesteckt und heute, wo der Name «coiffure iten» für Qualität und Exklusivität steht, kann sie die Früchte dieser Arbeit ernten. Sie schätzt ihre Unabhängigkeit und ist froh, dass sie ihren Mitarbeiterinnen gute Löhne auszahlen kann. Und sie hofft, dass sie sich in Zukunft mehr Zeit für sich alleine herausnehmen wird, damit sie zum Beispiel zwischendurch nach Zug auf den Markt gehen kann.

In kleinen Schritten versucht Andrea Iten ihren Arbeitsaufwand zu senken, damit ihr Leben nicht nur vom Geschäft geprägt wird. Denn sie wolle, auch wenn es manchmal nicht so aussehe, nicht nur eine erfolgreiche Geschäftsfrau sein, nein, sie wolle leben, lieben und ihre Gefühle ausleben können. Das komme dann schon noch vor dem Geschäft. Ganz bestimmt.

Kurzporträt

Name: Andrea Iten
geboren am 20. April 1961
Herkunft: Oberägeri
Eltern: Vater Edi, Mutter Marlene
Geschwister: 2 Schwestern
ledig
Schulen: Primar- und Sekundarschule
Ausbildung: eidg. dipl. Damen- und Herrencoiffeuse
Beruf: Coiffeurmeisterin
Freizeitbeschäftigungen: Sport wie Laufen, Biken, Snowboarden
Mitgliedschaften: Präsidium Coiffeurmeisterverband in Zug

Hubert Podstransky, Musiker *«Sing ma a Liad!»*

Max Huwyler

«Sing ma a Liad!» Kernsatz einer Erinnerung. Eine jener Erinnerungen, von denen man nicht weiss, ob man sie des einmaligen prägenden Eindruckes wegen ins Leben mitnimmt oder ob man sie als Familienanekdote wiederholt erzählt bekam.

«Sing ma a Liad!» haben ihn Kunden aufgefordert, wenn klein Hubert in Grossmutters Papeterie kam. Und er sang ein Lied. Welches? Einfach gesungen hat er. Und einen Groschen gekriegt. Mit der Stimme Musik machen, das geht als Leitmotiv durch das Leben von Hubert Podstransky und findet Ausprägung in vielen seiner Kompositionen.

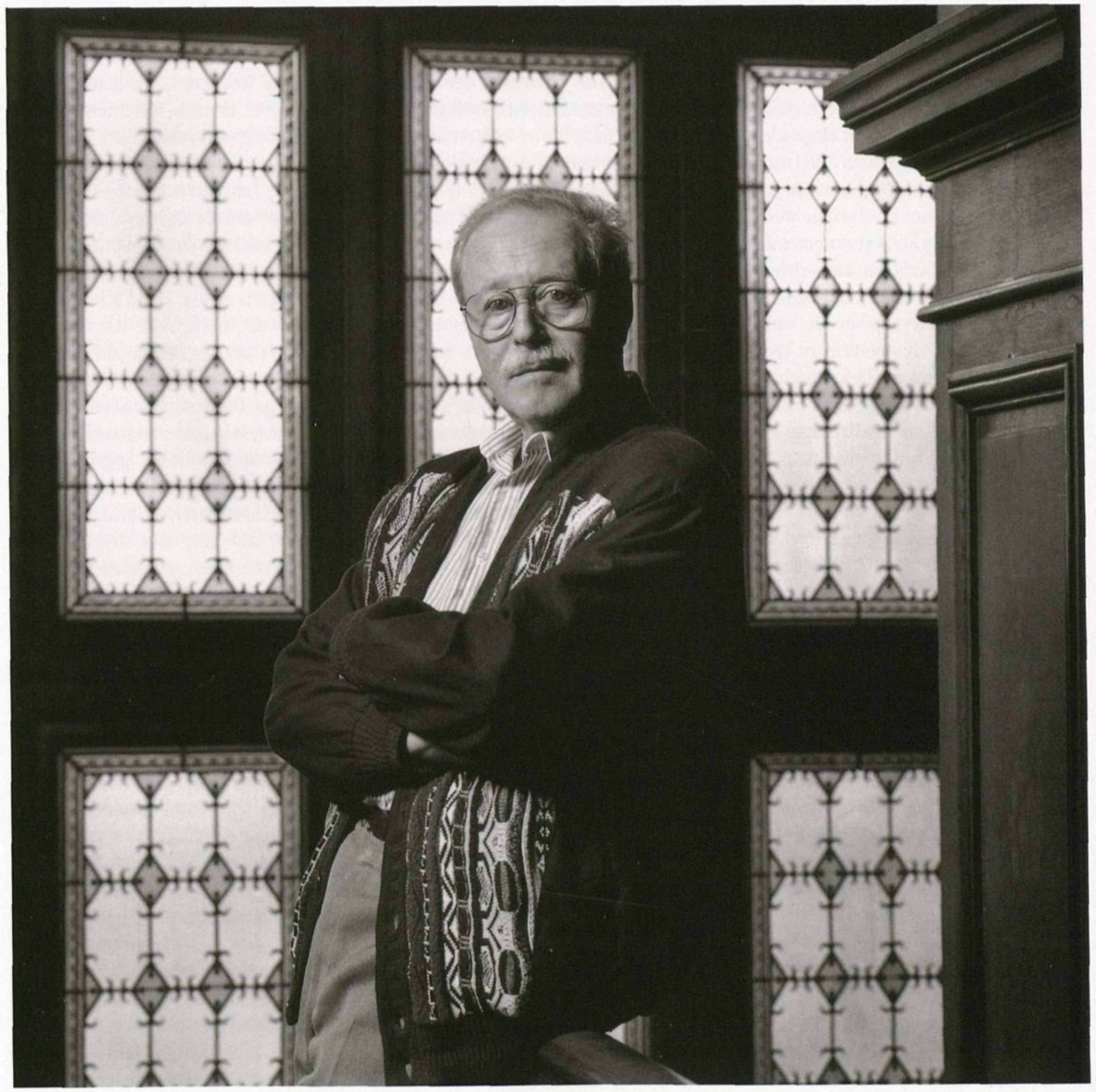
Sein Lebensweg war nicht vorausgedacht. Es war nicht die Zeit dazu. 1938 wurde Oesterreich von Nazideutschland annektiert, 1939 begann mit dem Einfall in Polen der Zweite Weltkrieg, Hubert war da knapp fünfjährig. Hubert Podstransky ist am 17. Oktober 1934 in Maria Enzersdorf bei Wien geboren. Seine Vorfahren waren Tschechen; sein Vater war gelernter Bäcker, im Krieg Soldat, nach dem Krieg Busfahrer; seine Mutter war Hausfrau, 1941 kam eine Schwester zur Familie.

Als Hubert ins bewusste Leben kam, war Krieg. Als die Russen kamen, 1945, schauten die Dorfbuben fasziniert zu, wie an den tief fliegenden Bombern die Bomben ausklinkten. Kriegstrauma? – Es war einfach so, Krieg.

«Sing ma a Liad!» Woher er die Begabung zum Musiker hat, weiss Hubert Podstransky nicht. Gut, die Mutter war im Gesangsverein; der Vater hatte eine poetische Begabung, hat viel geschrieben, war ein Populärlyriker, hat für Anlässe Gedichte gemacht und vorgetragen, war ein gefragter Redner und Conférencier. Da mögen sich Anlagen zeigen zum sich Ausdrücken-Wollen. Dass Hubert mit sechs zu den «Sängerknaben vom Wienerwald» kam, empfindet er als nichts Besonderes. Wer singen konnte, ging zu den Sängerknaben. Singen konnte er, und das Kloster Sankt Gabriel, wo die Chorschule der Sängerknaben zu Hause war, lag in der Nähe. Hubert ging im Dorf in die Primarschule, ging zum Singen in die Chorschule. Dort war dann Singschule: Stimmbildung, Chorsingen. Das Singen ab Blatt führte zu einer selbstverständlichen Fertigkeit, eine einzige Probe musste genügen für eine Sonntagsmesse. Die Klangerfahrung im Chor wurde prägend, das Singen im Chor wurde zur Leidenschaft. Da ist das befreiende Gefühl, das nicht nur mit dem eigenerzeugten Klang zu tun hat, sondern auch mit dem Zusammenklingen, mit dem Aufgehoben-Sein im Klanggefüge. Das Kind hat erlebt, was der spätere Chorleiter seinen Kinderchorsängern vermittelte.

Es war Krieg, die Konzerttätigkeit der Sängerknaben war eingeschränkt. Doch nach dem Krieg gab es Auftritte, auch vor den Besatzungstruppen in den verschiedenen Besatzungssektoren.

Dann kamen Reisen ins Ausland, unter anderem in die Schweiz, zum Beispiel nach Luzern, was für Huberts Zukunft bestimmend werden sollte. Im Chor blieb er bis zum Stimmbruch, da war er bereits im Gymnasium in Mödling. Auf das Gymnasium folgte das Lehrerseminar in Wien, Hu-



bert hatte ein Lehrerpatent, eine Matur und keine Stelle. Da wurden die Beziehungen, die er während Konzertreisen zu Schweizer Familien geknüpft hatte, zu Schicksalsfäden. Er wurde in die Schweiz eingeladen. Er hatte in Luzern Pflegeeltern. Und Luzern hat ein Konservatorium. Nach ein paar Jahren als Lehrer in einer Privatschule wurde ihm das Studium am Konservatorium möglich. Er hatte den allerbesten Klavierlehrer, Hubert Harry, aber des Musikstudenten Ziel war nicht das Konzertdiplom. Er wollte Theorie studieren: Harmonielehre, Formenlehre, Komposition. Den Abschluss machte er mit 26. Und nun wollte er lehren, wollte mit jungen Menschen arbeiten. Musik vermitteln als Lebensprogramm.

Hier beginnt Hubert Podstranskys Geschichte mit Zug. 1965, nach dem plötzlichen Tod des städtischen Musikdirektors Hans Flury, stellte die Stadt Zug Podstransky ein als Musiklehrer für die Sekundarschule. Er übernahm zusätzlich den Knabenchor der Musikschule, Hubert Podstransky machte aus dem Knabenchor einen Kinderchor, vermittelte den Kindern die Faszination des Singens und des Chorklanges. Jetzt kamen seine musikpädagogischen und die kompositorischen Fähigkeiten zum Tragen. Er schrieb Hunderte von Arrangements für Kinderchor, berücksichtigte beim Liedsatz die Chorzusammensetzung und die stimmlichen Fähigkeiten der Kinder. Die Zusammensetzung von Kinderchören ändert von Jahr zu Jahr, das liegt in der Natur der Sache. Jährlich gehen Kinder weg, kommen neue dazu. Und innerhalb eines Jahres war der Chor quasi «von Null» zur Konzertreife zu bringen Das ist harte, anspruchsvolle Arbeit. Der Klang der Einzelstimme, und somit der Chorklang, kann sich erst entfalten, wenn die eigene Stimme entdeckt ist. Das Entdecken der eigenen Stimme ist ein Ereignis. Zu diesem Punkt zu kommen braucht Durchhaltevermögen – für die Sänger und für den Chorleiter. Das Halten der Balance von Forderung und Motivation gehört zum «Handwerk» jedes Musikpädagogen, jedes Kunstpädagogen überhaupt. Singen ist körperliches Erfahren. Die Singerfahrung führt oft zum Wunsch, ein Instrument zu spielen. Jeder Musiker «singt» auf seinem Instrument, und zwar nicht nur der Bläser. Singen ist eben auch Vorschule für das Musizieren schlechthin. Musikschule ist nicht Schule nebenher. Musikschulen gehören zum gesellschaftspolitischen Auftrag. Musik gehört so selbstverständlich zur Grundbildung wie etwa Turnen und Zeichnen, Sprache und Mathematik. Es ist durch Forschungsprojekte an Versuchsschulen in verschiedenen Ländern abgestützt, dass Kinder, die den Alltagsunterricht mit einer halben Stunde Singen und Musizieren beginnen, durch den ganzen Tag hindurch aufnahmefähiger sind, schneller und leichter lernen, gerade auch in Mathematik bessere Ergebnisse erzielen. Warum man aus solchen Ergebnissen nicht die Konsequenzen ziehe? Da frage man die Bildungspolitiker. Das Unterrichten kommt an zweiter Stelle in der Liste von Hubert Podstranskys Leidenschaften, seinen Denk-, Gefühls- und Wirkungszentren: die Familie, die Lehrtätigkeit, das Komponieren. Tatsächlich, das Komponieren stellt er an den Schluss.

Töne im Kopf hatte schon das Kind, das Heraus-bringen-Wollen der Töne, sie in Zusammenhang setzen mit anderen Tönen, sie in Tonfolgen notieren, das wollte der junge Mann. Pathetische Sachen seien entstanden, zum Wegwerfen, im Rückblick unbefriedigend für den, der nebst den Gebrauchskompositionen endlich Kompositionen mit künstlerischem Anspruch schaffen wollte. Lange ist es gegangen, bis er reif war, bis er sich als Künstler selber herausforderte. Das hat – äusserer Anlass – mit einer Auftragskomposition des Chores «Cantori Contenti» zu tun: David Schneider, der künstlerische Leiter, legte ihm Texte vor. «Trost für Gott», ein Gedicht, das in der Zeit des Golfkrieges entstanden war, traf seine Gefühlslage: Die Besorgnis um die Zukunft der Menschen in dieser Welt und die Frage nach der Verantwortung gegenüber der Schöpfung. Er schrieb eine Kantate für gemischten Chor, Bläser, elektrisches Klavier, Sprecher und eine tiefe Frauenstimme. «Ich mag tiefe Lagen, nicht die schrillen hohen, war selber Mezzosopran, damals bei den Sängerknaben.» Er bezog den Klangraum der Kirche mit in die Instrumentalbesetzung ein. Die Aufführungen in der Oswaldskirche Zug ergriffen und überzeugten. Auch den Komponisten. Der 60-Jährige hat sich – endlich – als Künstler erkannt und akzeptiert. «Wenn da nichts passiert wäre, hätte ich das Komponieren bleiben lassen», sagte er damals.

Dass damals «etwas passierte», hat auch einen kulturpolitischen Aspekt: Die Kreativität des künstlerisch Schaffenden ist auf ein Milieu angewiesen, er braucht ein Biotop, in dem Anregung möglich ist, Anregung zum Beispiel in Form von Auftragsarbeiten. Ein Komponist will sein Werk aufgeführt haben, möchte es klingen hören, möchte, dass es ihm in der Interpretation entgegenkommt. «Trost» hat dann tatsächlich etwas ausgelöst: Die Jubiläumsstiftung der SBG Schweiz hat die Komposition mit einem grossen Förderpreis ausgezeichnet, was einen Kompositionsauftrag und eine Aufführung durch die Festival Strings Luceme unter Rudolf Baumgartner nach sich zog: «Zur letzten Zeit»: Vier Lieder für mittlere Stimme und 12 Solo-Streicher. Dass eine Aufführung in Zug nicht zustande kam, war bitter.

Das kleine Tonstudio im Haus der Podstranskys in Hünenberg ist mit den neuesten elektronischen Mitteln ausgestattet. «Das Komponieren passiert im Kopf», aber die Umsetzung mit dem Computer fasziniert, verkürzt die Arbeit des handwerklichen Tonsetzens. Trotzdem: Komponieren ist ein langer Prozess, ein paar Minuten für ein vielstimmiges Tonwerk verlangt mitunter Monate an Arbeit.

Und nach der Pensionierung? – Weiterhin Lehren und Animieren: Da hat Hubert Podstransky ein konkretes Projekt. Er wird auf privater Basis eine Art Schule für Musiktheorie eröffnen: eine Musik-Hörschule für Erwachsene. Es geht dabei vor allem ums Hören und Kommentieren von Musikstücken, um Einblicke in die künstlerischen und historischen Umstände der Entstehung, nach Möglichkeit verbunden mit Konzertbesuchen.

Und Komponieren? – «Ja, aber nur bei Auftrag.» Auftrag heisst Anerkennung, Auftrag heisst aber auch Honorierung. Wer kann es sich schon leisten, ohne Auftrag zu komponieren? Übrigens: Ein grosser Teil der Werke der Musikliteratur waren Auftragskompositionen. Die jüngste Komposition verdankt Hubert Podstransky einem Auftrag des Musik Forums Zug. «Vollendete ‹musica impura›» nennt der Rezensent Podstranskys «Arbol adentro» (Der Baum in mir), die Komposition für eine Frauenstimme und Instrumente: Flöte, Klarinette, Harfe und Schlagzeug. Es musste, für ihn, fast zwingend, eine Singstimme dabei sein. «Sing ma a Liad» klingt nach.

Kurzporträt

Name: Hubert Podstransky
geboren am 17. Oktober 1934
Herkunft: Maria Enzersdorf bei Wien
Eltern: Vater Willibald, Mutter Theresia
Schwester Margrit
Familie: aus erster Ehe verwitwet, verheiratet mit der Klavierlehrerin Marianne Gerritsen, Tochter aus erster Ehe, zwei Söhne
Schulen: Primarschule, Gymnasium
Ausbildung: Lehrerseminar Wien, Konservatorium Luzern, Musikakademie Zürich
Beruf: Dozent für Musiktheorie an der Musikhochschule in Luzern
Zweitberuf: Komponist und Arrangeur
Freizeitbeschäftigung: Sport

Natalie Birrer

Natalie Birrer, Naturheilpraktikerin *Von Kindern und Kräften*

Yves Scherer

Über dem Küchentisch schaukelt der blauhäutige Krishna im Schatten eines Baumes. Friedvoll wacht er im Gleichklang des Pendels über die Menschen. Gegenüber stehen die Waschmaschine und ein Korb voll Babykleider. Auch Krishna ist noch ein Kind und teilt mit den Kindern die Erhabenheit.

Seit der Geburt ihrer eigenen Kinder hat Natalie weniger Angst vor dem Sterben. Anna Magdalenas Geburt war schwierig – die Nabelschnur lag ihr dreimal um den Hals gewickelt. Die Hebamme Heidi Caprez löste die Schlingen, eine nach der anderen. Die Schnur war unter der Achsel eingeklemmt gewesen, was wahrscheinlich Anna das Leben rettete. Vielleicht fixierte das Ungeborene den Strang instinktiv. Die Kleine schrie bereits während der Niederkunft. Auch später hat sie noch viel geschrieen; erst nach Monaten löste sich diese Anspannung allmählich. Doch schon in dieser schwierigen frühen Lebensphase zeigte das Mädchen ihre Sympathie für die Menschen. Diese behielt sie auch. Heute ist sie vierjährig und kerngesund. Benjamin ist ein Jahr alt und hat gerade Gefallen gefunden an den Büchern im Wohnzimmer. Verstreut liegen sie am Boden, was der sonst karg eingerichteten Stube etwas Vertrauliches verleiht. In die Inneneinrichtung wird vorläufig wenig investiert, denn die Kinder dürfen alles benützen. Anna hat die Eingangstüre bemalt, der Küchentisch ist mit Benjamins Kugelschreibergekritzel übersät. Die Präsenz der Kleinen, so herausfordernd und ermüdend sie für die Eltern sein kann, ist doch jeden Augenblick ein Mysterium, voller Überraschungen und Herzlichkeit. Zu Besuch bei Natalie und ihrem Ehemann Jean Baptiste rührt mich der Anblick der winzigen Schuhe im Entrée.

Ich kenne Natalie vom gemeinsamen Zweitstudium her. Während der Vorlesungen sassen wir uns im Halbkreis des Auditoriums meist gegenüber. Sie sass ganz vorn. Selbst während langer Vorlesungen schien sie kaum zu ermüden und in den Pausen hob sich ihre deutliche Aussprache vom Stimmengewirr der Studenten ab. Deutlichkeit und klare Verhältnisse scheinen ihr grundsätzlich zu entsprechen.

Während Natalie in den Siebziger Jahren als Kind einer Mischehe in Arth aufwuchs, waren dort Menschen anderer Ethnien ein seltener Anblick. Ausser einer Inderin, die im Dorf wohnte, gab es keinen Hinweis dafür, wie farbig die Menschheit ist. Aus dieser Zeit stammt eine Anekdote der singhalesischen Mutter: Beim Einkauf im Laden wird sie von einem Älpler begafft. Nach eingehendem Studium der Fremden kann er nicht mehr an sich halten und sagt: «isch äs wahr, äs Negerli!» Dann schenkt er ihr fünfzig Rappen. Mit dem Umzug zur nördlichen Seeseite hin weitet sich im siebten Lebensjahr der Horizont. Der jungen Frau gefällt das internationale Flair der Stadt. Fantastisch gelegen auch die Nähe zum See, der offene Raum darüber. Mit ihren beiden Kindern kommt sie so oft wie möglich ans Seeufer, zum Kern der städtischen Behaglichkeit.

Natalie ist ein Mensch mit Gesinnung. Der Krieg im Kosovo beschäftigt sie so, dass sie zuweilen ihren Pazifismus hinterfragt und wie viele unter uns über die Berechtigung



militärischer Gewalt zur Friedenssicherung grübelt. Natürlich wäre es den europäischen Staaten schon vor Jahren möglich gewesen, auf den schwelenden Konflikt im Kosovo Einfluss zu nehmen, indem sie den Albanerführer Ibrahim Rugova tatkräftiger hätten unterstützen können. Ebenso hätte im Abkommen von Dayton der Kosovokonflikt nicht ausgeklammert werden dürfen. Weitere Probleme wie das fehlende Mandat der UNO für einen Natoeinsatz oder das Vetorecht eines Einzelnen im UNO-Sicherheitsrat zeigen auf, wie schwierig es ist, in eine kriegerische Auseinandersetzung einzugreifen, die ihrer eigenen Dynamik folgt und geprägt ist von verschiedenen Impulsen, die komplex verwoben sind.
Doch Kosovo ist nicht das einzige politische Thema, das Natalie bewegt, auch wenn es zuweilen das Atmen erschwert. Sorgen bereiten ihr die dringlichen Massnahmen im Asylbereich und das neue Asylgesetz, welche das Schweizervolk am 5. und 6. Juni dieses Jahres angenommen hat. Die Mutterschaftsversicherung, an ebendieser Abstimmung abgelehnt, hat Natalie klar befürwortet. Seit sie im «Forum Geburt» (gegründet von Christina Hurst) Mitglied des Vorstandes war, beschäftigen sie Fragen zur Stellung der Mütter, deren einheitliche Regelung auf staatlicher Ebene erneut vertan wurde.
Zeit für Yoga oder ein paar Schwimmzüge im See.
In diesem Lande wird die Jammerkultur verkannt. Wenn man junge Mütter hört, die nach ihrem Befinden gefragt werden, so ist das immer gleiche Lied: «Guet. Momol, sgoht guet.» Wie kann das befreien, wo doch das Feinstoffliche sich simultan verknotet und bedrohlich anschwillt.
Auf dem See spiegelt sich der Himmel..., Kräuseln..., Schwappen.
Die Diplomarbeit. Gibt es Gemeinsamkeiten zwischen der Diät nach den vier Blutgruppen, wie sie der amerikanische Arzt Peter D'Adamo formuliert hat und der Ernährungstheorie des Ayurveda?
Im Studium der Naturheilkunde ist die Diätetik von zentralem Interesse. Darüber lässt sich philosophieren. Allein die Vielfalt pflanzlicher Lebensmittel ist immens und deckt jeden Bedarf ab. Im Vegetarismus vereinen sich gleichsam der bewusste Umgang mit der eigenen Gesundheit, die Achtung allen Lebens und die vitale Lebenskraft der Pflanzenwelt. Im Gespräch über Essgewohnheiten und den Bezug zu gesundheitsfördernden oder schädigenden Auswirkungen unseres Verhaltens zitiert Natalie ein indisches Sprichwort, an das sie immer wieder erinnert werde: «Gott verzeiht dir alle Sünden, dein Körper nicht. »
Natalie will in naher Zukunft nach Möglichkeit über das Thema dozieren und ihre Praxistätigkeit ausweiten.

Kurzporträt
Name: Natalie Birrer
geboren am 23. Juli 1971
Herkunft: Zug
Mutter: Mudrani Meier
Geschwister: Robin Meier, Myriam Birrer
Familie: verheiratet mit Jean Baptiste Huber,
Kinder: Anna Magdalena und Benjamin
Schulen: Primarschule in Zug, Sri Lanka und Steinhausen, Untergymnasium an der Kantonsschule Zug, Diplommittelschule an der WS in Zug Weiterbildung: Gesundheitsberatung im Bereich Ernährung, Vollwertkochlehre Vanadis, berufsbegleitende Ausbildung zur Naturheilpraktikerin
Beruf: Gesundheitsberaterin, Naturheilpraktikerin
Zweitberuf, Nebenbeschäftigung: Hausfrau
Freizeitbeschäftigungen: Lesen, Klavierspielen, Kochen, Hatha Yoga, Schwimmen

Alain Hettinger

Alain Hettinger, Lehrling und Politiker *Der unerwartete Auftritt*

Michael van Orsouw

Er hätte ein ganz gewöhnlicher Jugendlicher sein können. Einer, der in die Disco geht. Einer, der sich die Haare geliert und ein paar Strähnen färbt. Einer, der gerne Musik hört, am liebsten Oldies. Einer, der am Bildschirm mit Computergames Stunden verbringt.

Alain Hettinger aus Oberwil bei Zug ist genauso – und dennoch anders. Auffallend anders. Er ist Politiker, während Gleichaltrige nur schon beim Erhaschen des Wortes Politik die Augen verdrehen.

Alain Hettinger ist sogar der jüngste Politiker der Stadt Zug und einer der jüngsten der Schweiz. Er ist es sogar mit Leidenschaft und Überzeugung. Im Herbst 1998 wurde er, damals 18 Jahre jung, ins Parlament der Stadt Zug gewählt, in den Grossen Gemeinderat. Zu seiner eigenen Überraschung.

Das bescherte ihm eine Medienpräsenz, von der seine 39 Ratskolleginnen und -kollegen nur träumen. Das «Schweizer Fernsehen» sandte eine Equipe zu ihm nach Oberwil an die Tellenmattstrasse, nannte ihn bereits «einen zukünftigen Bundesrat»; auch «Tele 24» drehte einen Film über ihn, den «Senkrechtstarter». Der «Tages-Anzeiger» berichtete prominent über die «Blitzkarriere» des Zuger Jungpolitikers auf der Inlandseite, und die «Neue Zuger Zeitung» startete sogar eine Serie über ihn.

Diesen Medienrummel lässt er über sich ergehen, als ob das so normal wäre wie das morgendliche Zähneputzen.

Seine Antworten auf Journalistenfragen sind wohl bedacht und durchaus druckreif, er benützt keine jugendliche Kraftsprache, die ansonsten mit Anglizismen durchsetzt ist, er entschuldigt sich nach einem Versprecher; es fällt nur auf, wie seine Finger ständig die gläserne Tischplatte putzen. Sein Zimmer mag er dem Besucher nicht zeigen, weil es zu wenig aufgeräumt sei, stattdessen führt er wie ein generöser Fremdenführer durch das Haus und den Garten seiner Eltern, nicht ohne Stolz.

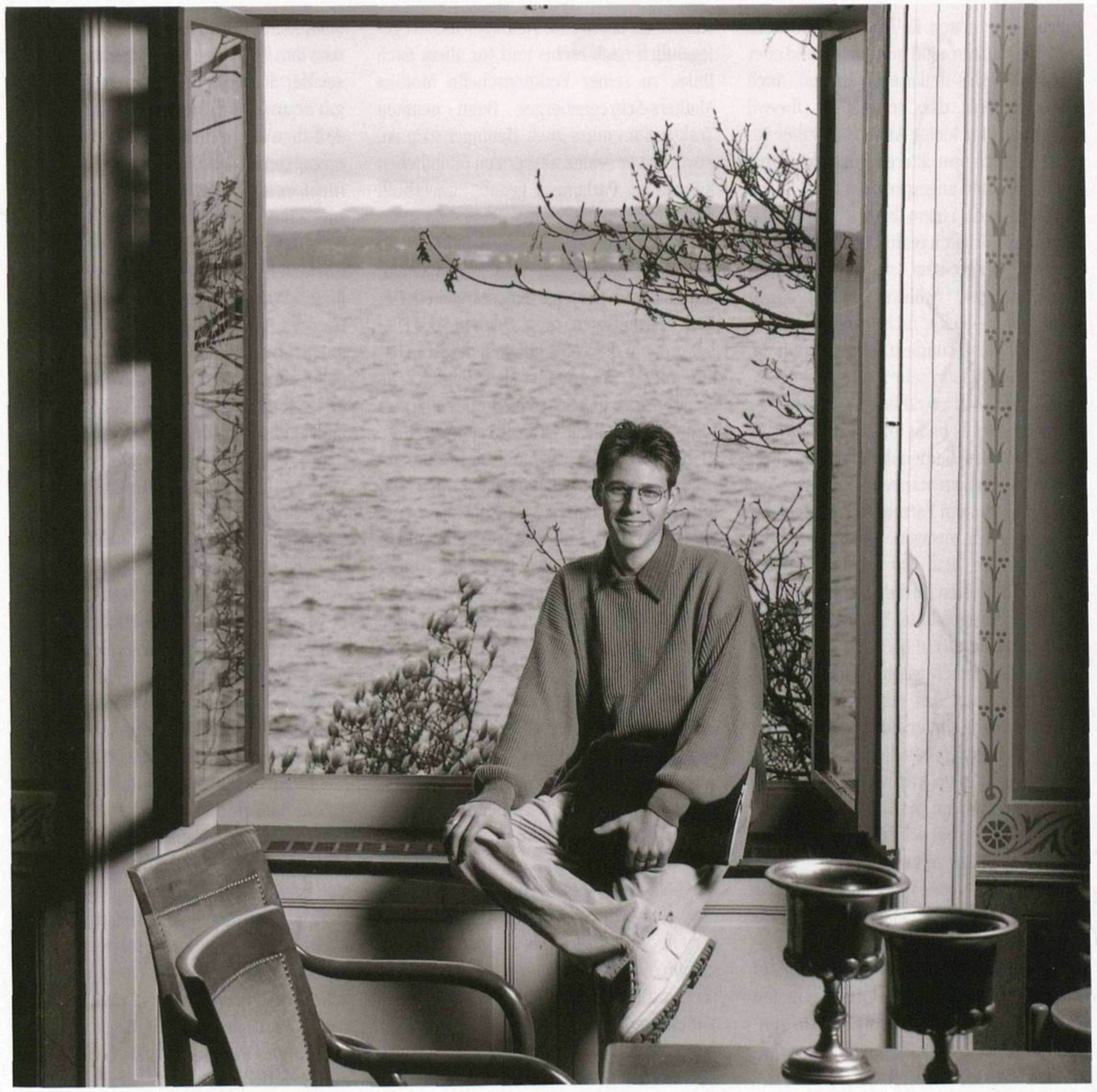
Wer ist dieser Alain Hettinger, der die Politik sein «Haupthobby» nennt, der so abgeklärt wirkt?

Er hat Jahrgang 1979, ist in Ausbildung als Detailhandelskaufmann bei «Coop» Cham, wohnt bei seinen Eltern in Oberwil und bezeichnet den Spruch «Aus allem das Beste machen» als sein Lebensmotto. Er ist noch immer Mitglied des Jugendparlamentes «Jump», Mitglied des «Jump»-Vorstandes, Mitglied der «Christlich-Sozialen Vereinigung» (CSV), Mitglied des CSV-Vorstandes und auch Delegierter der CSV Schweiz.

Das ist viel auf einmal, geht aber alles nebeneinander her. Hettinger kommentiert sofort, «ich habe dennoch genügend Zeit für mich selber», obwohl er gar nicht danach gefragt wird.

Auch das ist ein charakteristischer Zug von Hettinger: Er ist so vif, so wach, dass er Dinge vorwegnimmt und sich zum Vornherein entschuldigt oder rechtfertigt.

Dies dürfte wiederum mit seinem «Haupthobby» zusammenhängen. Sagt er abends neuen Bekanntschaften, er mache Politik, weichen diese gleich von ihm, als ob er an einer ansteckenden Krankheit leide. Auch seine früheren Freunde und Freundinnen sind nicht mehr; er hat seit seinem Einstieg in die Politik seinen Freundeskreis neu ge-



zogen. «Die neuen Kollegen haben mehr mit Politik zu tun, sind innovativer und eher männlich.» Das findet er spannend. Auch hat er gemerkt, dass er im Dorf Oberwil nicht mehr der kleine Alain von früher ist, sondern auch von älteren Personen ernst genommen und angesprochen wird. So hat Hettinger nach einem halben Jahr Parlamentszugehörigkeit realisiert, dass «Politik sehr, sehr interessant ist.» Hettinger sagt nicht «mega», wohlverstanden, nicht «geil», nicht «steil», nicht «vollfett», nicht «scho no guet», sondern verwendet oft die Bezeichnung «sehr, sehr interessant».

Angesichts solch gewählter Ausdrucksweise verwundert es nicht, dass sich Hettinger gut im Grossen Gemeinderat einfügt. Ihm gefällt der parlamentarische Formalismus, wie ihm überhaupt Formen, wenn nicht gar Förmlichkeiten zusagen. Ihm behagt die Stimmung im Rat, im altehrwürdigen, reichlich bemalten Parlamentssaal im Zuger Regierungsgebäude. Mit seinem Hemd und dem sauberen Pullover fällt er nicht aus dem Rahmen, auch wenn er altersgerecht Turnschuhe trägt. Auf seinem Platz in der hintersten Reihe sitzt er eingerahmt von den beiden älteren CSV-Mitgliedern, die seine Eltern sein könnten, vor ihm ist die Fraktion der Freisinnigen plaziert. Trotz seinem Sitz hinten, nahe bei der Tür, plant er nicht, ein Hinterbänkler zu werden.

Es ist Hettingers dritte Gemeinderatssitzung mit durchschnittlich langweiligen Traktanden. Ein Stadtrat gähnt, ein Parlamentarier nuschelt ins Mikrophon, während ein anderer an ihm vorbeistolziert, hinten rechts wird munter geschwatzt. Die einzigen, die wirklich zuzuhören scheinen, sitzen am Pressetisch und auf den Gästestühlen an der Wand. Hettinger flüstert gelegentlich nach rechts und vor allem nach links, zu seiner Fraktionschefin Monika Mathers-Schregenberger. Beim neunten Traktandum muss auch Hettinger gähnen. Zuvor hat er seinen allerersten öffentlichen Auftritt im Parlament gehabt, unverhofft und unvorbereitet.

Eigentlich hatte er sich vorgenommen, ein Vierteljahr zuzuhören und zuzuschauen, um sich mit dem parlamentarischen Betrieb vertraut zu machen. Doch bei der Diskussion um die Notwendigkeit der Sanitätshilfestelle Loreto meldet sich Hettinger. Er geht sehr raschen Schrittes zum Rednerpult und sagt mit fahriger Gestik seiner Hände in maximal fünf Sekunden: «Diese Sanitätshilfestelle ist ein bisschen ein Schwachsinn; lehnen wir doch die Vorlage ab!»

Die Reaktionen auf seinen ersten Auftritt sind geteilt. Seine Parteikollegen freuen sich über seinen Mut und seine Frische, ärgern sich aber über seine Wortwahl; der Stadtpräsident gesellt sich in der Sitzungspause zu Hettinger, um mit ihm väterlich das Gespräch zu suchen; wieder andere Gemeinderäte raten ihm, das nächste Mal das Pult tiefer zu schrauben – seinem Niveau entsprechend. Natürlich ist das als Witz gemeint. Und doch schmerzen solche Sprüche Hettinger. Mehr noch, es verunsichert ihn, das kann er zugeben. Er selber war bei seinem ersten Auftritt sehr aufgeregt, «ich glaubte auf dem Weg zum Rednerpult zu sterben: Das ist eigentlich erstaunlich, denn von meinem früheren Theaterspiel her sollten mir solche Auftritte nichts ausmachen.»

Doch wird er es wieder versuchen, vielleicht ein bisschen mehr vorbereitet. Schliesslich verkündet er selbstbewusst, dass ihm kein Politikbereich fremd sei, ausser der Steuerpolitik, er komme «überall gut draus». Auch wenn er den Unterschied zwischen einer Interpellation und Motion nicht genau kennt, beunruhigt ihn das nicht, er könne ja fragen.

In seine Partei, die Christlich-Soziale Vereinigung, ist er eher zufällig hineingeraten. In der Sekundarschule sei er «ein bisschen der FDP-Typ» gewesen, wie er selber sagt. Das sei nun vorbei. Er hätte sich auch vorstellen können, bei der CVP oder SP mitzumachen, aber die CSV hatte ihn zuerst gefragt. Gut, schiebt er nach, wenn er zu den Linken gegangen wäre, hätte er zuhause wahrscheinlich ausziehen müssen. Schliesslich ist der Freundeskreis seiner Eltern bürgerlich.

Seine Eltern versuchten, ihn anfänglich zu mahnen und zu bremsen – was ihn störte, «schliesslich bin ich erwachsen». 300 Briefe verschickte er im Wahlkampf, gewählt wurde er mit 1204 persönlichen Stimmen – als zweitbester seiner Liste.

Konkrete Visionen für die Stadt Zug hat er nicht. Auch kein klar definiertes Politikprogramm leitet seine Tätigkeit als Parlamentarier. Schliesslich findet er «Zug so schön, einfach ein schmuckes Städtchen». Er wird demnach kaum als Bürgerschreck in die Geschichte eingehen. Dafür will er sich gerne für die Gleichaltrigen einsetzen: Dazu hat er noch keinen parlamentarischen Vorstoss lanciert, sondern organisiert eine grosse Party. Plakate mit selbst gekritzelten Organigrammen und wohl berechneten Budgets liegen ausgebreitet daheim in der Stube. Unterzeichnet sind sie mit «A.M.H.», dem Kürzel für Alain M. Hettinger. Ein anderer Hettinger, der seine Werke signierte, war Alains Grossvater Paul. Als Kunstmaler war er recht erfolgreich, so dass ihm einzelne Bilder von der Staffelei weg abgekauft wurden. Zuvor hatte er als Dekorationsmaler eher glücklos agiert. Alain hat ihn mit dem langen Vollbart nur als kleiner Knirps gekannt.

Konkrete politi sche Wünsche kann Alain Hettinger auf Anhieb nicht äussern. Dafür hat er einen etwas ausgefallenen persönlichen Wunsch. Wenn Gleichaltrige vom ersten Auto, der USA-Reise und dem besten Computergame schwärmen, sehnt er sich nach etwas anderem: «Ein Lexikon von A bis Z zu lesen, das wäre mein Traum.»

Kurzporträt

Name: Alain Hettinger
geboren am 30. August 1979
Herkunft: Oberwil bei Zug
Eltern: Mutter Maryse, Vater Jürg
Geschwister: Bruder Olivier
ledig
Schulen: Primar- und Sekundarschule in Zug,
Berufswahlschule in Zürich
Ausbildung: Lehre als Detailhandelskaufmann
Nebenbeschäftigung: Politik im Grossen
Gemeinderat von Zug
Freizeitbeschäftigungen: Reisen, Freunde,
Theaterspielen, Sportarten wie Snowboarden,
Schwimmen, Joggen
Mitgliedschaften: Zuger Spiillüüt, Turnverein
Oberwil, Jugendparlament von Zug (JumP)

Julia Grüter

Julia Grüter, Heimleiterin *Behütetes Wohnen*

Heidy Gasser

Julia Grüter lebt mit ihrer Familie in Steinhausen. Überall in der geräumigen Wohnung gibt es einladende Ecken mit Sofas und Bücherregalen, blühende Orchideen und eine umfangreiche Kunstsammlung. Wie selbstverständlich darf ich mich bei Grüters an den gedeckten Tisch setzen. Als Tochter Sarah mit dem Hund spazierengeht und Beat Grüter zur Männerchorprobe aufbricht, haben wir Zeit, um über «Behütetes Wohnen» zu sprechen. In drei grossen Wohnungen, die im gleichen Haus liegen, hat Julia Grüter einen geschützten Lebensraum für sechzehn bis achtzehn demente Personen geschaffen, dem sie als Heimleiterin vorsteht. Als ich sie frage, ob «dement» vor allem Alzheimerpatienten meine, bejaht sie. Doch sie ergänzt, dass es noch andere Erkrankungen gebe, die zu Wesensveränderungen und geistigen Absenzen führen.

Gleich nebenan betreten wir eine andere Welt. Eine Krankenschwester trocknet einer alten Dame die Füsse. Sieben weitere Pensionärinnen sitzen vor dem Fernsehapparat. Jede hat einen eigenen Stuhl. Und doch drängen sie sich nah zusammen, wärmen sich an der Gegenwart der anderen. Sie erlauben mir, ihre Zimmer anzusehen. Ich betrete ein persönliches Reich nach dem anderen. Jedes erzählt eine grundlegend andere Geschichte. Julia Grüter berichtet, dass gerade Alleinstehende gerne mit anderen ein Zimmer teilen und sich rührend um einander kümmern würden. Andere hingegen, die ein Leben lang für die Familie da gewesen seien, zögen ein Einzelzimmer vor. Es sei eigenartig, wie sich bei dementen Menschen etwas umkehre und auf einmal das wichtig werde, was sie nicht gelebt hätten. Alle seien jedoch auf einen geordneten und geschützten Rahmen angewiesen und auf die menschliche Wärme der Wohnfamilie.

Julia Grüter ist als mittleres Kind zusammen mit acht Geschwistern in Rothenburg aufgewachsen. Ihren Traum, Chirurgin zu werden, musste sie schon früh begraben. Da waren zu viele Geschwister, die alle einen Beruf erlernen mussten. Schon früh begann sie damit, interessante Zeichnungen zu sammeln. Später machte sie eine kaufmännische Lehre und arbeitete fünf Jahre auf dem Bürgenstock. Sie war nahe daran, ihren langjährigen Freund zu heiraten, besann sich im letzten Moment aber anders. Heiraten war doch nicht das, was sie wirklich wollte. Damals reiste sie oft nach Rom, weil diese Stadt sie sehr faszinierte. Später suchte sie eine Stelle bei einem Schriftsteller, für den sie kochen und schreiben könnte. Als erster meldete sich Carl Zuckmayer aus Saas Fee. Sie wollte jedoch nicht in den Bergen wohnen und antwortete auf das Inserat eines Schriftstellers und Fotografen, der eine Assistentin suchte. So lernte sie Armin Haab kennen. Sie unterhielten sich einen Nachmittag lang über Kunst und Reisen. Erst am Bahnhof und in letzter Minute fragte er sie, ob sie für ihn arbeiten wolle.

Sie half ihm beim Archivieren seiner Fotografien und der riesigen Kunstsammlung. Als er angefragt wurde, einen Fotoband über Zug zu machen, arbeitete sie als seine Assistentin. Während fünf Jahren durch-



streiften sie bei jedem Wetter den ganzen Kanton. Sie machte die Einsatzpläne, recherchierte, fragte Leute an, ob und wo man fotografieren dürfe. Sie wurde oft von Bekannten ausgelacht, weil sie seine schwere Ausrüstung trug. Doch das störte sie nicht. Er brauchte eine ruhige Hand zum Fotografieren. Als das Material zusammengetragen war, folgte die langwierige Arbeit des Sichtens und Auswählens, des Nummerierens und Katalogisierens. Sie realisierten zwei Zugerbücher zusammen. Das zweite wurde noch ausgefeilter als das erste. Sie verweigerte ihre Mitarbeit nur dann, wenn er sie als Motiv am Rand einer Fotografie haben wollte. Ueber die Jahre hinweg entwickelten sie eine enge, kameradschaftliche Bindung zueinander, obwohl immer eine gewisse Distanz blieb. Er war sehr standesbewusst. Wenn sie wütend auf ihn war, schrieb sie ihm meistens einen Brief und sagte ihm, was sie dachte. Er fand dann, dass sie frech sei. Doch sie versöhnten sich immer wieder. Er nannte ihre Beziehung «die perfekte Ehe ohne eheliche Pflichten». Sie begleitete ihn auch an Kunstauktionen und Ausstellungen. Später schickte er sie alleine nach New York, Paris oder London, um für seine Kunstsammlung Bilder einzukaufen. Die Arbeit war so intensiv, dass sie froh um die 10 bis 15 Wochen Ferien im Jahr war, wenn er auf Reisen war. Über eine Berliner Kunsthistorikerin fand sie Zugang zu Künstlerkreisen in Hamburg. Armin Haab war schon lange an Zeichnungen von Horst Jansen interessiert. Doch es war schwierig, an den Künstler heranzukommen. Auf jeden Fall gab er ihr einen Blankocheck mit und bemerkte: «Wenn es jemand fertig bringt, einen Zugang zu finden, dann sind Sie es.» Über einen Bekannten bekam sie die Zusage für einen Besuch bei Horst Jansen. Als sie ihn anrief und fragte, wann und wo sie ihn treffen könne, bemerkte er schroff: «Ich habe ihnen gesagt, dass sie kommen können, sie dumme Kuh.» Mit viel Mühe fand sie seine Adresse heraus. Horst Jansen empfing sie ungnädig und bemerkte, dass er sie nicht kenne. Sie antwortete, er habe sie immerhin «dumme Kuh» genannt. Da sie Schweizerin sei, empfinde sie das zum Glück nicht als Beleidigung. Damit war das Eis gebrochen, und er stellte sie seinem Verleger vor, der gerade einer neuen Buchausgabe wegen bei ihm war. Horst Jansen amüsierte sich über ihre Scheu. Er erlaubte ihr, im Turmzimmer zwölf Radierungen aussuchen. Er verkaufe sie aber nicht, schenke sie nur. Jetzt könne er zwar noch nicht sagen, ob sie die auch behalten dürfe. Zitternd suchte sie einige Motive heraus, die für ihn signifikant waren und achtete auch darauf, dass alle wichtigen Epochen seines Schaffens vertreten waren. Jeden Moment war sie darauf gefasst, von ihm fortgejagt zu werden. Sie hatte zu viel von seinen Launen und Ausbrüchen gehört, um der Ruhe zu trauen. Er signierte Plakate und liess sie warten. Da ging sie in die Küche, «wo Berge sich erhoben» und räumte auf. Als er endlich Zeit hatte, schenkte er ihr die Radierungen. Das war der Beginn einer langen Freundschaft. Er war ein intelligenter, kritischer Gesprächspartner, bei dem die Fetzen flogen, wenn er Pseudowissen begegnete. Durch ihn lernte sie weitere Maler wie den bodenständigen «Seebär» Volker Meier und August Ohm kennen, wobei letzterer eher der Esoteriker der Gruppe war. Sie wurde zu Vernissagen dieser Künstler eingeladen und reiste zusammen mit ihnen bis nach Moskau und Paris.

Die Stiftung für Fotografie im Kunsthaus Zürich plante eine Ausstellung mit Schwarzweissfotografien von Armin Haab. In dieser Zeit begann er sich charakterlich zu verändern. Es stellte sich heraus, dass er an einer Gehirnerkrankung litt. Sie pflegte ihn und musste beobachten, wie der hochintelligente Mann immer hilfloser wurde. Das berührte sie sehr. In die damalige Zeit fiel auch ihre Partnerschaft mit Beat Grüter. Sie wurde schwanger und bekam ihre Tochter Sarah.

Nach dem Tod von Armin Haab heiratete sie und kümmerte sich um ihr Kind. Doch das reichte ihr nicht als Aufgabe. Sie meldete sich als Heimleiterin im Marienheim Zug und machte die Diplomschule des Heimverbandes der Schweiz. Im Marienheim, einer früheren Haushaltungsschule, lebten ältere und zum Teil pflegebedürftige Frauen, die oft schon während ihrer Berufstätigkeit dort gewohnt hatten. Es gab auch jüngere Frauen, manche auch mit Kindern. Als das Heim geschlossen wurde, war das gerade für die dementen Personen, die lange zusammen gelebt hatten, ein grosses Problem. Sie äusserten sogar Selbstmordgedanken und fühlten sich überzählig. Zum Glück fand Julia Grüter mit Hilfe ihrer Stellvertreterin die Wohnungen in Steinhausen. Dreizehn Personen kamen mit an den neuen Ort. Eine Frau, die bereits vierzig Jahre im Marienheim gelebt hatte, stand am nächsten Tag fassungslos am Fenster und rief aus: «Das lebt ja! Da hat es Leute.» In der ersten Zeit gab es ab und zu noch Verwirrungen. Die Leute, die vom Marienheim her gewohnt waren, über Treppen in ihre Zimmer zu gehen, entwischten ab und zu ins Stiegenhaus. Einmal sah Julia Grüter ein altes Paar gerade noch in der Nachbarwohnung verschwinden. Dort ging die Frau fröhlich auf das Zimmer zu, das sie einen Stock tiefer bewohnten und sagte laut: «Komm Walter, das ist unser Zimmer.» Die dort wohnende Familie bemerkte überhaupt nichts, denn sie sass mitsamt Hund vor dem Fernsehapparat.

Die familienähnliche Wohnform kommt den dementen Menschen sehr entgegen. Hier fühlen sie sich nicht verloren, wie es in den Altersheimen oft der Fall ist. Wenn sie draussen sind, kommen oft Kinder zu ihnen und machen sogar bei den Gymnastikübungen mit. Julia Grüter geht gerne mit den Pensionärinnen an die Orte, die früher für sie wichtig waren, um sie nicht ganz aus ihrem früheren Lebensrahmen herauszureissen.

Es bleibt viel Raum für individuelles Leben, obwohl der Tag eine feste Struktur hat. Sie sind sehr gerne zusammen und vermissen einander, wenn jemand ins Spital eingewiesen wird oder im Bett bleiben muss. Wenn es dem anderen schlecht geht, besuchen sie einander und halten sich die Hand. Auch wenn es ums Sterben geht, lassen sie sich nicht allein, betreten das Zimmer und verabschieden sich voneinander.

Von einer Wohngruppe zur anderen bestehen schon Unterschiede, berichtet Julia Grüter. Im oberen Stock sei es weniger einfach, weil dort die schweren Fälle sind. Doch die Wohngruppen feiern Feste zusammen und besuchen sich. Ihr fällt auf, dass die Patienten kaum Psychopharmaka brauchen. Es wird auch klar gesagt, was passt und was nicht. Und die Pensionärinnen halten es ebenso.

Julia Grüter hofft, dass es auch in anderen Gemeinden betreute Wohnungen für demente Menschen geben werde. Die Nachfrage dafür ist so gross, dass sie zur Zeit gar nicht befriedigt werden kann. Ihr eigenes Projekt darf nicht viel grösser werden, um den persönlichen Rahmen nicht zu sprengen. Zum Glück steht Julia Grüters Mann voll hinter ihrer Arbeit und kommt auch mit, wenn sie zusammen mit ihren Schützlingen Ausflüge macht oder in die Ferien verreist. Auch ihre Tochter findet es ganz normal, mit den zusätzlichen drei «Familien» zu leben. Selbst Armin Haabs Fotografien und Horst Jansens Plakate haben in den drei Wohnungen einen Platz gefunden. Sie lassen keine Enge zu, öffnen die Fenster zu einer weiteren Welt.

Kurzporträt

Name: Julia Grüter
geboren am 17. Mai 1946
Herkunft: Gersau SZ
Eltern: Julius und Margrit Baggenstos-Rubis
Geschwister: 8
Familie: verheiratet mit Beat, Tochter Sarah
Schulen: Primar- und Sekundarschule
Ausbildung: Kaufmännische Berufsschule in Luzern
2 Jahre Sprachaufenthalt in Genf
Beruf: kaufm. Angestellte
Zweitberuf: dipl. Heimleiterin HVS
Freizeitbeschäftigung: Familie

M. Wismer

Marcel Wismer, Fischer *Der See lässt ihn nicht los*

Max Huwyler

Die Fenster gehen über die ganze Stubenbreite, die Scheiben reichen bis zur Bodenleiste, auch nebenan im Schlafzimmer. «Ich mues i See use gsee. Chasch immer i See useluege. De See isch nie gliich!» Der See ist mehr als ein Teil der gewohnten Landschaft. In den See geworfen hat ihn noch kein Sturm. Marcel Wismer ist an sechs Tagen die Woche, je am frühen Morgen und am Abend, auf dem See. Der Fischer geht nicht fischen, er geht auf den See. Er wählt je nach Jahreszeit und Fangerwartung eines der gepachteten Reviere oder die eigene Enze (verbrieftes Fanggebiet). Der Fischer ist allein auf dem See. Aber nicht einsam. Die Arbeit begleitet ihn und auch die wechselnden Stimmungen, die er wahrnimmt, ohne sie zu betrachten. Oft ist Leika dabei, die Labradorhündin. Zu Fischen hat man nicht die Beziehung wie zu andern Tieren. Zwergziegen könnte ich nicht halten. Könnte sie nicht töten. Mit der Gans Zibu, die im Garten ihr Revier hat, redet er wie mit einem Menschen und erhält ausführlich Antwort. Fische machen die Augen nicht zu, wenn sie tot sind.

Vor der Ausfahrt zum Setzen sind die Netze auf die Netzstangen aufgezogen, je nach erwartetem Fang mit unterschiedlicher Maschengrösse. Die Schwimmerschnur ist auf die vorgesehene Tiefe vorbereitet. Der Fang ist abhängig von Jahreszeit, Fangort, Hängetiefe. Für den Felchenfang setzt er das Schwäb, das Schwebenetz. Zum Setzen steht der Fischer quer zur Fahrtrichtung auf der Steuerbordseite an der Bootswand. Alles hat er in Griffnähe: Rechts hinten der Motor mit einem speziell grossen Hebel zum Regulieren der Geschwindigkeit und der Richtung, den der Fischer während des Setzens blind bedienen kann. Die absinkenden Netze dürfen sich nicht im Propeller verfangen. Links neben dem Fischer aufeinander gelegt sind die für diesen Setzgang vorgesehenen Netze, jedes Netz ist dicht auf eine Stange aus Leichtmetall sorgfältig aufgezogen, sodass es sich beim Ausbringen nicht verheddert. Hinter dem Fischer liegen in einem Behältnis die Schwimmer mit der um den Schwimmer gewickelten Schnur; vorbereitet ist die für den Fang vorgesehene Schnurlänge, was die Schwebetiefe bestimmt. Der Fischer schiebt die Rundstange mit dem Netz in den «Fischerknecht», das ist der für das Fischerboot typische senkrechte Balken, in den auf verschiedener Höhe Löcher ausgebohrt sind. Nun greift der Fischer die obere Leine des ersten Netzes und knüpft sie an das Seil der verankerten Boje. (Die Boje steuert er nachts und bei Nebel mit Hilfe des Bordradars metergenau an.) Beim Setzen ist jeder Handgriff wie automatisiert. Der Motor wird auf die dem Arbeitsvorgang gemässe Geschwindigkeit eingestellt. Die linke Hand zieht das Netz von der Stange, gibt es an der oberen Leine an die rechte Hand weiter, die sie sorgfältig übernimmt und ins Wasser gibt. Das Netz wird von der beschwerten unteren Leine langsam in die Tiefe gezogen. Mit einem schnellen Griff nach hinten langt sich der Fischer einen Schwimmer, gibt das Schnurende zwischen die Zähne, alle etwa zwanzig Meter knüpft er eine Schwimmerschnur an die obere Leine und wirft den Schwimmer. Das gibt dann das vertraute



Bild der Kette von weissen Tupfen im See. Marcel Wismer kommt von Rotkreuz, kaum zwei Kilometer von Buonas entfernt. Ein Moränenzug mit wenig Erhebung verhindert den Rotkreuzern den Blick auf den See. Das macht offenbar einen Unterschied. Rischer und Buonaser Kindern, die nach sechs Jahren in der Rischer Mehrklassenschule nach Rotkreuz in die Oberstufe wechseln, kommen in die Fremde, sind eben vom Land. Vom Land ist man, wenn man als Ferienkind in Zug bei Tante Lisbeth, so erzählen Wismers Schwägerinnen, bei Gängen durch die Stadt alle Leute grüsst. Die Wismers in Rotkreuz sind einmal über die Grenze gekommen von Honau. Jetzt sind sie von Rotkreuz, Gemeinde Risch. Zwölf Kinder waren es, vier Buben, acht Mädchen. Die Buben blieben auch als Männer in der Gemeinde, die Mädchen heirateten nach auswärts. Vater Alois war Briefträger, hatte eine Kleinlandwirtschaft mit einer Kuh, mit Kaninchen und Hunderten von Meerschweinchen. Das gab zu tun für die Kinder. Die Meerschweinchen wurden zu Versuchszwecken gezüchtet, wöchentlich verpackt und mit der Bahn verschickt. Das brachte Zugeld zum Briefträgerlohn, bedeutete Mithelfen für die Kinder.

Er habe es am schönsten gehabt von allen Wismer Kindern, er hatte zwei Ferienplätze. Sein Götti Kircher in Küssnacht war ein innovativer Käser, ein Deutscher, habe bei Bär den Weichkäse eingeführt. «Bis Kirchers hesch alls ghaa, all Taag Anke.» Und Tante Kircher hatte alle Globibücher. Die Gotte, die Schwester seines Vaters, hat nach Walchwil geheiratet, den Marzell Tschümperlin, Berufsfischer. Den Tschümperlins war er nahe, war immer mit Onkel Marzell auf dem See, lernte das Fischer-Handwerk als Bub. Es kam vor, dass er zur Rötelzeit von der Schule beurlaubt wurde. «Habe dem Lehrer Weibel einmal drei Rötel gebracht. Das hat er dann immer erzählt, der Wismer sei ein ‹Luuschäib› gewesen, aber dank ihm sei er zu den einzigen Röteln gekommen, die er ‹siinerläbtig› gegessen habe.» Durch die enge Beziehung zu Walchwil kam er später zu einem der begehrten Rötelplätze, die es nur auf der Walchwiler Seite gibt. Der Rötel ist der schönste Fisch, besonders das Männchen zur Brunstzeit.

Nach der Schulzeit die Lehre als Maschinenzeichner in der Spulenfabrik Gretener in Cham. Er war dann für verschiedene Firmen Konstrukteur und Monteur im Aussendienst. Konstruieren ist heute Hobby und als Bootbauer Beruf: Sich etwas vorstellen, skizzieren, ein Modell bauen, dann ein Boot, wie gerade eines am Entstehen ist: ein Fischerboot mit Luftkammer im Boden, unsinkbar, breit genug, dass man auf beiden Seiten um die schmale Steuerkabine herum gehen kann. Schiffbau, das ist: etwas im Kopf haben und dann machen. Und dann ein nächstes, wieder etwas anders, je nach den Bedürfnissen des Kunden. «Bei meinem Boot muss ich an den Hund denken; er muss im Schiff seinen Platz haben.» Die Fischerei von Mareel Wismer hat auch mit der Geschichte der Familie seiner Frau Lisbeth Wismer-Meier zu tun. 1908 verkaufte Burkhard Meier-Truttmann, der Grossvater von Lisbeth, den stattlichen «Seehof» in Buonas und erwarb den «Wilden Mann» mit Tavernenrecht, Landwirtschaftsbetrieb und Fischerei mit Fischenze in der Buonaser Bucht. Er war Gemeindeschreiber, Wirt, Bauer, seine Frau eine exzellente Köchin. Die Gemeindeschreiberei der Gemeinde Risch war in einem Zimmer im ersten Stock des «Wilden Mann» eingerichtet. Bei der Erbteilung 1941 fiel der «Wilde Mann» mit dem Land bis hinunter zum See an Carl Meier-Arnold, Wirt und Gemeindeschreiber; die Landwirtschaft und die Fischerei gingen an Josef Meier-Holzgang, den Vater von Lisbeth Wismer-Meler. So blieb das Fangrecht in der Familie und fiel nicht, wie später der «Wilde Mann», ans «Schloss», und vor kurzem mit dem Schloss an die Chemiefirma Roche. Die Fischenze Meier gehört zu den privaten Revieren. Zusätzliche Fanggebiete können von anderen privaten Enzeneignem oder von den kantonalen Revieren in Pacht genommen werden. Marcel Wismer hat Fangrechte auch im Obersee und auf der Bergseite. Marcel und Lisbeth Wismer- Meier haben 1980 auf dem ehemaligen Bauernland ihr Haus bezogen. Auch zwei Geschwister und Mutter Meier wohnen nahe. Nach dem Tod von Marcel Wismers Frau Lisbeth im letzten Winter ist Marcel besonders dankbar für die Nähe und die Hilfe der Familie.

Vor Kurzem haben die Wismers angebaut: eine Werkstatt für den Bootbau und eine Fischerei für Verarbeitung und Verkauf. Dominierend in der Fischerei ist der Präparationstisch mit Steinwanne, nach Wismers Plänen aus einem schönen Granit gearbeitet, Spülbecken und Wasserbrause. Zur Einrichtung gehören eine Entschuppungsmaschine, eine Filetiermaschine, eine Enthäutungsmaschine für Egli (Felchen werden, zum Beispiel für «Chnusperli», von Hand enthäutet), eine Eismaschine, Kühlschränke, eine elektrische Waage, eine Verkaufswaage, ein grosses Bassin für lebende Fische. Trotz der Maschinen wird jeder Fisch mehrmals in die Hand genommen, bis er verkaufsfertig ist. Die meisten Fische kommen noch am Fangtag auf den Tisch. Das gibt ganz schön zu tun, wenn ein grosser Fang anfällt. Dann greift er bereits auf dem See zum Funktelefon und macht Helfern und Käufern Bescheid. Er beliefert Kollegen und Restaurants. Am Freitag ist er in Steinhausen auf dem Markt, am Samstag in Cham, die Schwägerin in Rotkreuz. Dazu kommt der Direktverkauf im Laden. Das Fangalter ist bei Felchen etwa drei Jahre, das ist vom Futter abhängig. Der Felchen ist ein heikler Fisch. «Mi Unkel hed amigs gsäid: Wenem s Frässe nid passt, good er lieber kabutt.» Kleine Fische gehen im Wortsinn durch die Maschen. Beim Hauseingang ragt ein präparierter Hechtkopf aus der Wand: Vom grössten Hecht, den Wismer gefangen hat. Die Daten: Mai 1991, 36 Pfund, 1.33 m. Hechte fängt man zur Laichzeit.

Der Hechtlaich wird dem Hecht ausgedrückt; «e Chrampf», das Laichauspressen: einer hält den Hecht an den Kiemen und stabilisiert den Schwanz, der andere fährt mit der Handkante über den Hechtbauch, der Laich spritzt aus der Bauchöffnung und wird in Gläsern aufgefangen und zum Brüten in die Fischbrutanstalt nach Walchwil geliefert. Ein grosser Hecht kann gut und gerne zwei bis drei Liter Laich abgeben. Frisch geschlüpfte Felchen, «Nöödeli», die nadelförmigen Jungfische, werden in Behältnissen aus feinsten Netzen aufgezogen, damit sie vor Raubfischen geschützt sind. Solche Netzgehege sind in Buonas stationiert, weil sie hier vor Föhn und Westwind geschützt sind. Die Kleinfische ernähren sich von Plankton, das durch eine Neonlampe in die Hegenetze gelockt wird. Die Netze müssen alle paar Tage abgespritzt werden. Wenn Algen die feinstmaschigen Netze verkleben, verhungern die «Nöödeli». Die Jungfische sind ab März drei Monate im Netz, dann lässt man sie frei, sie gehen im Schwarm weg. Durch Zucht und Hege kann man grosse Schwankungen von Jahr zu Jahr etwas auffangen. Verantwortlich für diese Hegeeinrichtung ist der kantonale Fischereiaufseher. «De chund gäärn öppen übere.»

Die Fänge sind unberechenbar. «An einem Tag hast du einen kleinen Fang, vielleicht zwanzig Stück, setzest drum am Abend zwei Netze mehr, und am andemTag hast du alle Netze voll.» 1999 war ein ausgezeichnetes Brutjahr für Felchen. Das dürfte in drei Jahren ein gutes Fangjahr geben. «Wenns devoo chömid.» Man weiss eben nie, wie es kommt. Auch in der Bibel, sagt Marcel Wismer, werde von fetten und von mageren Fangjahren berichtet. Und der Petrus hat in seinem Zorn dem Malchus das Ohr nicht mit dem Schwert abgehauen, sondern mit dem Fischmesser. War ja Fischer, nicht Krieger. «Isch vilicht au en Äigebröödler gsii, wie d Fischer halt sigid.»

Kurzporträt

Name: Marcel Wismer
geboren am 10. Juni 1946
Herkunft: Honau LU
Eltern: Alois und Elise Wismer-Kuster
Geschwister: 11
Familie: verwitwet aus erster Ehe
Töchter: Regula und Barbara
Schulen: Primar- und Sekundarschule Rotkreuz, Gewerbeschule Zug
Ausbildung: Maschinenzeichner, Konstrukteur
Beruf: Fischer
Zweitberuf: Schiffbauer, Heizölhandel
Freizeitbeschäftigungen: Blasmusik, Wandern mit Hund Leika
Mitgliedschaft: Senior Brassband der Musikgesellschaft Risch Rotkreuz mgrr

S. Göhner

Silvia Göhner, Gutsbesitzerin *Eine gastfreundliche Dame*

Carlo Meier

Es ist wie im Film. Leise surrend öffnet sich das schmiedeeiserne Tor am Portal des Rischer Anwesens. Ich muss bei «Villa» klingeln, denn auf dem Gut stehen auch ein Gärtnergehöft, das Chauffeurhaus und weitere Gebäude. Der Kiesweg führt durch den üppig bepflanzten Park mit altem Baumbestand und ist gerade so breit, dass die Autoflanken beidseits die prächtigen Büsche nicht streifen. In einer Biegung wacht ein steinerner Engel, und vor dem Herrschaftshaus liegt ein gemeisselter Löwe neben dem Eingang. Ich stelle den Wagen auf dem grossen, rot gesplitteten Platz ab. Die Haushälterin lässt mich ein. Im Flur fragt sie den Chauffeur, der gerade dabei ist, die Fenster zu putzen: «Hat Frau Göhner gesagt, wo der Herr warten soll?»

Im Salon. Antike Möbel, alles in pastellroten und rosa Tönen gehalten, italienischer Barock. Ein schwarzer Flügel. Auf dem Tisch Rosen und ein silberner Kerzenständer. Über dem Cheminée ein Gemälde des ewigen Venedig. Die Fenster geben die Sicht frei auf den See und das gegenüberliegende Ufer. Wie sieht das Paradies aus, wenn nicht so?

Und dann Frau Göhner. Ganz in Blau. Eine farbbewusste Dame. Sie bietet mir einen bequemen Sessel an, setzt sich mir gegenüber aufs Sofa. «Aber bitte nur ein kurzes Interview», hatte sie am Telefon ihre Bedingung für dieses Porträt genannt. Also steigen wir gleich ins Gespräch ein. Als erstes interessiert mich ihr Tagesablauf. «Ich stehe um sieben auf und gehe zunächst schwimmen», beginnt sie zu erzählen. «Um Punkt acht Uhr krieg ich mein Frühstück – ein kleines natürlich, wegen der Linie.» Dann habe sie viel Arbeit: Zwischen neun und zehn richte sie ihre zahlreichen Blumenvasen – die eigene Gärtnerei schneide im Juni bis zu hundert Rosen pro Tag. «Später führe ich bis zwölf Uhr Telefonate – kurze Gespräche nur, weil ich nicht gerne telefoniere. Und nach dem Mittagessen lese ich beim Kaffee meine ‹Neue Zürcher Zeitung› und die viele Post, die mich stets erreicht.» Sie spricht mit charmantem österreichischem Akzent, drückt sich sehr gewählt und präzis aus. Wie erwartet ist die sechsundachtzigjährige Dame eine äusserst gepflegte Erscheinung: elegantes Deuxpiece, weisse Halskette und Ohrringe, dezenter Lippenstift, die Fingernägel in apartem Rosa lackiert. Jeden Tag, führt sie weiter aus, gehe sie einmal durch ihren ganzen Betrieb, den Park und die Gärtnerei. «Meistens habe ich auch Besuche und häufig Gäste.» Zu Abend esse sie höchstens ein Joghurt, das sie oft im Stehen einnehme, und um halb acht Uhr setze sie sich zum Fernseher für die Nachrichten. «Nachher lese ich oder schaue eine Sendung – wahnsinnig gern mag ich Naturfilme.» Ihre Lieblingslektüre: Biographien, geschichtliche Bücher, sehr selten Romane. Natürlich höre sie auch viel Musik, da ihr verstorbener Mann Ferenc Fricsay Dirigent war: Mozart vor allem, Beethoven, alle die Klassiker. Um zehn, halb elf gehe sie ins Bett.

Das Telefon klingelt. Wir hätten Glück, sagt sie, während sie abheben geht, dass wir erst jetzt gestört würden, der Apparat klingle sonst viel häufiger. Einer ihrer Stiefsöhne ist dran, ein Regisseur und Schauspieler. «Ich



werde hier gerade interviewt», unterrichtet sie ihn, «aber wir sind schon beinah fertig.» Relativ desperat betrachte ich die Liste meiner Fragen, die noch zum grössten Teil unbeantwortet sind. Während sie weiter telefoniert, notiere ich mir Details über Anwesen und Personal, die sie im bisherigen Gespräch erwähnt hat. Sie hat einen Chauffeur für Arbeiten rund ums Haus und den Mercedes, des weiteren beschäftigt sie eine Haushälterin, drei Gärtner sowie den Verwalter des Guts, das dazu gehört. Die Landwirtschaft umfasst 28 Hektar und gilt als Schweizer Musterbetrieb. Der Park misst 100'000 m², deshalb die Gärtner. Alle Angestellten samt ihren Familien wohnen in den verschiedenen Häusern auf dem Anwesen und bekommen neben grosszügigen Gehältern freies Obst und Gemüse; die meisten sind schon jahrzehntelang in ihren Diensten. Die Villa hat zwölf Zimmer, auch eine grosse Bibliothek; in der oberen Etage sind die Schlaf- und Gästezimmer.

Nun ist sie wieder da, und wir unterhalten uns ausführlich über ihren Lebenslauf. Ihre Biographie liest sich wie ein spannender Roman. Als einziges Kind eines Rumänen und einer Österreicherin ist sie in Budapest geboren. Als ihr Vater im Ersten Weltkrieg einrücken musste, ging die Mutter mit ihr für die «nächste Zeit» in die Steiermark – es wurden Jahre daraus, und der Vater kam leider nicht mehr. Nach Schulabschluss lebte Silvia Göhner in Österreich und teils in Rumänien. Sie war noch keine 20, als sie das erste Mal heiratete. Die Ehe hielt ein Jahr. 1935 vermählte sie sich mit einem Schweden und begleitete ihn nach Budapest. Als dort der Zweite Weltkrieg übergriff, konnte sie im Herbst 1944 mit zehn schwedischen Frauen in einem der letzten deutschen Militärzüge nach Schweden fahren. Die Reise dauerte zehn Tage, da immer wieder Bombenangriffe die Fahrt stoppten. Drei Jahre später kam sie nach Budapest zurück: Freunde waren tot, die Stadt sah entsetzlich aus. Alle, auch sie, hatten sämtliches Hab und Gut verloren. 1949 liess sie sich scheiden und zog weg. Im Herbst heiratete sie den ungarischen Dirigenten Ferenc Fricsay, der die Berliner Oper und das Rias-Rundfunk-Orchester leitete. Seine zwei Söhne, seine Tochter und ihr Sohn lebten bei dem Paar. «Wir waren eine hundertprozent glückliche Familie», erinnert sie sich an diese Phase, die 1963 zu Ende ging, als ihr Mann erst 48-jährig starb. Knapp sechs Jahre später heiratete sie dann Ernst Göhner, den bekannten Zürcher Generalunternehmer. «Das war einer der tüchtigsten Männer, der bei Null anfing und sich aus eigener Kraft nach oben arbeitete», beschreibt sie ihn. 1971 starb auch er. Seither lebt sie allein im Rischer Gut Aabach. Sie blickt zufrieden auf die Vergangenheit zurück: «Ich war Hausfrau, Gattin, Geliebte, Mutter – mein Leben hat mich ausgefüllt. Ich hab mir einen schönen Freundeskreis aufgebaut, habe Kinder und Enkelkinder. Obwohl ich auch Schreckliches erlebt hab, Fürchterliches im Krieg, bin ich doch dankbar, dass es so war. Ich würde dieses Leben mit allen Höhen und Tiefen wieder wählen – man lernt viel mehr dazu, als wenn es immer gleichmässig verläuft.»

Ein Schiff fährt draussen über den See, und Silvia Göhner bietet mir einen Kaffee an. Beruhigt stelle ich fest, dass inzwischen von Eile keine Rede mehr ist. Im Gegenteil: Frau Göhner wird nunmehr ihrem gastfreundlichen Ruf gerecht. Sie ist und war befreundet mit grossen Künstlern wie etwa dem amerikanischen Stargeiger und Dirigenten Jehudi Menuhin oder der Sopranistin Maria Stader, aber auch mit Spitzenmanagern wie dem Novartis-Chef Daniel Vasella, der heute ihr Nachbar ist. Ausserdem ist sie mit Ärzten bekannt, mit Botschaftern – und selbstverständlich auch mit dem weltberühmten, in Zug lebenden Schriftsteller Johannes Mario Simmel. «Ich habe ihn über Wiener Freunde kennengelernt und ihm geholfen, in die Schweiz reinzukommen und eine Wohnung zu finden. Seither kriege ich jede Weihnachten einen Blumenstrauss von ihm.»

Bereits ein Vierteljahrhundert lang engagiert sich Silvia Göhner stark für karitative Zwecke – so nahm sie etwa beim Aufbau der Schweizer Paraplegiker-Stiftung eine wichtige Rolle ein, war zwölf Jahre lang deren Präsidentin. «Wenn wir uns um die Mitmenschen nicht kümmern», erklärt sie, «dann wird das Leben immer schäbiger. Ich lebe wunderbar und fühle mich verpflichtet, anderen Menschen zu helfen.»

Und, was ich noch wissen möchte? Nun, zum Beispiel, was sie als ihre Stärken und ihre Schwächen bezeichnen würde. «Da hab ich nie Zeit gehabt, drüber nachzudenken», sagt sie, und nach einer Weile des Überlegens: «Vielleicht das: Ich bin sehr diszipliniert – eiserne Selbstdisziplin von der Erziehung her – und kann dadurch auch eine gewisse Härte entwickeln, wenns nötig ist. Aber sonst ... An sowas hab ich nicht gedacht, dass Sie sowas fragen könnten! Ich muss den Pierre Arnold anrufen, der kennt mich besser als ich selbst. Der soll Ihnen sagen, was meine Schwächen und Stärken sind.» Kurzerhand wählt sie seine Nummer, erklärt ihm die Sachlage und streckt mir den Hörer hin. Und schon bin ich mit dem früheren Migros-Genossenschafts-Präsidenten verbunden. «Gutmütigkeit, Generosität ...», zählt er mit galantem französischem Akzent bereitwillig auf. «Sie hat Sorge für alle. Und sie weiss ganz genau, was sie will.» Silvia Göhner hält mir den wackelnden Block fest, damit ich schwankungsfrei mitschreiben kann. Pierre Arnold weiter: «Ich sehe keine Schwäche, keine einzige. Sie werden Mühe haben, eine solche Frau ein zweites Mal zu finden!» Sie spricht noch kurz mit ihm – per Sie, obschon die beiden seit 30 Jahren befreundet sind. Als ich ihr danach sein Urteil vorlese, meint sie bescheiden: «Man tut, was man kann.»

Zweifellos ist sie eine kultivierte Gesprächspartnerin. Sie mag Geradlinigkeit, Offenheit. Auch Herzlichkeit, Treue, Hilfsbereitschaft sind ihr wichtig. Und vor allem eins: «Die Liebe. Das ist nicht zu verwechseln mit Sex. Liebe für meine Kinder, meinen Mann – ich hab jeden Mann heiss geliebt. Liebe für die Menschen – man muss versuchen, die schönen Seiten an ihnen zu sehen und nicht die schlechten.»

Für ihr weiteres Leben formuliert sie nur einen Wunsch. «Alles so gut für meine Nachkommen und Freunde zu hinterlassen, dass jeder sagt: ‹Sie war aber lieb!› Sonst habe ich keine Träume. Ich freue mich immer auf die nächsten Wochen und Monate – mehr kann ich ja nicht tun.» Ausser vielleicht, weiterhin das Leben mit seinen Höhen und Tiefen so dankbar anzunehmen. «Ich sage jeden Tag in der Früh Danke für meine Gesundheit und dass ich auch mit 86 Jahren noch so gut dran bin. Und dass ich ein so schönes Zuhause habe.»

Das «kurze» Interview hat mittlerweile an die zwei Stunden gedauert. Zum Schluss unseres Gesprächs bietet Silvia Göhner mir anstelle des Kaffees, auf den ich verzichtet habe, ein Glas Wein oder Champagner an. Und lädt mich ein, sie ruhig wieder einmal zu besuchen. Eine wirklich gastfreundliche Dame.

Kurzporträt

Name: Silvia Göhner
geboren am 1. Januar 1913
Herkunft: Budapest, damals Österreich-Ungarn
Eltern: Vater Eugen Valeanu, Mutter
Geschwister: keine
Familie: viermal verheiratet, zuletzt mit Ernst Göhner, seit 1971 verwitwet, ein Sohn aus zweiter Ehe; zog auch die drei Kinder ihres dritten Gatten auf
Schulen: Grundschule und Gymnasium
Beruf: Gutsbesitzerin, Hausfrau, Mutter, Gattin
Nebenbeschäftigung: Gastgeberin
Freizeitbeschäftigungen: Blumen, Musikkonzerte, Malerei, Kunstausstellungen, Lesen

Ernst Stadlin

Ernst Stadlin, Dachdecker- und Kaminfegermeister *Zytturm eingedeckt*

Barbara Schmutz

Am Telefon ist die Nachbarin, Frau Dr. Iten: «Frau Stadlin, d'Buebe chlätterid wieder ufem Dach ume». Einer der Buben ist Ernst, er ist ans Dach gewohnt. Ab und zu hilft er im väterlichen Dachdecker- und Kaminfegermeisterbetrieb mit. Im Betrieb, den schon der Grossvater geführt hat und den er später übernehmen wird. «Ich wollte immer Handwerker werden und war dann auch mehr als zufrieden. Ich bin ja auch in eine Zeit geraten, in wir «ds'Füdle voll Arbet» hatten. Werbung musste ich nie machen, auch kein Sponsoring, das hatte ich zum Glück nicht nötig. Ich war zufrieden mit meinem Beruf, ich war glücklich. Und ich war immer ein wenig Ästhet, rein beruflich, vom Dach her. Bei meiner Arbeit hab ich immer auf das Schöne geachtet. Das ist jetzt zum Beispiel ein Dach – er zeigt auf die St. Oswaldskirche, vis-à-vis von seinem Zuhause – das wir umgedeckt haben, als ich noch im Geschäft war. Da glaubt doch jeder Laie, das sei ein altes Dach. Aber da hat es etwa 70 Prozent neue Ziegel dabei. Wir deckten es so ein, dass man dies nicht erkennt; wir mischten die alten Ziegel mit den neuen. Dafür hatten wir ein Gespür. Was ich nicht ertrage – wenn ein Dach nicht fachmännisch gedeckt ist. In dieser Hinsicht bin ich kleinlich und streng. Welleternit auf einer Scheune – sowas darf man doch nicht machen. Das sind alles kleinliche Handwerkeransichten, aber die hab ich nun mal. Das Dach der hinteren Geissbodenscheune decken war meine erste Arbeit, als ich die «Stifti» begann. 56000 Ziegel haben wir hinaufgeboten, von Hand. Jedesmal, wenn ich die «Schüür» sehe, denke ich daran. Die Ziegel wurden in der Ziegelei Zug gebrannt und dann mit Holzvergaser-Lastwagen auf den Berg geführt. Und 1952, auf die Zentenarfeier hin, habe ich gemeinsam mit meinem Vater das Dach des Zytturms mit den blau-weiss glasierten Ziegeln neu gedeckt. Die Höhe machte mir nie etwas aus, Angst kannte ich keine. Auch beim Deltasegeln nicht. Mit 50 machte ich das Brevet, segelte dann zehn Jahre lang bis zu meinem schweren Unfall am Stanserhorn – ich hatte einen Schädelbruch, eine schwere Gehirnerschütterung und den Halswirbel viermal gebrochen. Eine Zeitlang war ich böse dran, eingegipst vom Kopf bis zum Rumpf. Warum der Unfall passiert ist, weiss ich nicht. Und auch dieser Lebensfilm, von dem viele berichten, die einen schweren Unfall hatten, spulte bei mir nicht ab. Bei mir riss der früher, das geht alles so schnell, da bleibt keine Zeit mehr zum Überlegen. Als einziges weiss ich noch, dass ich in den Liebfrauenhof wollte.»

«Zug bedeutet für mich Heimat, das ist einfach so. Wir sind schon einige Male im Ausland gewesen, und früher sprachen Annemarie und ich auch davon, im Alter ins Tessin zu ziehen. Davon kamen wir ab. Wenn wir bei der älteren Tochter sind, in Südfrankreich, gefällt es uns zwar gut, wir sind gerne dort. Aber wenn ich wieder in die Schweiz komme, die Berge sehe, dann ist das einfach etwas anderes, ein anderes Gefühl. Das hat natürlich auch mit der Mentalität zu tun hier, mit den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen. Wir haben ein recht ausgeglichenes Verhältnis zwischen den politischen Parteien. Gut, die SVP



macht ‹das Züüg jetzt echli zunderuf›. Aber sonst ist es doch so, dass sich alle einigermassen vertragen und miteinander sprechen. Das schätze ich. Mit extremen Leuten wie Blocher, der die SP aus der Landesregierung werfen will, habe ich meine liebe Mühe. ‹Gopffriedli›, das ist, als wollte man sagen, jetzt darf nur noch die Sonne scheinen, regnen darf es nicht mehr. Was mir dabei Sorgen macht, ist die Tatsache, dass soviele Leute auf ‹dertig ineghiiet›. Leute, die behaupten, wir müssten den haben, wir brauchten einen, der uns sagt, wo Gott hockt und was die Schweiz ist. Dass ich mich hier zuhause fühle, hat aber auch damit zu tun, dass man einander noch kennt. Mit der halben Stadt auf Du zu sein, darauf bin ich überhaupt nicht scharf, aber dass man einander grüsst, ein paar Worte wechselt, das schätze ich. Deshalb würde es mich auch reuen, wenn die Stadtpolizei aufgelöst würde. Man kennt die Polizisten, sie kennen einen, man hat Kontakt mit ihnen. Wenn sie einem dann halt mal eine Busse verpassen – ‹i Gott's Name› – das gehört zu ihrer Pflicht. Das Kleinstädtische gefällt mir oder – wie andere sagen – das ‹Füdlebürgertum›. Aber ich stehe dazu, dass ich ein ‹Füdlebürger› oder ein Kleinbürger bin, ich geniere mich da gar nicht. Ich mag gar nicht weltgewandt sein und was weiss ich noch. Bin ich aber im Ausland, habe ich sehr gerne Kontakt mit den Leuten dort und, sofern es die Sprache erlaubt, sprechen wir viel mit den Einheimischen und interessieren uns für die örtlichen Gepflogenheiten. Und wenn man dann wieder hört, wie korrupt die Verhältnisse andernorts teilweise sind, kann man sagen, bei uns ist zwar nicht alles Gold, was glänzt, aber das Meiste ist doch noch recht im Senkel. Was natürlich auf einen abgefärbt hat, ist die Zeit, die wir während des Kriegs miterlebten. Wir mussten Altstoff sammeln – Glasscherben, Blech, ‹aller Cheibs›. Deshalb kann ich manchmal nicht verstehen, dass heute so vieles einfach weggeworfen wird. Ich will nicht der alten Zeit nachtrauern, aber die Kriegszeit, die prägte einen schon. Deshalb habe ich auch sehr Mühe, wenn junge Leute wie ein Thomas Hürlimann über unsere Vorfahren herziehen. Hätten die das mitgemacht – wir wussten ja nicht, wann die Deutschen angreifen. Wir hörten auch die amerikanischen Bombengeschwader fliegen. Das hat dann schon ein bisschen ‹getötterlet› hier drin. Zu schaffen gemacht hat einem aber auch noch anderes: Viele junge Deutsche, die wir kannten, mussten in den Krieg. Es gab ein paar, die weigerten sich. Die mussten dann an der Sustenstrasse arbeiten und so ihren Dienst abverdienen. Andere, s'Geischte, s'Heilige, der Ruedi Lacher, alles ältere Purschte, ein paar Jahre älter als ich, gingen raus. Oder der Bruno Pirali. Er musste in den Abessinienkrieg und kehrte nicht mehr heim.»

Weg von zuhause, weg von der Familie.

«Die Familie ist ein Wert. In uns drin sind immer noch die alten Vorstellungen: Man lernt einen Beruf und bleibt dabei «siner Läbtig». Man sucht eine Partnerin, heiratet und bleibt zusammen. Man gründet eine Familie. Meine Frau, Annemarie, lernte ich vom Dach aus kennen. Das war in Oberwil. Wir mussten dort in einem Estrich die Lüftungsziegel vermachen, damit die Marder, sie hatten eine Marderplage, nicht mehr in den Estrich schlüpfen konnten. Annemarie wohnte im Nachbarhaus und hatte zu der Zeit, als ich dort arbeitete, ein paar Tage frei. Sie fragte mich, was ich da tue. Ich erklärte es ihr, so kamen wir dann ins Gespräch. In der Familie ist man füreinander da, schätzt einander und lebt auch mit dem, was nicht immer angenehm oder superideal ist. Man passt sich einander an. Für mich ist die Familie wichtig. Und wenn man Kinder hat, versucht man ihnen einen Grundstock fürs Leben mitzugeben. Dann aber kommt der Moment, wo man sich von ihnen lösen und respektieren muss, dass sie erwachsen geworden sind und ihren eigenen Weg gehen. Man muss ihnen vertrauen. Ich möchte nicht sagen, ich sei gläubig oder religiös, aber ich habe viel Vertrauen, Gottvertrauen, ja das hab ich. Das war auch bei der Herzoperation so, die ich kürzlich hatte. Ich wusste, das gibt einen Bypass und fertig. Ich hatte weder Todesangst noch Bilanz gezogen. Genauso war es auch beim Herzinfarkt, den ich vor zwölf Jahren hatte. Das traf mich nicht weiter. Ich wusste einfach, jetzt musst du aufpassen. Ich konnte nicht mehr so schnell gehen, nicht mehr so schnell schwimmen. Und es ist ja so: Ich war nach dem Infarkt vier Wochen in Gais zur Rehabilitation. Dort stopften sie einen ja mit Vorträgen voll. Zuletzt weiss man gar nicht mehr, warum man einen Herzinfarkt hatte. Ich war nicht zu dick, rauchte nicht viel, ab und zu eine Pfeife. Ärgerte mich möglichst nicht, sondern sagte ‹graduse›, was mir nicht passte. Und das Geschäft hatte ich schon zwei Jahre zuvor meinem Nachfolger übergeben, der sogenannte grosse Stress war also auch nicht mehr vorhanden. Ich glaube, man hat vielleicht einfach die Veranlagung. Klar, wichtig ist, dass man genug Bewegung hat. Also wenn wir nicht mehr raus könnten, gäll Annemarie, das wäre sicher hart. Uns würde sehr viel fehlen.»

Kurzporträt

Name: Ernst Stadlin
geboren am 1. April 1928
Herkunft: Zug
Eltern: A. und M. Stadlin-Iten
Geschwister: 5
Familie: verheiratet mit Annemarie
Töchter: Bernadette, Judith
Schulen: Primar- und Sekundarschule, Fachschulen, diverse Kurse
Ausbildung: zwei Berufslehren, Meisterprüfung
Beruf: Dachdecker- und Kaminfegermeister
Freizeitbeschäftigungen: früher Bergsteigen, Skifahren, Musik, heute Wandern, Lesen, Musik hören
Mitgliedschaften: Schweizer Alpenclub, Orchester, Unteroffiziersverein

Franziska Zumbach

Franziska Zumbach, bildende Künstlerin *Die Netzhaut malt*

Barbara Lukesch

Die perfekt nachgezogenen Lippen, die mit durchsichtigem Lackglanz verschönerten Fingernägel, das pieksaubere Arbeitsblatt aus ihrer mit Sorgfalt geführten Hängeregistratur, ihre sparsamen, stets mit Bedacht gewählten Gesten und dann das grosse Verständnis für jene Freundin ihrer Mutter, die nie Fixleintücher kaufen konnte, weil sich diese nicht in Reih und Glied im Wäscheschrank einordnen lassen: Franziska Zumbach ist Sorgfalt, Ordnung, Präzision. Sie spricht ruhig, räumt sich Zeit zum Nachdenken ein, Pausen, die sein müssen und niemanden irritieren. Die vierzigjährige Künstlerin hat eine starke Ausstrahlung, der man sich gern überlässt, weil sie einen in einen wohltuenden Zustand der Entspanntheit versetzt, der gleichwohl von Aufmerksamkeit und Präsenz erfüllt ist. Sieht man ihre Bilder, jene von strengen, mit dem Lineal gezogenen Strukturen und sehr eigenen Farbtönen geprägten Werke, kann man sich nicht vorstellen, dass irgendein anderer Mensch als Franziska Zumbach sie geschaffen hat: akribisch, mit Engelsgeduld und voller Hingabe und Lust am Ordnen und Systematisieren. Ganz die «Buchhalterseele», wie sie sich selber lachend, aber durchaus ernstgemeint bezeichnet. Das figürliche Malen, merkte sie bald einmal, ist nicht ihr Ding. Stattdessen interessieren sie Farben und die Bildfläche als Raum, in dem sie etwas konstruieren und zusammensetzen kann. Mit ungeheurer Ausdauer widmet sie sich ihren grossflächigen Werken, mitunter ein halbes Jahr, und wenn es nötig ist, auch noch länger. Dann beginnt sie morgens um acht Uhr, arbeitet in einem Schnurz bis Mitternacht durch, isst vielleicht einen Apfel und realisiert erst am nächsten Tag, wie kaputt sie eigentlich ist. «Ich liebe nichts mehr», sagt sie, «als mich in meine Bilder zu versenken und in ihnen aufzuhalten.» Ohne Arbeit sei sie unglücklich. Dass die Kunst ihre Domäne sein würde, wusste die Tochter einer Malerin und eines Altphilologen, der in seiner Freizeit Cembalos baute, schon sehr früh. Direkt nach der Matura, die sie an der Kantonsschule in Wetzikon machte, begann sie an der Luzerner Schule für Gestaltung mit ihrer Ausbildung zur Zeichenlehrerin. Im ersten Jahr sei sie «selig» gewesen. Mit der Zeit entwickelte sie dann allerdings Widerstände gegen den männerbeherrschten Betrieb, den sie als zu resultatorientiert und distanziert empfand. Sie vermisste Lehrerinnen, mithin Vorbilder auf ihrem eigenen Weg zur Malerin, und wurde in der Folge jahrelang umgetrieben auf der Suche nach einem weiblichen Stammbaum innerhalb der Kunst. Nach dem Abschluss ihrer vierjährigen Ausbildung begann sie zu malen. Gemeinsam mit ihrem Partner, dem Künstler Hans-Peter Kistler, den sie in Luzern kennengelernt hatte, bezog sie ein Atelier im Zürcher Steinfels-Areal, das seinerzeit noch grösstenteils von Arbeitern und Gewerbetreibenden bevölkert wurde. Sie liebte es, gemeinsam mit ihnen in der Kantine zu essen. Als immer mehr Architekten, Designer und andere Maler das Areal in ein In-Quartier verwandelten, konnte Franziska Zumbach dort nicht länger arbeiten. Die Ruhe war weg, ihre Konzentration beeinträchtigt. In Pfungen, einem Dorf an der Töss, irgendwo zwi-



schen Bülach und Winterthur, «mitten in der Pampas», wie sie es nennt, fand sie vor knapp zehn Jahren eine neue Bleibe: einen zweihundert Quadratmeter grossen ehemaligen Produktionsraum innerhalb des «Eskimo»-Gewerbezentrums, bei dessen erstmaligen Betreten ihr schlagartig klar wurde: «Hier kann ich denken.» Sie habe es als Qualität empfunden, sich an einem Ort einzurichten, der niemandem etwas sage, der eben nicht «in» sei und ihr deshalb von Anfang an viel Kreativität und Freiheit ermöglicht habe.

Mit der Geburt ihres Sohnes Kilian vor vier Jahren hat sich ihr Leben radikal verändert. Die neun Monate, in denen sie ihn gestillt hat, sind ihr in guter Erinnerung. Sie habe sich «wie eine Milchbar gefühlt, enorm physisch und so fest mit dem Erdboden verankert» wie noch nie. Deutlicher denn je sei ihr klar geworden, dass Männer und Frauen einen anderen Bezug zum Alltag, ja, zum Leben haben: «Während ich einfach dasitzen konnte und beim Stillen meine Energien loswurde», erinnert sie sich, «wurde mein Mann tätig und konstruierte Spielsachen!.» Trotz aller Unterschiede der Geschlechter teilt sich das Paar die Betreuungsaufgaben je zur Hälfte. Drei Tage ist die Mutter zuständig, drei Tage der Vater, und am siebten Tag sind Ausflüge und Besuche bei Freunden angesagt. Es sei traumhaft, schwärmt Franziska Zumbach, und sie habe nicht einmal um diese privilegierte Situation kämpfen müssen. Die Zeit, die sie dem Malen widmen kann, ist mithin knapper und wertvoller geworden. Sie packe diese Stunden total und sei sehr geizig mit ihnen. Inzwischen ertrage sie, die Ordnungsliebende, es sogar, dass irgendwelche Kleiderberge in einer Ecke des Zimmers herumliegen – Hauptsache, sie kann ihre Arbeit in Angriff nehmen. «Dank Kilian», sagt sie, «ist mein Leben dichter, auch langsamer geworden». Er habe sie gelehrt, wieder vermehrt im Augenblick zu leben. Wolle man mit ihm Pläne erfüllen oder Zeiten einhalten, scheitere man notgedrungen. Es sei sinnvoller, sich seinem Rhythmus anzupassen. Wegen Kilian denkt die Familie nun auch an einen Wohnortwechsel. Nach Zug, sagt Franziska Zumbach, würden sie sofort ziehen, wenn sie geeignete Räume zum Arbeiten und Leben fänden. Zurück also an jenen Ort, an dem sie geboren wurde, ihr erstes und ihr zwanzigstes Lebensjahr während ihrer Ausbildung in Luzern verbrachte, aus dem ihre Eltern und Grosseltern stammen, an dem sie wahnsinnig glückliche Ferien bei der Grossmutter an der Aegeristrasse oder bei ihrer Freundin in einem Haus am See verbrachte. Ueberhaupt der See. Zug sei für sie mit wunderbaren Erinnerungen an den See verbunden. Zug ist aber auch der Ort, zu dem sie als Künstlerin eine intensive Beziehung hat. Es gebe dort zahlreiche Menschen, die ihr Wirken seit jeher mit Interesse verfolgten. So sei sie vom Kanton wiederholt «grosszügig gefördert worden». Sei es mit drei Werkbeiträgen, mit namhaften finanziellen Zustüpfen an das von ihr herausgegebene Werkbuch «NetzHaut» oder an ihre erste grosse Einzelausstellung «polychrom monoton», die im Frühjahr 1999 im Kunsthaus Zug stattfand. Diese Ausstellung, die sie in sechs Monaten und unter Aufbietung ihrer letzten Kraftreserven aus dem Boden stampfte, wurde ein Erfolg, über den sie sich nicht zuletzt deshalb so freute, weil sie selber von ihrer Arbeit, deren Konzept, Abwechslungsreichtum und Dichte wirklich überzeugt war und daran auch in Zukunft anknüpfen will. Es seien so viele Fragen zu Farben, Farbkombinationen und Raumgestaltungen offen geblieben, dass sie riesige Lust zum weiteren Experimentieren verspüre. Das war nicht immer so. Nach einer Ausstellung vor zwölf Jahren, die vom Publikum begeistert aufgenommen wurde, fühlte sie sich dermassen blockiert, dass sie in der Folge einen neuen Malstil entwickeln musste. «Wie flach müssen meine Bilder sein, habe sie sich damals gefragt, dass wildfremde Leute nach drei Sekunden in Hurrarufe ausbrechen können?» Dass die Kritiker ihrem Werk auch 1999 grosses Lob zollten, sich als «beinahe Süchtige» ihrer «spielerisch-ernsten Malerei» (in der Neuen Zuger Zeitung vom 10. April 1999) outeten oder Interessierte dazu aufforderten, «nach Zug zu reisen und sich auf die Farbwelten und Spannungsfelder in Franziska Zumbachs Werken einzulassen», ertrug sie diesmal wesentlich besser. Da sich ihre Bilder darüber hinaus auch noch so gut verkauften wie nie, genauer gesagt, «so gut wie warme Apfelwähen», musste sie nach dieser Ausstellung zunächst einmal über die Bücher gehen. Sollte sie ihren Teilzeit-Job als Zeichenlehrerin an der Kantonsschule Stadelhofen, den sie allein des Geldes wegen macht, an den Nagel hängen? Offene Fragen, die der Beantwortung harren. Nach einer mehrwöchigen Schaffenspause, in der sie mit ihrer Familie und Freunden die Mittelmeerinsel Malta bereiste, badete, Stätten der Kultur besuchte und, ganz die Sammlerin, zahllose Säckchen mit verschiedenfarbigen Sandproben füllte und archivierte, drängte es die Malerin mit Vehemenz an ihre Arbeit zurück. Das heisst bei ihr: Kopfhörer montieren, Goethe, Grass oder Thomas Mann-Romane im Ohr, abschotten und eintauchen in den Kosmos der Farben, Formen und Strukturen: «Das sind die Momente im Leben», sagt Franziska Zumbach, «in denen ich mich wirklich ganz fühle.»

Kurzporträt

Name: Franziska Zumbach
geboren am 19. März 1959
Herkunft: Zug, aufgewachsen in Wetzikon ZH
Eltern: Vater Altphilologe, Mutter Künstlerin Geschwister: 2 Brüder
Familie: verheiratet mit Hans-Peter Kistler, Sohn Kilian
Schulen: Primarschule und Gymnasium in Wetzikon Ausbildung: Zeichenlehrerdiplom an der Schule für Gestaltung in Luzern
Beruf: seit 1983 bildende Künstlerin
Nebenbeschäftigung: Teilpensum als Lehrerin für bildnerisches Gestalten an der Kantonsschule Stadelhofen ZH
Freizeitbeschäftigung: Hochseeseglerin
Ausstellungen:
zwischen 1985 und 1999 fünf wichtige Einzelausstellungen und vier Gruppenausstellungen in Zürich, Winterthur, Rapperswil, Kriens, Neuenburg und Zug – 1990 und 1999 im Kunsthaus Zug, 1998 in der Galerie am See

Wendelin Boog

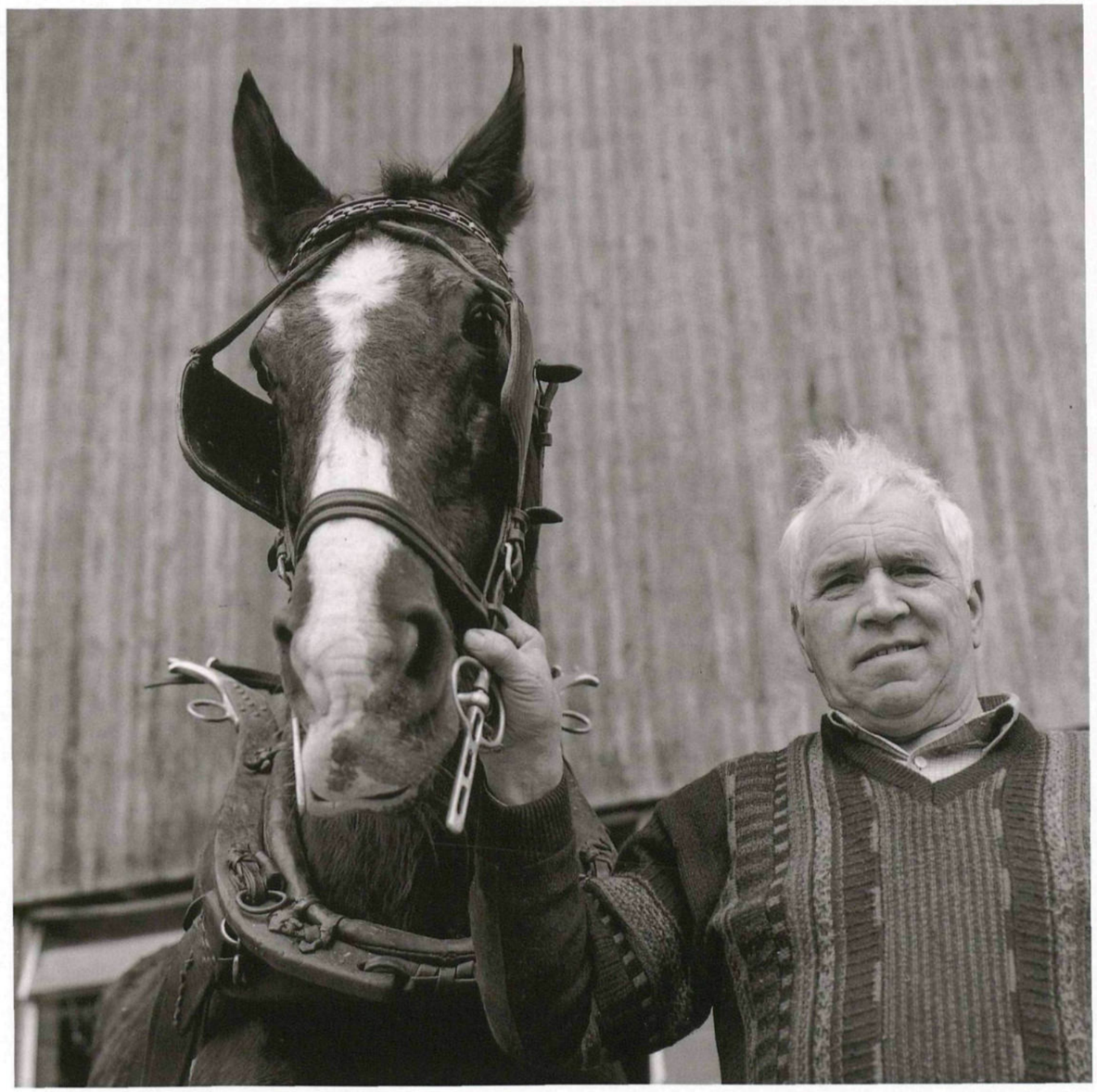
Wendelin Boog, Landwirt und Kutscher *Bauern seit Generationen*

Annemarie Setz

Bauern seit Generationen: Zu ihnen gehört Landwirt Wendelin Boog. Vor ihm seine Eltern, seine Grosseltern. Heute ist es Junglandwirt Edgar Boog mit seiner Familie. Ihr Nährboden, ihre Heimat, ihr Werkplatz, ihr gepflegter Besitz ist der in der Reussebene gelegene Hof in Drälikon. Im Frühjahr ist der Hof umgeben von Blumenfeldern, Tulpen, Narzissen, im Sommer sind es Gladiolen, Dahlien. Der ganze bunte Flor ergiesst sich dann über die Ebene. Im Hofladen gibt es je nach Jahreszeit Angebote aus der Vielfalt des Gemüseanbaus, Beeren und den delikaten Erdbeerwein. Hinter dem stattlichen Hof mit heimeligem Stöckli – in welches sich der 65jährige Landwirt Wendelin Boog mit seiner Frau Pia «zurückgezogen» hat, tummeln sich Pferde. Idylle einerseits. Ein gerüttelt Mass an Arbeit, Tagewerk von früh bis spät, intensive Zusammenarbeit und ein starker Zusammenhalt der Bauernfamilie anderseits. Auf dem Hof lebt der eine ledige Bruder des Bauern. Die Gemeinschaft von Jung und Alt – nicht überall geht das gut. Aber bei Boogs, da hat man das gute Mass gefunden: die Selbständigkeit der jungen Familie ist gewährleistet, die Hilfe der Eltern aber kommt, wenn sie verlangt wird. Und darauf zählt die jüngere Generation gerne. Integriert ins Famlienleben sind alle. Die Seele des Hauses – oder der Häuser – ist Pia. Wendelin ist kein Mann der vielen Worte, aber wie sehr er seine Frau liebt und ihr dankbar ist, spürt man aus Blicken oder aus einem Händedruck. «Wenn jemand nicht da ist, vermisst man ihn sofort», sagt Wendelin Boog. Wendelin Boog hat vier erwachsene Kinder – eine Tochter ist ebenfalls Bäuerin – und zehn Grosskinder. Es gibt immer Betrieb bei Boogs. Die Jungen, die nicht auf dem Hof Drälikon leben, kommen gerne zu Besuch. Seit zehn Jahren hat Wendlin Boog den Hof seinem Sohn Edgar verpachtet, in diesem Jahr verkauft. «Wir haben Glück, dass auch unsere Schwiegertochter so gut in die Familie passt», freut sich Wendelin Boog über die jungen Bewirtschafter. Toleranz, Herzlichkeit und Gemütlichkeit seien wichtig, wenn verschiedene Menschen zusammenleben und zusammen arbeiten.

1918 hätten die Grosseltern den Hof gekauft, auf dem Wendelin mit seinen vier Geschwistern aufgewachsen ist. Milchwirtschaft wurde betrieben, auch Ackerbau. Und schon der Vater von Wendelin Boog habe sich auf Pferde verstanden, sei auch bei der Kavallerie gewesen, erinnert sich der Bauer. Von harten Zeiten weiss er zu berichten, als der Vater zum Wehrdienst einrücken musste, die Verantwortung für den Hof bei der Mutter lag. Das sei nur darum gut gegangen, weil auch die Mutter aus einer Bauernfamilie stammte. Die Pferde wurden im Militärdienst gebraucht.

Geackert und gefahren auf dem Hof wurde mit dem Muni- und Kuhgespann. Die Kinder lernten früh, tüchtig zuzupacken bei den Arbeiten in der Landwirtschaft. Im weiteren seien während der Kriegszeit Leute zugeteilt worden, die auf Bauernhöfen arbeiten mussten, Leute allerdings, die oft von Landwirtschaft keine Ahnung gehabt hätten, weil sie in ganz anderen Berufen tätig gewesen seien. «Da zeigte unsere Mutter die-



sen Helfern, wie man Gras auflädt, und musste etwa mitansehen, wie das Gefährt ungelenk gesteuert wurde und ihr Velo zu Schrott fuhr», schmunzelt Wendelin Boog. In dieser Zeit war für die Familie von Vorteil, dass sie sich selber versorgen konnte. Brotbacken gehörte zum Alltag. Milch gab es genug. Obst auch. Und wenn eine der Kühe krank wurde, habe man den Metzger kommen lassen. «Wir Kinder mussten dann im Dorf ‹Fleisch antragen›, die Leute fragen, ob sie vom Vorder- oder vom Hintertiertel wollten. Und dann fragten die Leute etwa: «Was hat denn die Kuh gehabt?» Oder sie erkundigten sich vorsichtig: «Sie hat doch nicht etwa das Fieber gehabt?» Für «Fieberfleisch» wollten die Leute nicht viel bezahlen. Das Pfund Fleisch sei zu zwei Franken zwanzig gehandelt worden. Auch als Mutter Boog ein weiteres Kind erwartete, war ihre Arbeit auf dem Hof nötig. Das seien für eine Bauernfamilie harte Zeiten gewesen, die Kriegszeiten, erinnert sich Wendelin Boog. Gerade jetzt, im Jahr der Kriege auf dem Balkan, denkt er oft an die Kriegszeit zurück, an jenen Tag etwa, als bei Sins ein Flugzeug in den Boden raste, als auf dem Hof alles dunkel war und man sich hütete, beim Dreschen mit zu viel Licht zu arbeiten. Dass Krieg herrsche, musste man den Kindern auch erklären, als ganz in der Nähe des Dräliker Hofes das Polenlager gebaut wurde. Die Polen hätten auf dem Hof ihre Wäscherei eingerichtet, gewohnt hätten sie beim Wasserreservoir in Holzbaracken. In Fünferkolonnen hätten sie den Wald beim Zollschlag und im Langholz gerodet.«Sie waren noch immer da, als ich bereits zur Schule ging, und sie sangen immer Lieder», denkt Wendelin Boog zurück. Man habe extra für die Polen eine Sonntagsmesse um zehn Uhr zu St. Wolfgang eingeführt.

Mutter Boog hatte im Alter einen krummen Rücken. Aber sie strahlte immer viel Wärme aus, war gastfreundlich, freute sich über jeden Besuch und war stets über das Weltgeschehen auf dem Laufenden. Diese Gastfreundschaft und Offenheit ist auch in den nachfolgenden Generationen spürbar. Wendelin Boog und seine Frau Pia führen diese Tradition fort. Wendelin Boog besuchte die Schulen in Hünenberg und Cham. Als seine Eltern fanden, der tägliche Weg aus der Reussebene hinauf und hinüber nach Cham sei doch etwas weit, schickten sie ihn ins Kollegi nach Appenzell. Dort fand Wendlin Boog Freunde und Kollegen. An der Landwirtschaftlichen Schule, damals an der Hofstrasse in Zug, holte sich Wendelin weiteres Rüstzeug für seinen Beruf, der für ihn von Anfang an feststand: Bauer auf dem Hof in Drälikon. Er schloss sich der jungen CVP an, damals Kolinbund genannt. Er war auch deren Präsident. «Wir waren und sind eine christliche Familie», sagt Wendlin Boog aus Ueberzeugung. Ein Tischgebet ist und bleibt selbstverständlich. Dann lernte Wendelin Boog seine Frau Pia kennen, von der er auch heute sagt:«Wänn i nöd esone liebi und tüchtigi Frau hett...». Lächelt und schweigt.

Es gab für Boogs auch schwere Zeiten. 1976, im Februar, starb der geliebte Vater von Wendelin Boog und im gleichen Jahr stürzte der kleine Sohn – ebenfalls Wendelin getauft – vom Silo. Das war für Wendelin Boogs Familie ein harter Schlag. An einem Freitag sei der Todessturz passiert. Am darauf folgenden Montag hätte der kleine Wendelin seinen ersten Schultag, dem er entgegenfieberte, erleben dürfen. «Es ist viel Gefahr da auf einem Bauernhof», sagt Wendelin Boog nachdenklich und denkt dabei an seine Grosskinder, die gerne auf dem Hof spielen.

Täglich fährt Wendelin Boog Gemüse zu verschiedenen Abnehmern, Geschäften und in beste Restaurants zu Stadt und Land. Sohn Edgar führt einen Gemüsestand beim Metalli in Zug und beschickt auch den Gemüsemarkt in Luzern. Der Hof in Drälikon ist heute ganz auf Gemüsebau, Beeren und Blumen spezialisiert. Es ist ein Betrieb mit Integrierter Produktion. Qualität ist angesichts ihrer anspruchsvollen Kunden für Boogs oberstes Gebot. Die Umstellung von Milchproduktion auf Gemüsebau sei für den Boogschen Betrieb notwendig geworden, erklärt Wendelin Boog. Denn man habe kommen sehen, was heute in der Agrarpolitik geschehe.

Wendelin Boog hat ein besonderes Hobby. Er fährt mit dem Pferdefuhrwerk zur Freude von Hochzeitsgästen, von Vereinen, von Klassengesellschaften, verfügt über Hochzeitskutschen und über vier Gesellschaftswagen. Vier-, fünf- oder zweispännig ziehen die Rosse die stattlichen Gefährte. Die lässt er schmücken oder sie werden auf dem Hof mit hofeigenen Blumengebinden behängt. Oft sieht man Wendelin Boog hoch auf dem Bock, in Zylinder und Frack, die Peitsche schwingend, stolz seine Gäste durchs Zugerland fahren. Langweilig ist es Wendelin Boog nie. «I bi no all Tag uf de Pischte» lacht er. So lange er gebraucht werde, sei er auch da. Aber dreinreden wolle er nicht. Nur sei es immer schwierig, Dinge im Alter loszulassen. Kirchen- und Trachtenchor gehören zu Wendelin Boogs Hobbies, zumal er immer gerne singt. Mit seiner Frau Pia ist er Mitglied des Trachtenchors Ennetsee. Geselligkeit und Frohmut auch ausserhalb der Familie müsse sein. Entsprechend gelassen sieht Wendelin Boog die Jahrtausendwende. Zukunftsängste hat er nicht, auch nicht für seine Famlie. Er gehört zu jenen Bauern, die dem Berufsstand auch im nächsten Jahrtausend Chancen einräumen. Qualität sei wichtig, am Markt präsent sein ein Gebot der Zeit. Auch spezialisieren müsse man sich können – und eben anpassen. Vor allem sollten die Bauern «am gleichen Strick in die gleiche Richtung ziehen». In diesem Sinne fürchtet er auch nicht um seine Nachkommen. Und schliesslich: «Z'ässe bruuchts immer.» Er verfolgt die politischen Geschehnisse, schaut, was «die links und die rechts machen», fühlt sich natürlich als «einer von der alten Garde» und ist überzeugt, ohne ein von Herzen kommendes Gottvertrauen gehe es eben nicht.

Kurzporträt

Name: Wendelin Boog
geboren am 4. April 1934
Herkunft: Knutwil LU, aufgewachsen in Hünenberg
Eltern: Wendelin und Marie Boog-Arnold
Geschwister: 4
Familie: verheiratet mit Pia
Kinder: Edgar, Pia, Markus und Andreas
Schulen: Primarschule in Hünenberg, Sekundarschule im Kollegium Appenzell
Ausbildung: Landwirtschaftliche Schule
Beruf: Landwirt
Nebenbeschäftigung: gemeindlicher Ackerbaustellenleiter
Freizeitbeschäftigungen: Pferdebesitzer, Kutschenfahrten, Gesang
Mitgliedschaften: Präsident des Reitclubs Ennetsee, Mitglied der Trachtengruppe

Simone Peikert, Küchenchefin *Leidenschaft in Cocktailhäppchen*

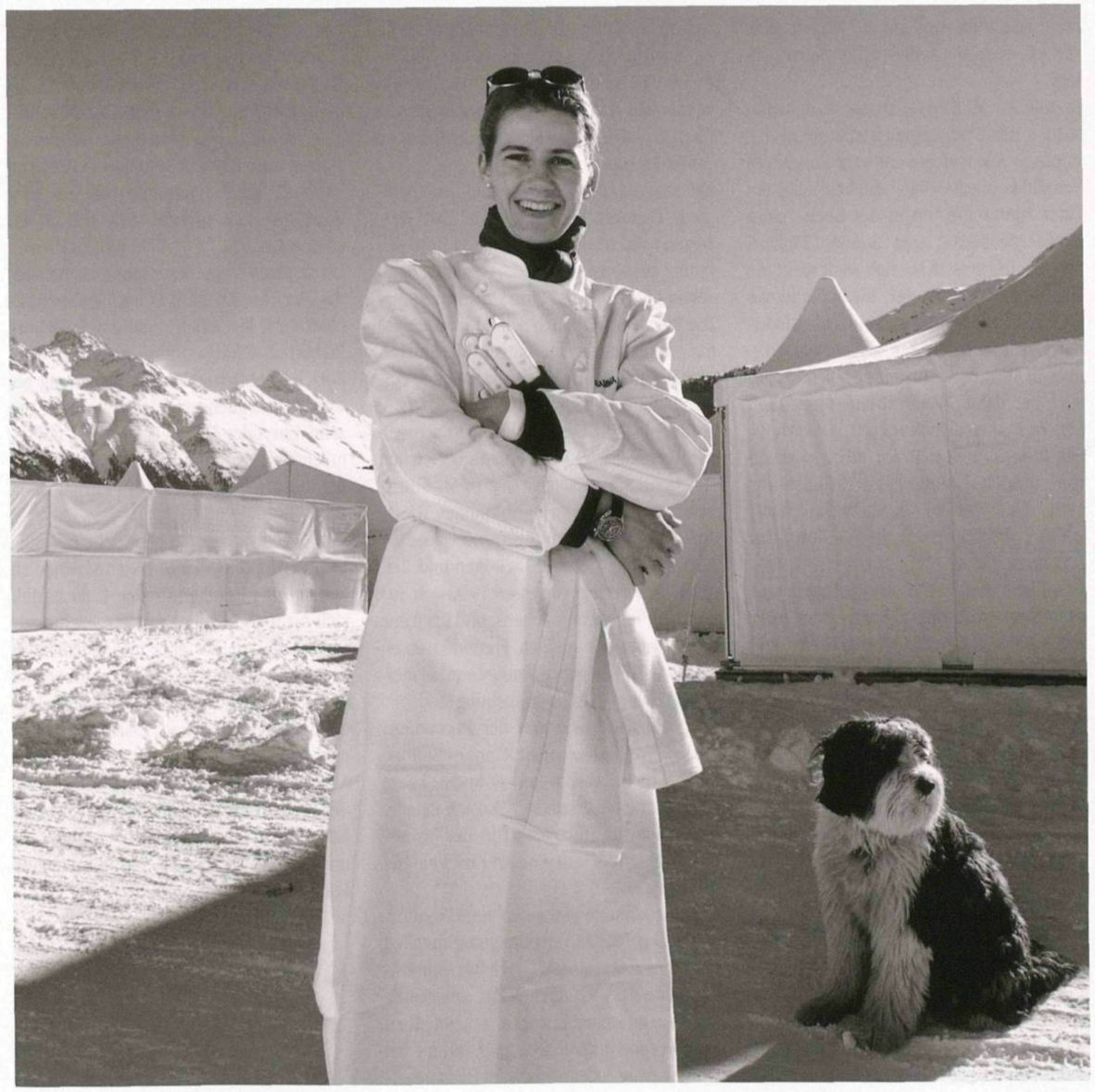
Ronald Schenkel

Speditionsfirma? Theaterfundus? Auswärtige Hotelküche? Falsch. Was von allem ein wenig besitzt, ist in Wirklichkeit etwas ganz anders: eine Cateringfirma, *die* Cateringfirma im Kanton Zug und vielleicht sogar in der ganzen Schweiz. Die im Hünenberger Industriequartier Bösch beheimatete Gamma Catering AG steht im Ruf, die ausgefallensten Wünsche Wahrheit werden zu lassen. Das Bankett als Inszenierung mit dem Gast in der Hauptrolle. Essen einmal anders. Bei Gamma geht es mehr als nur um die Verpflegung. Doch wer mit leerem Magen spielt – und sei es auch nur sich selbst –, spielt wahrscheinlich nicht besonders gut. So bleibt denn das Essen wichtigster Bestandteil auch bei diesen Verwandlungskünstlern in Sachen Tafelfreuden. Und zuständig für die Gaumenabteilung ist eine Person Mitte dreissig, die zwar keine Kochlehre absolviert hat, aber deswegen nicht weniger professionell arbeitet: Simone Peikert.

Simone Peikert ist eine Frau der neunziger Jahre. Man ist nicht mehr das, was man gelernt hat. Man wird, was man will. Freie Märkte und verschwindende Vorschriften sind für Menschen gemacht, die sich Träume erfüllen möchten; die das zu ihrem Lebensinhalt gewählt haben, was ihnen gefällt. Simone Peikert besuchte zwar die Kunstgewerbeschule Luzern und lernte Textildesign. Sie arbeitete auch auf diesem Beruf, assistierte während drei Jahren bei einem Zürcher Designer. «Assistentin darf man aber nicht länger als drei Jahre sein. Sonst bleibt man es ein Leben lang.» Die Frau mit dem offenen Gesichtsausdruck und den wachen, hellen Augen wollte das nicht, sie wollte selbständig werden, aber nicht unbedingt in ihrem angestammten Beruf.

Wenn die Freiheit grenzenlos ist, bestimmt der Zufall, wohin das Leben führt – oder die Liebe. Simone Peikert stieg ins Geschäft ihres damaligen Freundes Peter Gamma ein. Wiederum als Mitarbeiterin, ein neues Assistentendasein schien aufzuziehen. Keine verlockende Aussicht. Aber Simone Peikert nutzte die richtige Gelegenheit. Als der Küchenchef in den Ferien weilte – «so richtig gut machte er es eigentlich gar nicht» –, zeigte sie, wie man es anders machen konnte. Eine wirkliche Karriere abseits der üblichen Wege von Berufslehre und Schule hatte begonnen. Zwei Monate im Londoner Luxusgourmetclub von Anton Mosimann genügten, um die Grundlage des Küchenchef-Métiers zu erlernen. Dessen Quintessenz: Cool bleiben in allen Lebenslagen. Simone Peikert ist eine Selfmade-Frau. Heute ist sie Küchenchefin bei Gamma Catering AG – the Boss, und ebenso wichtig wie Peter Gamma selbst – oder vielleicht noch eine Spur wichtiger?

Ist etwa die Geburtstagsfeier eines blaublütigen Teenagers angesagt, läuft Simone Peikert zur Höchstform auf. Vom Einkauf über die Zubereitungsart bis zum Timing des Servierens, von ihr wird verlangt, dass sie alles im Griff hat. «Aber ich kann nie voraussagen, wie es abläuft, nicht einmal, ob es mit letzter Sicherheit auch klappt.» Geklappt haben die von ihr orchestrierten Banketts, Parties, VIP-Anlässe, Brunches, Picknicks oder Hochzeitsessen bislang



recht gut; eben, weil sie die Nerven nicht verliert, wenn alle andern schon tüchtig zittern.
In solchen Momenten ist sie auch unbestritten der Chef, obgleich man im sechsköpfigen Küchenteam ein eher kollegiales Verhältnis pflegt. «Wir bestehen nicht auf einer Hierarchie wie in der Küche eines Fünfsternehotels», sagt Simone Peikert. Schliesslich musste sie sich auch nicht die Hierarchieleiter in der Küchenindustrie hocharbeiten. Manchmal sind fehlende Erfahrungen eben besser als einschlägige. Aber in Ausnahmesituationen fallen Regeln auch mal dahin. Wenn es sein muss, kann Simone Peikert sich durchsetzen. Den nötigen Respekt zollt man ihr nicht aufgrund von Autorität, sondern weil sie selbst ihr Letztes gibt. «Ich bin zäh, und wenn ich mir ein Ziel gesetzt habe, halte ich durch bis zum Äussersten.»
Wenn man Simone Peikert im Stammhaus von Gamma Catering in Hünenberg trifft, sich mit ihr in die kleine Kantine setzt, sind Gesprächsunterbrechungen nicht ausgeschlossen. Seien es die Anzahl Schalotten, die auf einen Teller gehören, sei es das dringende Gespräch mit einem Lieferanten, Simone Peikert weiss es, soll es, muss es, tut es. Und gleichzeitig hat sie kreativ zu sein.
«Ich weiss eigentlich nicht, woher die Ideen kommen», sagt sie, «wir probieren aus, besprechen Vorschläge im Team, und natürlich lese ich Kochbücher.» Aber am liebsten bereitet Simone Peikert Einfaches zu, Rezepte aus der eigenen kulturellen Umgebung. «Wir sind Schweizer, warum sollen wir Thai kochen?» Natürlich serviert Gamma auch Thai – und eine ganze Reihe anderer exotischer Gerichte, zusammengestellt von Simone Peikert; aber nur, wenn es ausdrücklich gewünscht wird. Simone Peikert ist schliesslich nicht nur Ausführende. Mit den Kunden bespricht sie die Menüs, und da bringt sie auch ihre eigenen Ansichten ein.
Catering ist eine aufreibende Beschäftigung. Daneben bleibt nicht viel Zeit. Deswegen wohl ist sie ihrem Pferd so treu. «Es zwingt mich, mal was anderes zu tun, es zu reiten und dabei die Firma zu vergessen.» Die Pferde waren auch schuld daran, dass Simone Peikert keine langen Auslandaufenthalte absolvierte. «Ich konnte mich einfach nicht von ihnen trennen.»
Simone Peikert besitzt natürlich auch einen Freundeskreis. Die Freunde besuchen sie, wenn sie beispielsweise in St. Moritz während der Poloturniere und des White-Turf-Rennens auf dem zugefrorenen See die VIPs bekocht, wenn die Schönen und Reichen ihre Ferien geniessen. «Das ist für mich ein Teil meines Lebens, und ich freue mich, wenn ich meinen Freunden einen Platz im VIP-Zelt geben kann, wenn sie meine Gäste in exklusiver Umgebung sind.»
Ganz unbeeindruckt von der Prominenz, die sie ihre Gäste nennen kann, ist Simone Peikert nicht. Aber wenn sie kocht, kocht sie stets wie für Freunde. «Was ich mache, mache ich von Herzen.» Trotz der Professionalität hat sie sich eine Art Unschuld bewahrt.
Heute ist Simone Peikert in einer komfortablen Lage. Sie ist Verwaltungsratsmitglied der Gamma Catering AG. «Ich bin selbständig, ohne dass ich mich selbst selbständig machen musste.» Zur Zeit scheint auch kein Wechsel anzustehen. Aber Träume hat Simone Peikert dennoch. «Ein Haus mit einem Garten, in dem alles wächst, was ich zum Kochen brauche.» Kochen – für Simone Peikert eben mehr als ein Beruf. Ein Lebensinhalt? Sie zitiert Paul Bocuse: «Kochen ist wie Lieben. Man tut es von ganzem Herzen oder überhaupt nicht.» Im Fall von Simone Peikert könnte man wohl von einer Form von Liebe sprechen, die sich im Kochen ausdrückt.
Ob sie ihren Traum vom Haus mit dem Garten, der ihre Küche versorgt, je verwirklichen wird? Eigentlich versteht sich Simone Peikert als Stadtmensch. Der Umzug nach Zürich steht bevor. Baar ist ihr zu eng geworden und auch zu leblos. «Wenn wir um zehn Uhr oder später Feierabend haben, möchten wir noch ausgehen. Das kann man um diese Zeit eben besser in Zürich als in Baar.
Ihr gegenwärtiges Leben scheint auch kaum Raum für andere Daseinsformen zu lassen. Eine Familie? Simone Peikert fühlt sich nicht als Familienmensch. «Schon als Kind habe ich ein eher zurückhaltendes Verhältnis zur Familie gepflegt.» Immerhin bleibt ihr Zeit, ihren Lieblingsbeschäftigungen neben Kochen, Essen und Reiten nachzugehen: Besuchen von Konzerten und Ausstellungen. Aber eben, auch nur in einer Freizeit, die reichlich knapp bemessen ist. Selbständigkeit hat eben ihren Preis, und Simone Peikert ist eine konsequente Frau.

Kurzporträt
Name: Simone Peikert
geboren am 2. März 1965
Herkunft: Zug
Eltern: Rainer und Susanna
Geschwister: Philipp und Dominik
ledig
Schulen: Primar- und Sekundarschule, Diplommittelschule an der WS in Zug
Ausbildung: Textildesign an der Kunstgewerbeschule in Luzern
Beruf: Küchenchefin
Freizeitbeschäftigungen: in kulturellen Äusserungen dem Zeitgeist nachspüren, Reiten

Robert Kiener, Rentner und Geräterestaurator

Oft fehlt es am Willen

Katrin Piazza

«Komm, schau, das ist mein Arbeitsraum. Hier verbringe ich Stunden um Stunden. Jetzt arbeite ich an einer Uhr für die Schule, damit die Kinder sehen, wie sowas funktioniert. Ich habe sie aus fünf Uhren zusammengebaut, hier ist die Unruh, und die Feder da habe ich hinten befestigt, damit man sie sieht, und hier ist das Läutwerk. Das habe ich alles selbst gemacht. Mit einer Hand, ja. Ursprünglich war ich Rechtshänder, aber die rechte Hand kann ich nicht mehr gebrauchen seit dem Schlag. Doch, das geht schon. Den meisten fehlt's am Willen, weisst du. Man kann, wenn man will.

Geboren wurde ich 1928 im Kanton Luzern, in der Gemeinde Root, oben auf dem Michelskreuz. Ich bin der Dritte, zuerst kam Candid, dann der Seppi. Am 18. September geboren, meine Grossmutter erzählte, es habe Schnee auf dem Land gelegen. Zuerst wohnten wir dort oben, dann zogen wir um nach Walchwil, danach in ein Haus an der Bohlstrasse, zwischen dem Haus «Daheim» und dem Aegeritor. Im Haus «Daheim» arbeitete mein Vater jeweils nach seiner eigenen Arbeit. Da lebten eine Frau Spillmann und ein Fräulein Spillmann. Vater schnitt dort die Stauden und wir Buben halfen ihm, die Stauden in den Huwylerturm zu tragen. Vater bekam dafür 30 Rappen in der Stunde, und wenn er eine Pause machte, musste er diese Zeit abziehen. Geizig waren die beiden eleganten Damen! Wir durften manchmal ins Haus, aber mussten uns zuerst immer die Hände waschen und die Schuhe ausziehen. An der Bohlstrasse wohnten wir ungefähr ein halbes Jahr, dort wurde Mathilde geboren, dann zogen wir um, an die Stadtmauer hinunter, in das Haus, das vor ein paar Jahren abbrannte. Dort kamen noch zwei Schwestern zur Welt. Im Dorf hatten wir eine Küche, die war kleiner als mein Arbeitsraum hier, winzig und ohne Fenster. Wir waren ja nur sieben Kinder, gell, Vater und Mutter, manchmal auch noch die Grossmutter. Für die ganze Familie ein Gasherd mit zwei Flammen. Direkt an die Stadtmauer gebaut, da konnte man die blosse Mauer sehen.

Im Prinzip wäre ich gerne in die Schule gegangen, aber es gab grosse Probleme. Mein Bruder hatte die Kinderlähmung, den mussten wir im Leiterwagen in die Schule hinunterbringen. Wir trugen geflickte Kleider und konnten Fräulein Moos oder dem Lehrer Fässler nicht immer Blumensträusschen bringen wie andere, und deshalb waren wir eben auch keine guten Schüler. Päuli Wyss, der war auch so ein Schlitzohr, Päuli Wyss und ich, wir spielten einmal einen Streich in der Oswald-Kirche. Die läutete immer um zwölf Uhr, aber eines Tages banden wir einen Sack um den Schwengel, also läutete sie an diesem Mittag nicht. Wir glaubten, es habe uns niemand gesehen, doch da war eine Frau, die hat Faden und Knöpfe verkauft, ein richtiges ‹Rätschwyb›, die hat uns verraten. Am Mittag kam der Polizist und fragte: ‹Kiener, komm mal raus, wo wart ihr am Mittag?› ‹In Seelikon unten›, sage ich, ‹wir haben den Fischern zugeschaut.› Doch Päuli erzählte eine andere Geschichte. So mussten wir in den Karzer. Der war dunkel und leer, bis auf ein paar Korbflaschen voller Tinte. Und ich musste



mal. Was hätte ich machen sollen? So habe ich eben in diese Flaschen gepinkelt. Das ist nie ausgekommen, jedenfalls damals nicht. Später, an einer Klassenzusammenkunft, hat jemand eine Schnitzelbank darüber verfasst, wahrscheinlich hat Päuli Wyss doch einmal ‹lugglah›. Da bin ich drangekommen. Ich lachte nur und sagte: ‹Ihr wart noch dümmer, ihr habt mit meinem Seich geschrieben, das ganze Schuljahr lang.›
Dann hat es geheissen: der Kiener ist schwer erziehbar. Man hat mich nach Lütisburg gebracht, ins Heim. Wie alt ich da war? So in der dritten, vierten Klasse. Vielleicht zehn. Ein Jahr in Lütisburg. Jeden Monat mussten wir zum Direktor, einem Pfarrer, einem angesehenen Mann. Immer, wenn wir bei ihm waren, langte er uns ans ‹Pfyffeli›, jedesmal. Ich habe es einmal einer Menzinger Schwester erzählt. Die hat mich verdroschen. Wenigstens durfte ich nach Hause, das heisst, nicht nach Hause, sondern zu einem Bauern. Ich hatte die sechste Klasse nicht absolviert und musste bei einem Bauern arbeiten. Werder Mattis in Holzhäusern, bei dem hatte ich es sehr gut. Aber ich musste arbeiten, weisst du, von halb fünf Uhr morgens bis abends um acht. Dafür bekam ich vierzig Franken im Monat, der Vater hat den Lohn immer abgeholt. Ich erhielt davon zwei Franken als Taschengeld.
Das wäre alles noch erträglich gewesen, weisst du, aber ich hätte gerne eine Laborantenlehre gemacht. Als bei der Firma Ipsa in Rotkreuz jemand gesucht wurde, stellte ich mich vor. Sie sagten, ich solle mal im Labor in der Nachtschicht anfangen. Also habe ich tagsüber beim Bauern gearbeitet und abends im Labor. Ich hatte Freude dran. Einmal musste ich in einem leeren Tank eine Probe nehmen für einen Test. Zwei Hilfsarbeiter hätten aufpassen sollen, doch statt aufzupassen tratschten sie miteinander. Ich atmete Chloroform ein und fiel um. Nach einer halben Stunde merkten die zwei endlich, was geschehen war, man brachte mich sofort zum Arzt, doch seither ging es mir nie mehr ganz gut. Mit der Chloroformvergiftung ging auch die Arbeit flöten.
Mit sechszehn kam ich in die Landis & Gyr, anfangs als Laufjunge, dann durfte ich in der Montage arbeiten. Mein Meister war sehr zufrieden mit mir, und einmal sagte er: Wir machen ein paar Tests mit Ihnen. Die Tests waren einfach zu lösen, doch die Rechtschreibung wurde zum Problem, weil ich das eben nie richtig gelernt hatte. Also fing ich an zu büffeln. Ich durfte einen Kurs besuchen, bekam meinen Lohn und alles, aber ich musste büffeln. Ich habe abends nach der Arbeit zu Hause gelernt. Ja, da war ich schon verheiratet, hatte schon Kinder. Es war schwierig, mit den Jungen mitzuhalten, aber ich hatte zum Glück schon Erfahrung. Ich sage dir, leicht war das nicht. Nach der Prüfung stieg ich in die Seriemontage auf, dort war ich Abteilungsmechaniker. Später machte ich auch noch die Vorarbeiter-Prüfung. Schau, hier habe ich die Berichte und alles. Man sagte immer, ich hätte Begabung, aber sie sei nicht ausgefeilt, weil ich keine Ausbildung hätte. Als ich in der Crypto arbeitete, kam sehr viel zusammen. Ich hatte ungefähr 60 Personen unter mir, Ueberwachung, Raumpflegerinnen, Elektriker, Feuerwehr, Lehrlinge und Schreinerei. Wenn ein Nachtwächter nicht drauskam, rief er mich an, mitten in der Nacht. Ich konnte nicht viel schlafen. Die Crypto lieferte damals in 120 Staaten, ich musste aufpassen, dass sich die diversen Kunden im Gang nicht trafen, welches Sitzungszimmer frei war und wer nicht mit wem zusammentreffen durfte. Das war zu viel. In einem Monat machte ich mehr als neunzig Ueberstunden. Ich bekam eine Lungenembolie. Dann kam ich in die Psychiatrische Klinik nach Oberwil. Wegen einer Lungenembolie. Warum? Frag mich nicht. Ich weiss es auch nicht. Das war Mitte der Siebziger Jahre. Es gab Missstände, ich begann mich zu wehren. Man bekam immer Spritzen, damit man ruhig war. Doch, ich war ziemlich lange dort. Meine Frau und mein Sohn holten mich raus. Vor fünf Jahren kam dann die Erlösung. Der Hirnschlag ist meine Erlösung. Ich bin zwar gelähmt, aber es geht mir gut. Psychisch einwandfrei. Gesund. Es geht alles mit einer Hand, meistens fehlt es den Leuten am Willen, wenn's nicht geht, gell. Ich habe mein Hobby, meine Werkstatt, meine Familie, meine Kinder. Ich habe genug zum Leben. Weil ich nach dem Prinzip lebe: ‹oni nüt gits nüt›. Wenn man nicht so begabt, schulisch begabt ist, meine ich, muss man halt ein Schlitzohr sein. Ich war immer ehrlich, das heisst, ich betrog nie einen Armen. Wenn mich jemand legte, kam er eben auch dran. Was mir der Jahrhundertwechsel bedeutet? Für mich ist das eine ganz grosse Frage. Wie kommt das alles heraus? Hoffentlich wird es besser und die Menschen plagen einander nicht so wie jetzt. Eine einzige Ellböglerei ist das. Was macht man mit Leuten, die nicht so gebildet sind wie die anderen? Man will ja nur noch Akademiker, Juristen. Hat ein Junger heute Zukunft? Sag du's mir. Heute hast du eine Zukunft, wenn du ein Gauner bist, aber als ehrlicher Mensch? Wer wird heute reich? Die, die spekulieren und lügen. Aber man muss ja nicht reich werden. Man muss nur richtig leben.
Mein Jugendtraum war immer, eine liebe Familie zu haben. Das habe ich verwirklicht. Als ich heiratete, hatte ich keine fünfzig Franken, ein Paar Hosen und zwei Hemden. Meine Mutter sagte zwar immer: ‹Ich lege etwas von deinem Lohn zur Seite.› Als ich heiratete, war gar nichts da. Aber ich hatte Glück mit meiner Frau. Wir haben uns alles erarbeitet. Heute kann ich sagen: Ich will ein Kotelett – und ich bekomme es, ich kann es mir leisten. Meinen ersten ganzen Landjäger in meinem Leben ass ich in der Rekrutenschule. Das gab's vorher nie. Mutter kaufte immer Cric, Lungen und Eingeweide der Kühe, Röhren und Sehnen und so. Dann machte sie einen grossen Topf Sosse dazu und gab altes Brot hinein, das war unser Mittagessen. Manchmal ging ich zu Nachbarn ein Fränkli erbetteln, damit Mutter Teigwaren kaufen konnte. Weisst Du, wie uns diese Leute angeschaut haben im Dorf oben?
So, jetzt habe ich genug erzählt. Es kommt mir schon noch das eine oder andere in den Sinn, aber ich erzähle dir nicht alles. Auch ein Mann darf ein Geheimnis haben, gell!? Und manchmal braucht er auch eine Notlüge.»

Kurzporträt
Name: Robert Kiener
geboren am 18. September 1928
Herkunft: Willisau-Land LU
Eltern: Josef und Katrin Kiener-Gunt
Geschwister: Kandid, Josef, Mathilde, Verena, Anita, Otto
Schulen: Primarschule in Zug
Ausbildung: Elektromechaniker- und Werkmeisterschule bei der L&G, Elektro-Eicherkurs
Beruf: Elektromechaniker
Nebenbeschäftigung: Geräterestaurator (Uhren, Waffen und Feuerwehrartikel)
Mitgliedschaften: Feuerwehrverein, Chronikgruppe, früher Fähnrich der Musikgesellschaft Steinhausen

Anna Maria Helfenstein

Anna Maria Helfenstein, Kräutergärtnerin

Das Saatgut der Menschheit

Alexandre Kobel

Überraschend. Der erste Händedruck erinnert an Schmirgelpapier. Wir stehen im Garten Nummer zwei und ich denke mir: «Was für ne Chrampf!» Anna Maria Helfenstein bewirtschaftet sechs Gärten, die zwischen Zug und dem Walchwiler Berg liegen. Wie die alten Römer ihre Söhne durchnummerierten, so hat auch sie ihre Gärten dem Alter nach bezeichnet. Garten eins ist ihr Hausgarten, der das Gebiet um den Chnopfliturm verschönert. Er dient der Freude und wird nicht wirtschaftlich genutzt. Der zweite Garten liegt unweit eines wilden Kastanienwaldes und nutzt das milde «Tessiner Klima» der Walchwiler Hänge. Drei und vier liegen oben auf dem Walchwiler Berg, dort wo das Klima rauer ist, wo das Wetter nur eine Kultur zulässt. Die Gärten fünf und sechs tragen ihre Frucht im Friedbach. Da zieht sie intensiv Gemüse für den Markt und die Natur erhält Platz, Blumen wachsen zu lassen. Es ist tatsächlich ein Krampf, meint Anna Maria Helfenstein, doch er lohne sich. Im Zwei wachsen zur Zeit vor allem Kräuter und Wildblumen. Sie wachsen gut, auch wenn der Frühling zu viel Wasser gebracht hat. Als Vorteil der weiten Verteilung der Gärten betrachtet die Pächterin, dass das Wetter nur immer einen zu treffen vermag. Der Südhang an der Eisenbahnlinie Richtung Gotthard erlaubt drei Kulturen, was für zugerische Verhältnisse aussergewöhnlich ist. Diese idealen Voraussetzungen nutzt sie möglichst effizient. In Pacht hat sie einen Flecken Land übernommen, der sich auf einem kurzen Tunnel der Bahn befindet. Anna Maria Helfenstein trägt gutes Schuhwerk und Hosen mit grossen Taschen, das ist praktisch, denn immer wieder kramt sie etwas Nützliches daraus hervor. Um die Hüfte hat sie eine Bauchtasche gebunden, die Platz für die wichtigen Dinge des Alltags bietet. Sie nimmt ihr weisses Rüstmesser zur Hand und macht sich an die Arbeit. Für einen Zuger Wirt, den sie schon seit Jahren beliefert, stellt sie eine Auswahl an Kräutern zusammen. Kleine Bünde werden sorgsam mit elastischen Gummis – die sind immer am Handgelenk – zusammengehalten und beiseite gelegt. Sie tut dies in aller Ruhe, so als hätte sie noch nie etwas anderes getan.

Den Einstieg in die Arbeitswelt machte sie über eine Lehre als Floristin in Luzern. Die Arbeit gefiel ihr recht gut, doch störte sie sich schon damals daran, dass die Natur sehr oft, mittels Draht, in eine Form gezwungen wurde. So reifte in der Zeit der Ausbildung auch der Wunsch nach einer Neuorientierung. Es ergab sich, dass Anna Maria Helfenstein gleichzeitig mit der Abschlussprüfung als Floristin die Aufnahmeprüfung ans Kindergärtnerinnenseminar in Luzern bestand. Sie begann also mit der Hege und Pflege des Saatguts der Menschheit, versuchte den Kindern den Respekt vor der Natur und den Menschen weiterzugeben, den sie als einen unabdingbaren Wert bezeichnet. Sie hat Kinder gern und die Arbeit mit ihnen hat ihr viel Freude bereitet. Aber auch Leid. Sie kam an einen Punkt in ihrem Leben, wo es den eigenen Garten neu zu ordnen galt. Um zu leben betätigte sie sich im Pflegeheim, im Service und auch als Putzfrau. In jener Zeit erkannte sie, dass der Umgang mit der Natur ein wichtiger Be-



standteil ihres Wesens ist, und so besann sie sich auf ihre erste Ausbildung und entschloss sich, im Garten arbeiten zu wollen. Anna Maria Helfenstein ist keine Frau der übereilten Entschlüsse, sie lässt auch diese reifen. Ende der Achtziger fuhr sie nach Holland in einen Kräutergarten, in einen Grossbetrieb, der Kräuter für den Export produziert. Diesem Jahr in Holland hängte sie noch eines in Triengen an, ebenfalls in einer auf Kräuter spezialisierten Grossgärtnerei. Es war eine anstrengende, aber auch lehrreiche Zeit. Sie wollte erfahren, wie ihr Körper auf die Anstrengungen reagiert, wie sie sich in einem Leben als Gärtnerin zurecht finden würde. Die Jahre in der Fremde gaben ihr Gewissheit und Zuversicht. So begann sie 1992 mit den Walchwiler Gärten an ihrer neuen Zukunft zu arbeiten.

Bevor ein Garten Ertrag abwirft, muss er sorgsam aufgebaut und gepflegt werden. Seit Anna Maria Helfenstein mit ihren Gärten arbeitet, verdient sie auch Geld im Reformhaus. Diese Arbeit, der sie jeweils am Vormittag nachgeht, sichert ihr zusammen mit der Gartenarbeit ein befriedigendes Einkommen und eine gewisse Unabhängigkeit.

Heute sind die Gärten kostendeckend, sogar etwas mehr, und die Entwicklung sieht gut aus. Dieser Umstand gibt ihr auch den Optimismus, die Zukunft mit ihren Gärten zu sehen.

Dass sie verschiedene Gärten zu pflegen hat, ist organisatorisch nicht gerade ideal. Doch sie spricht von Glück, dass sie diese Gärten überhaupt hat. Den Schritt zu einem grossen Garten würde sie heute schon gerne machen, liesse sich doch einiges an Aufwand sparen. Einmal, da hätte sie einen solchen pachten können – sie hat es nicht getan. Und ist froh über diesen Entschluss, denn gerade dieses Stück Land wurde von den Fundamenten einer Terrassensiedlung zerstört. Um die Arbeit rationeller organisieren zu können, fährt sie jetzt mit einem Kleinstbus von Ort zu Ort. Ein Entschluss, der ihr nicht leicht gefallen ist. Während einer ganzen Gartensaison hat sie sich das Umsteigen überlegt, hat Vor- und Nachteile in die Waagschale gelegt und dann den brach liegenden Führerschein aus der Schublade geholt. Zwanzig Jahre unfallfrei, pflegt sie zu sagen, ohne einen Meter gefahren zu sein allerdings. Sie frischte ihr Wissen mit einem Fahrlehrer auf und ist heute froh, dass sie nicht immer vollbepackt in den ZVB-Bus steigen oder die Bergbahn benutzen muss. Wenn sie am Samstag zum Markt fährt, dann hat sich im Laufe des Freitags eine Wagenladung Gemüse, Kräuter, Essigflaschen und Blumen angesammelt, die sie ab 7 Uhr auf dem Landsgemeindeplatz den Frühaufstehern, von denen es recht viele gibt, anbietet. Früher gab sie die Früchte ihrer Arbeit anderen Marktfahrern mit, was sich letztlich nicht bewährte. Sie begann daher selbst am Markt zu verkaufen. Anfänglich tat sie dies mit einem speziell umgebauten Veloanhänger, doch nach einem total verregneten Markttag entschloss sie sich jeweils einen offiziellen Marktstand aufzustellen. Und so steht der Stand der Kräuterfrau jeden Samstag zuoberst auf dem Landsgemeindeplatz; von dort kann Anna Maria Helfenstein beobachten, wie die Sonne langsam über den Platz wandert und mit der Sonne auch die Menschen kommen, die wissen wollen, wie der Mensch hinter dem Gemüse aussieht, das sie essen.

Ihr Angebot wird geschätzt. Gewiss spielt da auch die Bio-Knospe ein Rolle, die ihren Stand von den anderen unterscheidet. Die Sache mit der Knospe versteht sie mehr als Qualitätsgarantie denn als Gesinnungsfrage. Der Kunde wisse, dass er Lebensmittel kaufe, die nach biologischen Grundsätzen angebaut werden; und für sie sei es ein Anreiz, ihren Garten konsequent zu bearbeiten. Die Knospe bringt nicht nur Qualität, sondern auch einen Haufen Arbeit. Das genaue Rapportieren sei ihr manchmal fast schon zuviel; doch es lohne sich, davon ist sie überzeugt.

Gerade die Büroarbeiten sind es, die sie davon abhalten, Restaurants und Geschäfte beliefern zu wollen. Sie will im Garten arbeiten und nicht am Pult; denn im Garten kann sie sich mit den Pflanzen auseinandersetzen, kann der Natur den Platz geben, den diese oft nicht mehr beanspruchen darf. Es wäre falsch, jetzt zu glauben, in den Helfenstein-Gärten herrsche ein heilloses Durcheinander. Alles hat seinen zugewiesenen Platz. Doch manchmal treibt die Natur sonderbare Blüten, geht ihre eigenen Wege; das sind die Momente, die Anna Maria Helfenstein still geniesst, in denen sie der Natur Freigang gibt. So hat es in all ihren Gärten Plätze, bei denen nicht die Rentabilität im Vordergrund steht, sondern das Farbenspiel oder eine Erinnerung, die mit einer Pflanze verbunden ist. Das Leben in ihren Gärten hat sie gelehrt, dass die Natur nicht restlos planbar ist. Die Natur sei eine Kraft, die sich nicht zerstören lasse, wenn man sie respektiere. Sie will die Natur nicht konsumieren, sie will mit ihr arbeiten. Natur und Respekt sind zwei Eckpfeiler im Denken der Anna Maria Helfenstein. Und dafür arbeitet sie hart – aber auch gerne.

Wenn sich die Gartensaison dem Ende zuneigt, kommt auch für sie eine ruhigere Zeit. Im Winter könne sie recht faul sein, habe sie Zeit, ein Buch zu lesen oder Gedanken niederzuschreiben. Sie tut auch dies allein, was sie sich zwar so nicht vorgestellt habe, aber es gehe durchaus gut auf diese Art und Weise. Auch in den Wintermonaten werden die Gärten nicht sich selbst überlassen. Ordnung muss geschaffen und die Kraft der Natur gebändigt werden. Nur so lassen sich die Vorstellungen, die mit der Arbeit reifen, im kommenden Frühling auch umsetzen.

Die Ruhe und Beschaulichkeit des Winters trügt. Im Februar bricht Anna Maria Helfenstein aus dem Bild aus, das man sich von ihr macht. Da gerät das Luzerner Blut in Wallung und sie geht an die Fasnacht. Jahrelang tat sie dies, wie könnte es auch anders sein, als Einzelmaske. Heute sind sie zu zweit, die sich ein Thema stellen und sich dann entsprechend vorbereiten. «Das muss sein, daran gibt es nichts zu rütteln.» Zeit nachzudenken hat sie nach den Fasnachtstagen noch genug. So trägt sie schon seit einiger Zeit die Idee mit sich herum, mit Menschen im Garten zu arbeiten, die etwas zu verarbeiten haben, die in der Gartenarbeit ihre innere Ruhe wieder finden wollen. Das sind Pläne, die sie, wenn die Natur auch ihr weiterhin Gesundheit schenkt, vielleicht realisieren wird; es müsse aber nicht unbedingt sein. Den Gärten jedoch gehört die Zukunft der Anna Maria Helfenstein ganz bestimmt.

Kurzporträt

Name: Anna Maria Helfenstein
geboren am 26. Juli 1952
Herkunft: Emmen LU
Eltern: Josy und Xaver Helfenstein-Kramis
Geschwister: 6
ledig
Schulen: Primar- und Sekundarschule
Ausbildung: Floristin, Kindergartenseminar
Beruf: Kräutergärtnerin
Nebenbeschäftigung: Teilzeit-Verkäuferin in Drittweltläden
Freizeitbeschäftigung: Aufbau der Kräutergärten, Blumenanbau, Lesen und Musizieren
Mitgliedschaften: VSBLO / Bio Suisse

Akio Mayeda, Musikwissenschafter und Japanologe

Von fremden Ländern und Menschen

Johanna Gnos

Hiratsika, Sommer 1947 – Akio Mayeda, 15-jährig, liegt krank im Bett. Der musikalisch interessierte Junge folgt einer Radiosendung über Robert Schumann. Das Opus 15 «Kinderszenen» wird angekündigt. «Gewiss nichts für mich», denkt der Junge im Bett, «ich bin kein Kind mehr und möchte nicht ans Klavierüben erinnert werden.» Trotz der Skepsis hört er weiter. Gleich mit den ersten Anschlägen entwickelt sich eine Melodie, die mit ihren einfachen Tonfolgen wie eine innere Heimat klingt. Der Junge wird von einem Fernweh erfasst, als die Ansage den Titel «*Von fremden Ländern und Menschen*» beifügt. Er springt aus dem Bett und versucht die verklungene Melodie am Klavier wieder hervorzuzaubern. Es ist aber kaum möglich, die Noten von Schumanns begehrtem Werk zu besorgen. Wir befinden uns in Japan kurz nach dem Krieg. Waren aus dem Ausland sind schwer erhältlich, und Noten gelten als Luxusartikel. Akio Mayeda zieht für sich zwei Schlüsse. «Erstens: In fremde Länder und zu Menschen mit so freundlich klingender Musik will ich einmal gehen. Zweitens: Musiknoten sind schwer zu bekommen.»

Unterägeri, Sommer 1999 – Wir sitzen im Haus von Akio Mayeda in Unterägeri. Der Raum im Dachgeschoss ist im Gegensatz zur übrigen Einrichtung japanisch, weil seine Mutter aus Tokyo zum Ferienaufenthalt erwartet und vielleicht in absehbarer Zeit ganz einziehen wird. «Dann ist es, als ob sich vier Generationen unter einem Dach befinden.» Vom Balkon der Hauptwohnung her hört man die Stimmen der jungen Frau von Akio Mayeda und ihrer gemeinsamen zweijährigen Tochter. Bald dreissig Jahre wohnt der Japaner hier in diesem Haus in der Zuger Berggemeinde. Akio Mayeda hatte seine früh gefassten Zukunftsträume nicht aus den Augen verloren. Er schloss die Mittelschule in Hiratsu ab und belegte dann an der Universität in Tokyo Aesthetik, Kunstwissenschaften und Germanistik. Um sein Taschengeld zu verdienen, erteilte er während seines Studiums Privatunterricht in deutscher Sprache. Eine Mitstudentin, Kazuko Onoguchi, war dabei, ihre Magisterarbeit unter dem Titel «Anton von Webern und die Zeit» zu schreiben. Beim Lesen und Übersetzen der zeitphilosophischen Texte fand sie bei Akio Mayeda die benötigte Hilfe. Doch hat er bei diesen Unterrichtsstunden das verdiente Geld nicht wie sonst auf die Seite gelegt: Er lud die attraktive Musikstudentin mit dem verdienten Geld anschliessend an den Unterricht jeweils sofort zum Essen ein. Nachdem Akio Mayeda selber mit einer Arbeit über «Hegels Musikästhetik» die Studien in Tokyo beendet und zugleich die Stipendiatenprüfung für Wien bestanden hatte, verlobte er sich mit Kazuko, welche ihre Arbeit über Anton von Webern inzwischen auch abgeschlossen hatte. Gemeinsam zogen sie nach Wien. Sieben Jahre studierten Kazuko und Akio Mayeda am Wiener Konservartorium und an der Universität. Um der Sommerhitze Wiens zu entfliehen, suchten sie für die Semesterpause einen kühleren Ort. Über ein Inserat stiessen sie auf die Familie Häcki in Unterägeri, welche Studenten aus dem aussereuropäischen Ausland Gastrecht während der Sommerzeit in ihrem Zuhause anbot.



Die Sympathie spielte offensichtlich zwischen dem japanischen Paar und der schweizerischen Familie: Sommer für Sommer kamen Akio und Kazuko Mayeda zurück nach Ägeri. Von hier aus eröffnete sich ihnen die Schönheit der Schweiz nach dem Motto von Dr. Josef Häcki: Nicht die ausgetrampten Touristenpfade bringen einem das Land näher, sondern die Fusswege, welche die Region erschliessen, nicht Matterhorn und Jungfrau sind von Ägeri aus die ersten Berge der Schweiz, sondern der Rossberg und der Wildspitz. Akio und Kazuko Mayeda erlebten, wie die Familie Häcki um ein elftes Kind reicher wurde und trotzdem noch Platz hatte für ihre treuen Sommergäste. Als Akio Mayeda 1972 die Lektoratsstelle für Japanische Sprache an der Universität in Zürich übernahm, blieb er Unterägeri treu. Mit dem Einzug in das Haus an der Waldheimstrasse über dem Ägeriseee verwandelte sich der Sommerwohnsitz von Kazuko und Akio Mayeda zu einem Ganzjahresaufenthalt. Als Musikwissenschafter unterrichtete Akio Mayeda nun zwar hauptsächlich japanische Sprache und Kultur, doch hat es ihn im Laufe der Jahre deutlich wieder zur Musikwissenschaft zurückgezogen.

Die Erkenntnis des damals Fünfzehnjährigen hat für Akio Mayeda im Verlaufe der Jahre eine besondere Bedeutung gewonnen und macht einen grossen Teil seiner Arbeit aus. Die Forschung nach den Originalschriften Schumanns und anderen zeitgenössischen Dokumenten hält ihn seit bald dreissig Jahre in Bann. 1982 übernahm er nämlich die Editionsleitung der Robert-Schumann-Gesamtausgabe, welche die Deutsche Akademie für Wissenschaft und die Schumanngesellschaft in Auftrag gab. Die Vorgabe ist hoch, edierten doch keine Geringeren als Klara Schumann und Johannes Brahms die Erstausgabe. Um diese aus menschlicher, zeitgenössischer und fachlicher Nähe zusammengetragene Ausgabe aus heutiger Sicht ergänzen zu können, heisst es, möglichst auf die Eigenschriften oder korrigierten Erstdrucke aus der Hand von Robert Schumann zurückzugehen. Diese Noten befinden sich oft im Besitze von verschwiegenen Sammlern. Durch die Jahre hat sich im Haus von Akio Mayeda wohl das weltweit grösste Wissen über Schumann und seine Zeit zum Teil in Microfilmen, zum Teil in Originalen angesammelt. Im Zuge seiner intensiven Schumannforschung habilitierte Akio Mayeda mit seinem Buch: «Schumanns Weg zur Symphonie» (Mainz, 1992) und erlangte an der Universität Heidelberg vor vier Jahren eine Professur für Musikwissenschaft. Daneben hat Akio Mayeda immer auch Vorlesungen an der Musikhochschule in Zürich und Gastvorlesungen an der Kunitachi Musikhochschule in Japan gehalten.

Akio Mayeda lebt nun schon seit langem im Herzen von Europa. Vieles hat sich für ihn auch privat ereignet: Sein Sohn aus der Ehe mit Kazuko ist in Unterägeri geboren und aufgewachsen und lebt nach einem Studienjahr an der Universät Tokyo nun wieder in Zürich. Seine Frau Kazuko, eine geschätzte Klavierlehrerin in Unterägeri, erkrankte vor zehn Jahren an Brustkrebs und starb – erst 54-jährig – im Kantonsspital in Zug. Akio Mayeda wurde selber krank. Erst in spitalärztlicher Behandlung, betreut vom gleichen Arzt, der seiner Frau beigestanden war, und untergebracht in einem Zimmer, das gleich eingerichtet war wie das Krankenzimmer seiner Frau, begann er allmählich wieder den Bezug zu seinem Leben herzustellen. Doch stand für ihn nie zur Diskussion, nach Japan zurückzukehren. Zu sehr hat sich Akio Mayeda auf diese gewisse Fremdheit eingelassen, mit der er sich auf beide Länder bezieht – auf Japan, das zwar seine Heimat ist, wo er aber nicht lebt, und auf die Schweiz, wo er lebt, die aber nicht seine Heimat ist. Heimweh oder Fernweh – er hat gelernt, auf die innere Zugehörigkeit zu achten, die sich in der Klarsicht der Gefühle zeigt und nicht unbedingt mit räumlicher Nähe einhergeht. Wenn Akio Mayeda im Rahmen seines Lehrauftrages an der Uni Zürich über Japan spricht, dann nicht wie einer, der sich von seiner Heimat abgewendet hat, sondern wie einer, der sein Land aus der gewonnenen Distanz als Ganzes zu sehen vermag und dieses zugleich in den Nuancen seiner Empfindungen und Bindungen wahrnimmt. In seinen Vorlesungen an der Uni Zürich rührt er an das in fremden Zeichen und Worten repräsentierte Leben. Sein Erzählen weckt bei den Studenten den Wunsch, Japan von seiner Innenseite kennenzulernen.

So bewegend Akio Mayeda über Sprache spricht, so eindrücklich versteht er über Musik zu schreiben. Einer japanischen Musikstudentin und Konzertviolonistin kam der CD-Begleittext von Akio Mayeda zur neuen Vladimir-Ashkenazy-Einspielung von Schumanns «Papillon» in die Hand. Angetan von der treffenden Einführung folgte sie den Spuren des Autors weiter, indem sie sein in japanischer Sprache erschienenes Buch «Schumannia» las. Mit einem Leserbrief an den Verfasser gab sie ihrer Begeisterung über das Buch Ausdruck, das zu Schumanns Werk einen sowohl musikwissenschaftlich fundierten wie auch gefühlvollen Zugang eröffnet. Unter den Leserbriefen, die Akio Mayeda hin und wieder erhielt, stach dieser heraus durch den glühenden Enthusiasmus seiner Verfasserin. Als sich die Leserbriefschreiberin bei Akio Mayeda dann bei einer Vorlesung über Schumann an der Musikhochschule persönlich einfand und vorstellte, kam zum geteilten Interesse an Schumann die gegenseitige Sympathie hinzu. Tomoko Hirata heisst die Violonistin. Für den Abschluss ihres Musikstudiums zog sie von Tokyo nach Düsseldorf und erwarb hier ihr Konzertdiplom mit Stücken von Schumann. Vor fünf Jahren heirateten schliesslich Tomoko und Akio Mayeda. Mit Tomoko ist frisches Leben eingezogen im Haus an der Waldheimstrasse, das lange Zeit vom Abschied von der ersten Frau belastet gewesen war. Tomoko versteht es, neue Beziehungen zu den Nachbarn zu knüpfen und auch zu den Bauernhöfen in der Umgebung, wo sie die Nahrungsmittel frisch einkauft. Ab und zu gibt es im verjüngten Haus Mayeda auch Hauskonzerte, zu denen sie die Nachbarschaft einlädt. Als Gegengeschenk hat Tomoko die Erlaubnis erhalten, unbeschränkt Kirschen direkt vom Baum essen zu dürfen. 1997 ist Reiko zur Welt gekommen, dreissig Jahre jünger als der Sohn Tomoo aus der ersten Ehe. Wie ihr Halbbruder Tomoo wird auch Reiko christlich erzogen im Sinne eines japanisierten Christentums, wo das Dankesgebet und die Botschaft des neuen Testaments unabhängig von Sakramenten oder der Zugehörigkeit zu einer Kirche Geltung haben. Akio Mayeda erinnert sich an den erschütternden Augenblick, als der Japanische Kaiser seine Göttlichkeit auf Druck der Vereinten Nationen öffentlich dementieren musste. Auch wenn die Göttlichkeit des Kaisers von vielen Japanern nur gleichnishaft verstanden wurde, so ist für die Nation doch ein verinnerlichtes Bild zusammengebrochen und ein lange gewachsenes kulturelles Selbstverständnis mit einem Schlag fragwürdig geworden.

Die kommende Jahrtausendwende sieht Akio Mayeda nicht als Hürde vor sich, auch nicht die bevorstehende Pensionierung, wenn er seine bereits reduzierte Lektoratsstelle am Ostasiatischen Seminar ganz aufgeben wird. Ausschlaggebender ist für ihn das Jahr 2006, wenn sich der Todestag von Schumann zum 150. Mal jährt und das Jahr 2010; dann kehrt Schumanns Geburtstag zum 200. Mal wieder. Dann wird Akio Mayeda selbst 75 Jahre alt sein. Doch die Edition der Robert-Schumann-Gesamtausgabe lässt ihm vorläufig keine Ruhe. Sie ist auf 45 Bände geplant – bis jetzt sind acht davon erschienen. Daneben begleitet er als Herausgeber bei einem japanischen Verlag auch eine Gesamtausgabe von Beethovens Werk in zehn Bänden, jeder einzelne Band von je zehn CD's vervollständigt.

«Was wahr ist, was gut ist, was schön ist» – die Einfachkeit und Klarheit dieser Werte bedarf keiner Übersetzung. Dass diesen Qualitäten Raum geboten werde in seinem persönlichen Wirken, im Geist seiner Familie, aber auch im gesellschaftlichen Umfeld, ist der grosse Wunsch von Akio Mayeda an die Zukunft, die mit seiner zweijährigen Tochter ein neues Gesicht gewonnen hat. Seiner Frau wünscht er neben dem ausgefüllten Alltag einer Mutter ein persönliches Weiterkommen als Geigerin. Als kleinen Wunsch erhofft er für sich selber ein niedrigeres Handicap im Golfspiel. Welches allerdings sein momentanes Handicap sei, das behalte er lieber für sich selber, fügt er lächelnd bei.

Kurzporträt

Name: Akio Mayeda
geboren am: 18. April 1935
Herkunft: Tokyo, Japan
Eltern: Vater Dr. Shiro Mayeda, Biochemie-Forscher
Mutter Yoshika Mayeda-Suzuki, Forscherin der klassischen Literatur Japans
Geschwister: Hiroko Konno-Mayeda in Tokyo, Shigeo Mayeda in Los Angeles
Zivilstand: verheiratet in zweiter Ehe mit Tomoko Mayeda
Familie: Sohn Tomoo aus erster Ehe, Sohn Reiko aus zweiter Ehe
Schulen: Primar- und Sekundarschule, Gymnasium
Ausbildung: Aesthetik und Kunstwissenschaften an der Universität Tokyo, Bachelor 1958, Master 1961;
Musikleitung am Konservatorium, Musikwissenschaft an der Universität in Wien, Dr. phil. 1967, Habilitation 1986 an der Universität Heidelberg
Beruf: Musikwissenschafter und Japanologe
Nebenbeschäftigung: seit 1982 Editionsleitung der Robert-Schumann-Ausgabe, 1998 Herausgabe von Beethovens Gesamtwerk
Freizeitbeschäftigungen: Reisen und Golfspiel

Schwester M. Reginalda Suter

Sr. Reginalda Suter, Gefangenenseelsorgerin

Vom eigenen Gefangensein

Annemarie Setz

Schwester Reginalda, lebhaft, spontan, freundlich grüsst sie ihre Mitschwester an der Pforte, dann eilt sie durch die Gänge zum Besprechungszimmer. Noch ein Blick zurück: Ja, die Post werde sie noch sortieren. Danach eine Englischstunde. Dann Mittag. Gebet. Seelsorgertagungen vorbereiten und sich mit jenen sogenannt «Randständigen» befassen, die man weggeschlossen hat, wegschliessen musste, damit sie mit ihren Taten, Untaten konfrontiert, der Gesellschaft nichts mehr anhaben können. Schwester Reginalda hat es sich zur Aufgabe gemacht, als Gefangenenseelsorgerin in der Interkantonalen Strafanstalt Bostadel und im Untersuchungsgefängnis in Zug Gefangene seelsorgerisch zu betreuen. Sie hat das Vertrauen der richterlichen Behörden und das der Anstaltsleitungen, der Mitarbeiter, nicht zuletzt auch der meisten Insassen. Nicht nur die Gefangenen, gerade auch die Mitarbeiter verbringen – wenn auch unter anderen Voraussetzungen – ein Leben hinter Gittern: Immer wieder Schranken und Codes, wo sie auch hingehen. Da sei denen der Hund, erklärt sie, ein wichtiger Freund und zugleich Beschützer der Aufseher im Sicherheitsdienst.

«Weisst Du eigentlich, dass im ‹Bostadel› seit zwei Jahren kein katholischer Seelsorger mehr tätig ist?» Die mit Schwester Reginalda befreundete, damals in Hünenberg wirkende Pfarrerin Marianne Reifers stellte ihr diese Frage. Eine Nacht schlief Sr. Reginalda darüber. «In der zweiten Nacht begann es in mir zu arbeiten», sinnt sie. Dass die Kirche doch für die Ärmsten, die vom Weg Abgekommenen, die Ausgestossenen, dasein müsste, sei doch biblischer Grund, begann sie zu argumentieren. Und dann wusste Sr. Reginalda, dass sie nichts anderes möchte als Gefangene seelsorgerisch betreuen. Sie wusste aber auch, dass es nicht einfach sein würde. Mit einer ob dieses seelsorgerlichen Wunsches überraschten und zurückhaltenden Oberin sprach sie sich aus. Schliesslich meldete sich Sr. Reginalda und begann neun Monate später mit ihren Besuchen im Bostadel. «Und der chömid eso, i dere Tracht?» habe sie der damalige Anstaltsleiter entgeistert gefragt. «Ja, eso», entgegnete Sr. Reginalda schlicht. Und sie habe keine schlechten Erfahrungen gemacht mit dem Auftreten in der Ordenstracht. Gerade Menschen aus anderen Kulturkreisen, Moslems etwa, hätten eine gewisse Ehrfurcht. «Schwester, es ist eine grosse Ehre, dass Sie zu uns kommen.» Diese Worte eines Moslem klingen in Sr. Reginalda immer noch nach. Und sie sagt freimütig: «Ich war noch nie in meinem Leben so glücklich wie jetzt, in meiner Arbeit. Ich fühle mich zudem stark in der Klostergemeinschaft im Heiligkreuz verankert.» Diese innere Ruhe und eine gewisse Gelassenheit braucht Sr. Reginalda für die Arbeit mit den Inhaftierten. Zweimal pro Woche verbringt sie Stunden im Bostadel, spricht auch mit Vorgesetzten, Aufsehern, Sozialarbeitern, erfährt, ob es besondere Vorkommnisse gab, spürt, wo sie am dringendsten gebraucht wird. «Sexualstraftäter stehen auf der untersten Rangstufe», weiss Sr. Reginalda. Aber: «Ich hole sie alle ab als Menschen, frage, wie es ihnen geht, erfahre oft auch, wie sie von anderen geplagt



werden.» Sr. Reginalda hat hinter den Mauern des Bostadel ein kleines Büro. Gefangene haben ihr ein kleines Plakat gemalt: «Sr. Reginalda ist frei. Sr. Reginalda ist besetzt. Je nach dem.» Ein Fensterchen ist herausgesägt. So hat Sr. Reginalda im Auge, ob jemand draussen wartet. Zuerst hatte Sr. Reginalda Angst, dass die Ordenstracht eine Barriere zwischen ihr und dem gefangenen Gesprächspartner bilden könnte. Heute weiss sie, die Tracht bedeutet Schutz, Distanz gegenüber dem Mann, der vor sich eine Frau sieht: «Ich setze auch selber Grenzen, wenn nötig. Doch das kommt selten vor.» Sr. Reginalda scheut sich nicht vor Gesprächen, auch über heikle Dinge. Über vulgäre Ausdrücke höre sie hinweg und konzentriere sich auf das Anliegen. Vielfach würden sich die fremdsprachigen Gefangenen sogar dafür entschuldigen, dass ihre Wortwahl so sei, weil sie es nie anders gelernt hätten.

«Ich bin keine Missionarin», betont Sr. Reginalda. Sie fordere nicht zum Beten auf. Aber wenn jemand beten wolle, dann sei sie gerne zum gemeinsamen Gebet bereit. Aggressiv reagiert Sr. Reginalda, wie sie selber sagt, nur, wenn Leute immer wieder fragen: «Ja, haben Sie denn Erfolg?» Dann muss sie jedesmal unterstreichen, dass es nicht darum geht, Menschen zu bekehren, ihnen Besserung abzuringen, sondern einfach darum, Gestrauchelte ein Stück Weges zu begleiten. Im Bostadel sind Menschen, die nachträglich getauft werden möchten, auch Erstkommunikanten und Firmlinge. Es gibt Gefangene, die an der einmal pro Monat stattfindenden Messe teilnehmen möchten, bei der sie als Seelsorgerin anwesend ist, Auf andere Verhältnisse als im Bostadel, der Strafanstalt für Wiederholungstäter, stösst Sr. Reginalda im Zuger Untersuchungsgefängnis. Da sei die Arbeit oft «happig», gezeichnet von den Aggressionen und der Hoffnungslosigkeit von Gefangenen, die nicht wissen, was sie erwartet, wie es weitergeht. Da erlebe sie auch innere Neigung zu Zerstörung.

Der eigene Weg von Reginalda Suter war nicht immer einfach. Vor allem war er von bescheidener Lebensweise geprägt. Aufgewachsen in einer Fabrikarbeiterfamilie in Steinhausen, wo der Vater mit 350 Franken pro Monat eine siebenköpfige Familie ernähren musste, erfuhr das Kind, was es heisst, den Franken umzudrehen. Mutter ging nähen und flicken, um das Gehalt aufzubessern. Im 300-jährigen Haus wohnten die fünf Kinder, wurden religiös erzogen, gingen täglich zur Kirche. Bereits früh musste Reginalda, die gerne weiter in Zug zur Schule gegangen wäre, sich von diesem Weg trennen.«Es drückte mir schier das Herz ab, als ich aus finanziellen Gründen die dritte Sekundarklasse in Zug nicht mehr besuchen konnte», erinnert sich Sr. Reginalda heute. Es folgte ein Welschlandjahr. Und 17 Jahre jung, trat Reginalda – gegen den Willen ihres Vaters – ins Kloster ein. «Eigentlich mit einer Selbstverständlichkeit.» Der Prozess, diesen elementaren Schritt zu verarbeiten, sei erst später gekommen. Sr. Reginalda erwarb das Primarschulpatent. Unterricht konnte sie damals auf der Sekundarstufe und im Sprachkurs erteilen. 30 Schwestern umfasste damals der Lehrkörper im Heiligkreuz. Die Stundenverteilung sei eine Statusfrage gewesen. Sie als jüngste habe «nehmen müssen, was übrig blieb», auch das Fach Turnen, vor dem sie sich als Ungelenke an den Geräten äusserst gefürchtet habe. Hingegen besass Sr. Reginalda sprachliches Talent. Ein Englandaufenthalt bei den Ingenbohler Schwestern verhalf ihr zum Proficiency. 1972 belegte Sr. Reginalda einen Theologiekurs. Selbstzweifel aber begleiteten sie, wie sie freimütig bekennt, durch all die Jahre. «Das Gefühl, Du bist niemand, Du hast nicht die Ausbildung, die du brauchtest», war stets mit von der Partie. Niemand – so weiss Sr. Reginalda – habe etwas von ihrem inneren Leiden gespürt. Der Aufenthalt in klösterlicher Abgeschiedenheit in Korea habe noch mehr Leiden gebracht. Über ein Jahr eingeschlossen, aus Krankheitsgründen unfähig zu arbeiten, unfähig, ihr Zimmer im Obergeschoss des Klosterbaus zu verlassen, habe sie sich als Gefangene gefühlt. Eine innere Brücke zur späteren Berufung als Gefangenenseelsorgerin? Sr. Reginalda glaubt «ja». Heute hat Sr. Reginalda diese durchaus als Minderwertigkeitsgefühle zu verstehenden inneren Frustrationen und Ängste überwunden, hat sich vom Gefühl des «Niemand versteht mich eigentlich» abgewandt, fühlt sich in der klösterlichen Gemeinschaft geborgen und hat mit Sprachstunden, Telefondiensten, Postbesorgen für den Lehrkörper, der Verantwortung für die Schulbibliothek, Putzarbeiten und ihrer Hauptaufgabe Gefangenenseelsorge ein ausgefülltes Frauenleben. Der religiöse Teil dieses Lebens, er hat ihr – aus Erziehung und Berufung – nie Mühe gemacht.

«Ich hatte ein Leben lang viele Vorbilder, die mich begleiteten», denkt Sr. Reginalda zurück. Doch heute spüre sie, dass sie selber ihren Weg gehen müsse. Vorbilder seien nicht mehr so wichtig. «Ich bin Schwester Reginalda und Punkt», denke sie ganz einfach. Und als Reginalda wolle sie ihren Pflichten nachgehen. Der Idee nachleben und sie auch verbreiten, dass ein Mensch, und sei er noch so schuldig geworden, sich innerlich ändern könne. Deshalb ist auch Sr. Reginalda eine vehemente Gegnerin der Todesstrafe, wie sie zum Beispiel in Amerika vollzogen wird.

Sr. Reginalda denkt über den Jahrtausendwechsel nach: «Das ist wie ein Vorhang, aber dahinter erscheint nicht plötzlich etwas anderes.» Ihr grosses Anliegen ist, dass Menschen nicht überrollt werden von den neuen Errungenschaften, dass die Eingriffe in des Schöpfers Tun nicht zunehmen. ‹Warum müssen Gurken so gezüchtet sein, dass sie – gerade statt krumm – genau in ein Kistchen passen?› fragt sie sich. Und wie soll das weitergehen mit den Eingriffen ins menschliche Leben? Eine Welt ohne Behinderte, Menschen, die der Welt auch viel brächten, könnte sie sich nicht vorstellen. Und eine Welt ohne Leiden, den Himmel auf Erden, werde es nie geben. Sorgen macht sich Sr. Reginalda um die Klostergemeinschaften: «Wir bauen ab. In zehn Jahren gab es keine Neueintritte. 80 Mitschwestern sind gestorben.» Sr. Reginalda ist sicher, dass es weiterhin Klostergemeinschaften gibt, aber sie werden kleiner sein und sich genau überlegen müssen, welchen Beitrag sie leisten wollen. Bisherige Formen würden nicht mehr so gefragt sein. Ehelosigkeit, Armutsgelübde, Gehorsam, täglich gemeinsam mit 60 ganz verschiedenen Frauen essen, beten, leben!? Sr. Reginalda ist überzeugt: «Entweder gibt man sich da ganz hinein, oder dann wird man zur Einsiedlerin.» Früher eher wenig an Politik interessiert, setzt Sr. Reginalda heute dazu Fragezeichen, ob und wie es gelingen wird, eine friedliche Weit zu schaffen. Aber das heile Bild der Schweiz gebe es nicht mehr. Allerdings – so ist die Klosterfrau überzeugt – sich nur immer rückwärts zu besinnen, bringe nichts. Besser machen in der Zukunft, das sei die Lösung.

Kurzporträt

Name: Sr. M. Reginalda Suter
geboren am 9. Februar 1934
Herkunft: Freienwil AG, aufgewachsen in Steinhausen
Eltern: Gottfried und Anna Suter-Jud
Geschwister: Gottfried, Hans, Anna, Verena
Schulen: Primarschule in Steinhausen, Sekundarschule in Zug
Ausbildung: Primarlehrerin in Heiligkreuz, Proficiency TKL
Beruf: Lehrerin
Zweitberuf: Gefangenenseelsorgerin
Freizeitbeschäftigungen: Stricken, Kochen, Jassen, Wandern
Mitgliedschaften: Kloster Heiligkreuz, Gefängnisseelsorger

Anton Fähndrich

Anton Fähndrich, Klostergärtner *Der Alpengärtner*

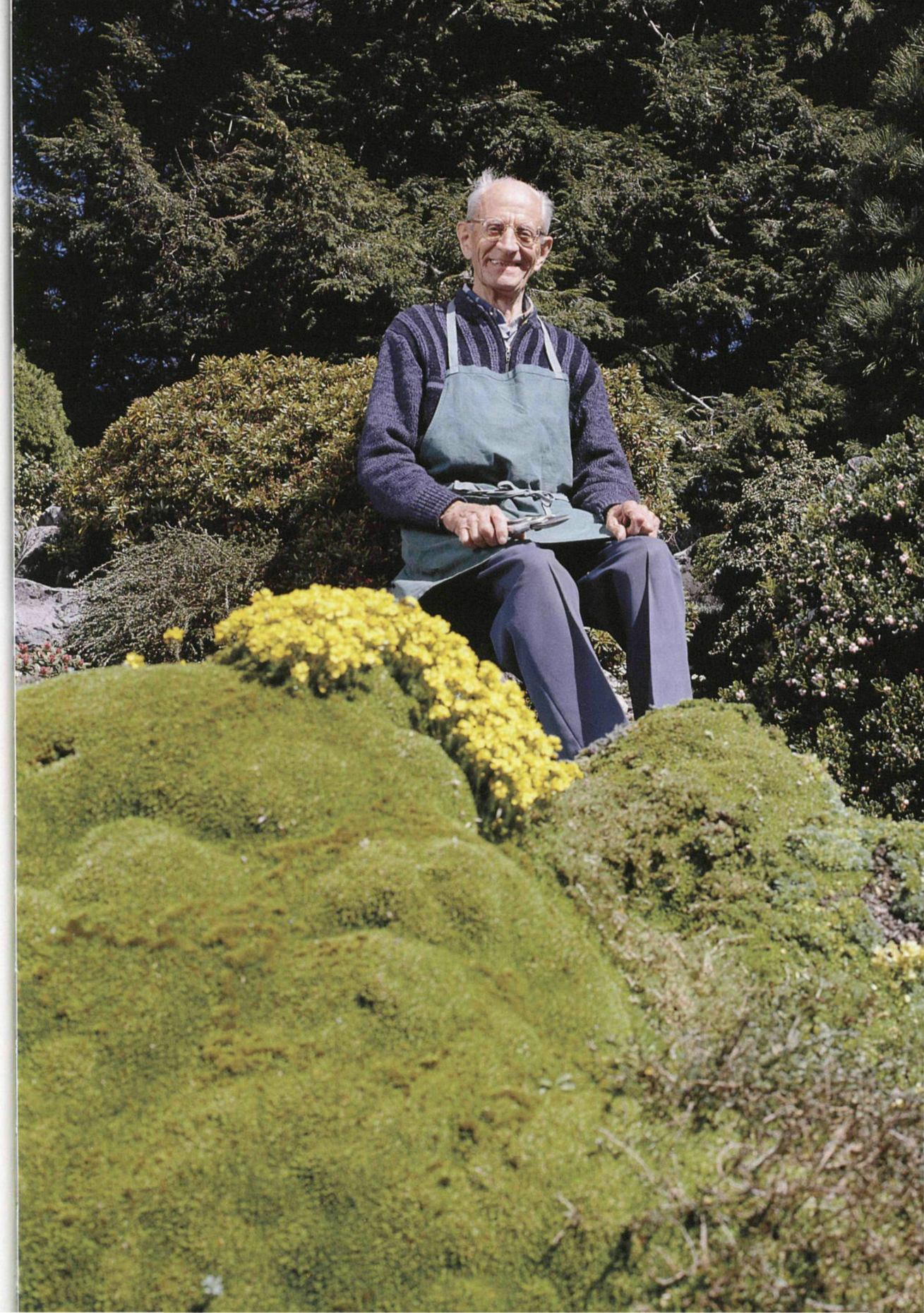
Heidy Gasser

«Das Gärtnern liegt bei uns in der Familie. Mein Vater leitete die Gärtnerei des Instituts Menzingen, und einer meiner Söhne ist auch wieder Gärtner geworden. Ich wurde 1916 in Menzingen geboren. Nach der Sekundarschule arbeitete ich ein Jahr beim Vater, bevor ich in Zug die Lehre in einem gemischten Betrieb machte, wo ich in Bereichen wie Topfpflanzen, Blumenbinderei, Dekorationen und Landschaftsgärtnerei ausgebildet wurde. Anschliessend ging ich nach Solothurn zur Firma François Wyss, wo ich bis zum 15.12.1935 blieb. Schon am zweiten Sonntag fragte ich beim Stadtorchester, ob sie einen Violonisten brauchen könnten. Sie nahmen mich auf, und so fand ich schnell Anschluss in meiner neuen Umgebung.

Violine spiele ich seit meinem zehnten Lebensjahr. Damals wäre ich viel lieber auf Bäume geklettert, als dauernd auf meinem Instrument zu üben. Doch meine Mutter half mir durchzuhalten, bis ich etwas konnte und die Freude am Spielen erwachte. Die Mutter war selber musikalisch. Es war ihr wichtig, mir diese Grundlage mitzugeben, obwohl sie mit vier Kindern alle Hände voll zu tun hatte. Die Musik hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Unseren fünf Kindern konnte ich meinerseits die Begeisterung für die Musik und die Natur weitergeben.

Die Stelle in Solothurn verlor ich wegen der damaligen Wirtschaftskrise. Ich kehrte nach Menzingen zurück und arbeitete drei Jahre für das Institut. Nach einem Abstecher in eine Gärtnerei in Hochdorf kam ich 1941 nach Menzingen zurück und schlug hier endgültig Wurzeln. Daran trägt auch meine Frau Schuld, die im Töchterpensionat als Köchin arbeitete. 1943 heirateten wir. Ich arbeitete bis 1958 im Mutterhaus in der Gärtnerei. Dann wurde das neue Seminar in Betrieb genommen, und ich bewarb mich dort. So fand ich meine Lebensstelle, wo ich bis zur Pensionierung blieb. Ich besorgte dort die Anlagen des Pensionats und des Seminars sowie das Alpinum. Meine Aufgabe bestand vor allem im Gartenunterhalt: Rasen mähen, Rosen besorgen, Sträucher schneiden, Staudengarten anlegen, giessen, neu pflanzen. Nebenbei half ich beim Unterhalt der Gebäude, führte kleinere Reparaturen aus und strich Zimmer. Es war eine vielseitige Arbeit, die mir gut gefiel.

Das Alpinum war am Anfang nur ein Fünftel so gross wie heute. Es wurde 1932 mit Steinen von Morschach angelegt. Seitdem ich pensioniert bin, habe ich es mehr und mehr ausgebaut. Mittlerweile ist es bei Fachleuten in ganz Europa bekannt. Immer wieder kommen Gesellschaften, um es anzuschauen. Das Alpinum ist fast zweihundert Quadratmeter gross und umfasst ungefähr tausendvierhundert verschiedene Arten und Sorten, darunter zahlreiche Zwergkoniferen. Laien verwechseln diese reizenden Zwerge vielfach mit den Bonsais. Doch die meisten Zwergkoniferen entstammen den sogenannten «Hexenbesen», die an älteren Nadelbäumen vorkommen können und dann durch Baumschulen vermehrt werden. Mehrere meiner Zwergkoniferen betreue ich seit über fünfzig Jahren. Sie sind immer noch klein. Trotzdem hat jeder Baum einen eigenen Charakter



und eine Ausstrahlung, wie sie sonst nur grosse, alte Bäume haben. Alljährlich blühen Zwergalpenrosen, die ich in den 60er Jahren in den Dolomiten fand. Hierzulande sind sie eine kostbare Rarität. Die voralpine Höhenlage von 800 Metern über Meer lässt die Alpenpflanzen prächtig gedeihen. Die Goldprimel, z.B. die Douglasia vitalina, eine hochalpine Polsterpflanze, blüht hier viel üppiger als an ihrem Wildstandort. Es gibt nichts Kreativeres, als mit der Natur zu arbeiten. Ich höre ihr zu und versuche dann die «Töne» umzusetzen. Ein Garten darf nie künstlich wirken. Er braucht auch Freiheit, um sich eigenständig entfalten zu können.

Mit der Firma Eschmann in Emmen arbeite ich eng zusammen. Sie sind die Alpenpflanzenspezialisten mit dem grössten Sortiment in Europa. Von dort bekomme ich alles, was ich brauche. Wir helfen uns gegenseitig. Bei seltenen Pflanzen sind sie froh, wenn bei mir im Alpinum noch Mutterpflanzen wachsen. Sie machen auch Stecklinge für mich. Eine Arbeitswoche pro Jahr verwende ich für das Sammeln von Samen. Bei manchen Pflanzen muss ich zehn bis zwölf Mal hingehen, bis ich genügend Sämlinge beisammen habe. Manche Samen muss man aufklopfen oder aufschneiden, sie reinigen. Das ist ganz unterschiedlich.

Die Alpenflora entdeckte ich auf Bergtouren und lernte die Pflanzen durch ein Studien- und Alpenpflanzenbuch kennen. Die Namen blieben mir leicht im Gedächtnis. Heute bin ich im Kanton Zug wohl derjenige, der am meisten Pflanzen kennt. Die Alpenpflanzen begeisterten mich so, dass ich alles Mögliche unternahm, um mehr über sie zu erfahren. Oft fuhr ich mit dem Fahrrad über den Hirzel nach Horgen, nahm dort die Fähre und fuhr weiter bis nach Erlenbach. Dort wohnte Arnold Vogt, ein Spezialist für Alpenpflanzen. Bei ihm gab es einen speziellen Anzuchtskasten, den er «in der Alp» nannte. Die Pflanzen holte er direkt in der Natur. Das geht heute natürlich nicht mehr. Die Alpenpflanzen sind geschützt und dürfen nicht ausgegraben werden. Spezialisten, wie er einer war, gibt es heute kaum mehr. Mittlerweile werden fast nur marktgängige Pflanzen kultiviert. Raritäten sind schwer zu bekommen.

In meiner knappen Freizeit ging ich viel in die Berge. Ich hatte das Glück, gute Hobbyfotografen kennenzulernen, die mich später dabei begleiteten. Dank ihrer Hilfe habe ich heute eine Sammlung von zirka zweitausend Dias. Einer von ihnen war Karl Müller. Da er als Securitaswächter arbeitete, konnte er oft mehrere Tage hintereinander frei machen. Im Juni gingen wir einmal zusammen nach Pontresina und fotografierten auf dem Berninapass. Dann reisten wir weiter ins Nufenenpassgebiet. Bei der Griesgletschermoräne fanden wir Raritäten wie die Mont Cenis-Glockenblume. Mittlerweile kenne ich ungezählte Plätze, wo seltene Blumen vorkommen. Die Blühzeiten sind unterschiedlich je nach dem, wie lange der Schnee in den verschiedenen Tälern liegt. Die Fotografen und ich bildeten ein gutes Team. Spitzenaufnahmen von Bergblumen sind nicht leicht zu finden. Wir ergänzten die Bergblumendias mit Landschaftsbildern und Tier- und Pflanzenaufnahmen. Da sind so leuchtende Farben und so vollkommen schöne Pflanzen zu sehen, wie sie nur während der kurzen Blütezeit vorkommen. Ein Fliegenpilz in meiner Diasammlung ist schöner als alle, die ich je selbst gesehen habe. Man kann sie nicht suchen. Es ist ein Glücksfall, gewissen Pflanzen und Tieren im richtigen Moment zu begegnen. Dank der Hilfe der Fotografen konnte ich eine wunderbare Diaschau zusammenstellen, die ich öffentlich vorführe und kommentiere. Ich erzähle auch einiges über die Zusammenhänge in der Natur, berichte über die Alpen, die weltweit eines der arten- und blumenreichsten Gebirge sind. Da gibt es verschiedene Gesteinsarten von unterschiedlicher Verwitterungsfähigkeit, die einer vielfältigen Pflanzenwelt einen Lebensraum bieten. Früher bin ich mit meinen Diaschauen weit herumgefahren. Ich zeigte sie in Gartenzentren, dem Basler Botanischen Garten, anlässlich der Versammlung des Gärtnermeistervereins, aber auch vor interessierten Laien. Das mache ich erst, seitdem ich pensioniert bin. Vorher fehlte mir die Zeit dazu.Die Musik ist mir bis heute sehr wichtig geblieben. Die klassische Musik mag ich am liebsten: Mozart, Haydn, Rossini, Beethoven. Fast zwanzig Jahre lang spielte ich im Kollegium Musicum in der ersten Stimme. Da waren einige Berufsmusiker dabei. Ich bereitete mich immer gut vor, um neben ihnen bestehen zu können. Es war schön dort mitzuspielen. Sie spielten so rein. Einunddreissig Jahre lang gehörte ich zum Kirchenorchester der Pfarrei Guthirt und fehlte während dieser Zeit praktisch nie. Manchmal träumte ich schon davon, in einem Berufsorchester mitzuspielen.

Doch ich glaube, dass ich als Laie mehr Freiheit hatte und unter weniger Druck spielen konnte.

Ein weiteres meiner Interessen gilt den Mineralien. Ich habe eine kleine Sammlung, in der jedoch sehr schöne und seltene Kristallstufen sind. 1961 besuchte ich in Seewen zum ersten Mal eine Mineralienausstellung. Die Eltern hatten sie gesehen und mir geraten, dorthin zu gehen. Ich fuhr dann mit dem Velo hin und war fasziniert. Seitdem besuchte ich viele Ausstellungen, reiste bis nach Deutschland, Frankreich und Oesterreich. Mit der Zeit kennt man die Aussteller, die Strahler und Händler, die meistens den Stand an der gleichen Stelle haben, damit man sie gut findet. Ich begann mich mit Mineralogie zu beschäftigen und lernte die Namen der Gesteinsarten, ihre chemische Zusammensetzung. Bei Kristallstufen ist der Fundort wichtig. Sie entstanden ja tief in der Erde, wurden durch gebirgsbildende Kräfte gehoben. In der Botanik haben alle Pflanzen zumindest zwei Namen, den der Gattung und der Spezies, manchmal auch der Subspezies. Das ist in der Mineralogie anders.

Mein Sohn Werner und ich haben schon viele Alpengärten überall in der Schweiz angelegt. Das ist eine wunderbare Arbeit. Für Grossanlagen benötigen wir Hunderte von Tonnen schönen Gesteins. Man nimmt normalerweise nur eine Gesteinsart und vermeidet das Durcheinander. Am schönsten sind Kalksteine. Das Alpenblumensortiment stellen wir je nach Höhenlage zusammen und setzen auch Zwergkoniferen, die das ganze Jahr schön zum Anschauen sind. Leider gibt es nur wenige gute Lieferanten. Das Meiste, was unter der Bezeichnung Zwergkoniferen verkauft wird, verdient diese Bezeichnung nicht und wird in kurzer Zeit viel zu gross.

Manchmal denke ich darüber nach, was ich in meinem Leben noch gerne geworden wäre. Zum Berufsmusiker hätte es wahrscheinlich nicht gereicht. Am liebsten wäre ich Leiter eines Arboretums geworden, was jedoch ein Hochschulstudium voraussetzt. Ein Arboretum ist eine Baum- und Gehölzsammlung. Zu einem Studium hätte mich früher niemand überreden können. Ich verstand erst später, wie wichtig eine gute Ausbildung ist. Doch mein Beruf hat mich auch zufrieden gemacht. Ich habe ihn ernst genommen. Eigentlich habe ich alles ernst genommen, was ich in meinem Leben gemacht habe.»

Kurzporträt

Name: Anton Fähndrich-Wyss
geboren am 14. Juli 1916
Herkunft: Menzingen
Eltern: Anton und Katharina Fähndrich-Schlumpf
Geschwister: Anna, Maria, Otto
Familie: verheiratet mit Berta, 5 Kinder
Schulen: 6 Jahre Primarschule, 2 Jahre Sekundarschule
Ausbildung: 3 Jahre Gärtnerlehre,
Obstschneidekurs
Beruf: Gärtner
Nebenbeschäftigung: Alpengärten anlegen
Freizeitbeschäftigungen: in zwei Orchestern in Zug erste Geige gespielt, Mineralien, Vorträge

Gertrud Baumer

Gertrud Baumer, Mütterberaterin *Zeitzeugin des Jahrhunderts*

Annemarie Setz

Ein wacher Geist, ein Erinnerungsvermögen, das die Jahrhundertspanne im Griff hat, Anteilnahme des Herzens, das kennzeichnet Gertrud Baumer, 88. Hinzu kommt eine Aufgeschlossenheit gegenüber Neuem. Ihre Standpunkte vertritt die ehemalige Säuglingsfürsorgerin im Kanton Zug, über die Grenzen hinaus einfach bekannt als «Schwöschter Gertrud», mit Vehemenz. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Zeitzeugin des auslaufenden Jahrhunderts, geht doch ihre erste Erinnerung auf den Ausbruch des ersten Weltkrieges im August 1914 zurück. Eine frohe Kindheit in Immensee und in Luzern, schöne Jugendjahre mit Pfadfinderfreunden folgten. Der Vater war Beamter, ein liberaler Stadt-Luzerner. So gab es oft Diskussionen am Familientisch um Sonderbund und Jesuitenverbot. In die späten 20er und frühen 30er Jahre fällt, wie sich Gertrud Baumer erinnert, auch der politische Vormarsch des Nationalsozialismus. Seine Gefährlichkeit sei anfänglich auch in der Schweiz nicht erkannt worden, vor allem hätten sich viele damals Junge dafür begeistern können, dass sportlicher Einsatz gefordert werde. Mit dem sichern Gespür für das Richtige im richtigen Moment distanzierte sich Gertrud Baumer aber in früher Jugend schon von extremen politischen Strömungen. Die Saat, die ihre Eltern gelegt hatten, fiel auf fruchtbaren Boden. Es blieb die Erinnerung an das Elternhaus auf dem Wesemlin, an die erste Zeit in der Fremde. Gertrud Baumer erlernte die französische Sprache. Aus dieser Zeit bleibt eine Freundschaft mit einer Basler Mitschülerin, die auch heute, nach 72 Jahren, noch Bestand hat. Im Jahr 1933 begann Gertrud Baumer ihre Ausbildung zur Kinderkrankenschwester im Kinderspital Aarau. Es war eine gute, solide Ausbildung, wie sich Gertrud Baumer erinnert. Allerdings habe man damals noch im wahrsten Sinne des Wortes «Lehrgeld» bezahlen müssen. Ein Jahr Berufstätigkeit in Frankreich, zwei Jahre in Italien, brachten für Gertrud Baumer die Begegnung mit anderen Kulturen. Florenz mit seinen Kunstschätzen und seiner Kulturgeschichte hinterliess einen nachhaltigen Eindruck. Zurück in der Schweiz machte Gertrud Baumer eine Zusatzausbildung für Mütterberatung. Mitten im zweiten Weltkrieg, 1942, erhielt sie den Auftrag, im Kanton Zug die Mütterberatung aufzubauen. Arbeitgeber war der Zivile Frauenhilfsdienst. Die Begeisterung für den Beruf war gross. «35 wunderbare Jahre habe ich in meinem Beruf erlebt, wurde getragen von aufgeschlossenen Vorgesetzten. Nicht weniger als 20000 Zuger Winzlinge hat Schwester Gertrud im Verlaufe ihrer Tätigkeit als Mütterberaterin und Säuglingsfürsorgerin betreut. Die früher betreuten Säugling gehen heute teils auch schon gegen die sechzig.

Auf Schusters Rappen oder mit dem Velo erreichte sie die verschiedenen Gemeinden von Berg bis Tal, war bei Wind und Wetter unterwegs. Im Jahr 1952 schenkte die Zuger Kantonalbank der Mütterberatung das Geld für das erste Auto im Dienste ihrer Augabe. Auto fährt Schwester Gertrud auch jetzt noch. «Allerdings nur noch bis Ende 1999» versichert sie. Dann wolle sie verzichten.



Rückblickend auf 35 Jahre Mütterberatung ist sich Gertrud Baumer bewusst: «Die Hälfte der Arbeit war die Beruhigung der ach so begreiflichen Ängste der jungen Mütter mit ihrem ersten Kind. Ein Viertel der Beratungstätigkeit diente der Prävention und ein weiteres Viertel der Ernähung und der Gesundheitskontrolle. Immer geschätzt hat Gertrud Baumer die Selbständigkeit in ihrer Arbeit und die religiöse Toleranz in der Zusammenarbeit mit verschiedensten Menschen. Ein paar wichtige Entwicklungen kennzeichnen diese Jahre: Die Wirkung der Antibiotika habe die medizinische Situation stark verändert. Dass ein Mittel gegen schwere Infektionen gefunden werden könnte, hat Gertrud Baumer tief beeindruckt. Als segensreich empfand Gertrud Baumer die medizinischen Fortschritte im Bereich der Impfungen. Die Impfung gegen Kinderlähmung war für sie besonders eindrücklich. Aber auch die wissenschaftliche Erforschung von Erbkrankheiten, im besonderen des Mongolismus, hat Gertrud Baumer mit Freude erfüllt und sei für sie «eine erlösende Erfahrung» gewesen. Ein besonderes Problem sei nämlich der Umgang mit den Eltern behinderter Kinder gewesen. Denn oft habe sie erfahren müssen, welche Vorbehalte in der Bevölkerung latent vorhanden gewesen seien. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts habe sich allmählich der Wandel vollzogen, seien behinderte Menschen ernster genommen und behinderte Kinder besser akzeptiert worden. Die anstrengende, aber doch mit weitreichenden Freiheiten der zeitlichen Gestaltung von Abläufen ausgestattete Stelle als Säuglingsfürsorgerin im Kanton Zug erlaubten Schwester Gertrud auch, wenn notwendig, einen Nachmittag bei einer Wöchnerin sitzen zu bleiben, um sie durch ein intensives Zuhören im Gespräch in ihren Sorgen zu begleiten und aufzumuntern. «Es war so viel Gutes und sowenig Negatives», bilanziert Gertrud Baumer. Persönliche Erlebnisse haben sie indes schon so geprägt, dass sie auch Verständnis für Sondersituationen hatte.

Zeit und Erfahrung haben Gertrud Baumer gelehrt, politisch unabhängig zu sein, vermehrt auch darauf zu achten, wie Parteien soziale Probleme anpacken. Weniger glücklich ist Gertrud Baumer über den Zerfall von Werten. Man wisse heute schlichtweg oft nicht mehr, was «gerade ist und was krumm», sagt sie dazu. Sie hat volles Verständnis für religiöse Wertvorstellungen anderer, aber «akzeptieren heisst nicht adaptieren» wendet sie sich gegen die allzu starke Vermischung von Elementen aus verschiedenen Religionen und deren Wurzeln. Viele neue Tendenzen erkennt Gertrud Baumer als Modeströmungen, die irgendwann überlebt sind. Traditionell denkt sie – vor dem Hintergrund auch ihrer beruflichen Erfahrung – über die Rolle der Mutter. Bis zum Alter von drei Jahren brauche das Kind die Mutter. Gertrud Baumer sieht zwar durchaus die Problematik der heutigen Mütter, die einerseits aus finanzieller Notwendigkeit einem Beruf nachgehen müssen, anderseits einen hohen Aussbildungsstand haben, den sie nicht brachliegen lassen wollen. In der Tat fänden viele Frauen den beruflichen Anschluss nicht mehr. Dennoch: An erster Stelle stehen für Gertrud Baumer das Bedürfnis und Wohl des Kindes. Für die Frauen sei denn auch – so denkt sie über die Umwälzungen im Verlaufe des Jahrhunderts – «die Erfindung der Waschmaschine wichtiger als die erste Mondlandung». Frauenrechte, Feminismus sind Stichworte, zu denen Gertrud Baumer einen durchaus positiven Bezug hat. «Feminismus? Es ist wunderbar, dass es ihn gibt und sich engagierte Frauen für Öffentlichkeit und Politik einsetzen. Zu glauben, man könne in fünfzig Jahre verändern, was während Jahrtausenden selbstverständlich war, ist eine Illusion.» Beachtlich findet Gertrud Baumer, was heute von Frauen ehrenamtlich geleistet wird, welche und wieviel Arbeit hinter dem Wort «Frauenzentrale» steht und wie segensreich sich die Mütterberatung (heute Mütter- und Väterberatung) auswirkt.

Der Freundeskreis ist für Gertrud Baumer ein wichtiger Bestandteil ihres – durch gewisse Altersgebrechen – heute gegenüber früheren Jahren eher zurückgezogenen Lebens bildet. Allerdings: Wenn wieder jemand aus diesem Freundeskreis abberufen wird, und das sei in den letzten zwei Jahren leider häufig der Fall gewesen, dann wird Gertrud Baumer traurig. Die schmerzhaften Erfahrungen des Abschiednehmens beschäftigen sie in starkem Masse.

Gertrud Baumer ist eine historisch und kunsthistorisch sowie literarisch interessierte Persönlichkeit. Sie ist froh um das Fernsehen. Es ersetzt heute Gertrud Baumer oft den Ausgang. Dann sieht sie «Sternstunde», verfolgt politische Diskussionen, kulturelle Sendungen, Sendungen über die schönen Künste. Viele Darbietungen in diesem Bereich erscheinen Gertrud Baumer heute oberflächlich oder aufdringlich, weil jemand eigene Probleme zu offen zur Schau trägt. Auch im Umgang mit der Sprache erkennt Gertrud Baumer Verwässerung und Verfälschung, zum Beispiel die überhandnehmenden Anglizismen. Sprachlich bildet sich Gertrud Baumer im kleinen Kreis von Gleichgesinnten in Englisch weiter.

«Es ist nicht einfach, alt zu werden» sagt Gertrud Baumer schlicht. Sie spürt, wie sie eine nach der anderen ihrer Kräfte abgeben muss. «Auch wenn man zum Alter Ja sagt, ist es nicht einfach», wiederholt sie. Doch empfindet sie es als grosses Geschenk, geistig frisch sein zu dürfen. Gute Nachbarn helfen beim Einkauf. Sie scheut sich nicht, Hilfe in Anspruch zu nehmen. «Und ich habe auch bei unserer Jugend noch nie ein schiefes Gesicht gesehen, wenn ich um eine Handreichung oder Hilfeleistung gebeten habe», rühmt sie. Was sie sich wünscht, diesmal mit resigniertem Unterton: Endlich Frieden auf dieser Welt. Und für sich persönlich: Noch in frischem Geiste bei den Menschen sein und an ihrem Leben Anteil haben. Wenn es aber an der Zeit ist, möchte Gertrud Baumer vom lieben Gott, obwohl die Zuger Altersheime vorzüglich geführt würden, «ein Einfachbillet Hänibüel, Zug – Himmel»

Kurzporträt

Name: Gertrud Baumer
geboren am 20. November 1911
Herkunft: Luzern
Eltern: Vater SBB-Beamter, Mutter Hausfrau
eine Schwester
ledig
Schulen: Primar- und Sekundarschule in Luzern, 1 Jahr Pensionat in Frankreich
Ausbildung: Frauenarbeitsschule Luzern, Schwesternschule Kinderspital Aarau
Beruf: Kinderkrankenschwester, Mütterberaterin
Zweitberuf: Ausbildung von Mütterberaterinnen
Freizeitbeschäftigungen: soziales Engagement
Mitgliedschaften: Theater- und Musikgesellschaft Zug, Kunstgesellschaft Zug

Dominik Stillhart, IKRK-Delegierter und Ökonom

Humanitäre Hilfe

Katrin Piazza

«1989, direkt nach dem Studium habe ich mich beim IKRK beworben. Nicht, weil ich irgendwem helfen wollte. Ich habe das Abenteuer gesucht. Ja, sicher, ich habe es gefunden. Gereist bin ich immer schon sehr gerne, doch ich wollte mehr sehen von den Ländern, mehr erleben mit den Menschen dort, mit Einheimischen in Kontakt kommen und ihre Kultur wirklich kennenlernen. Das kannst du als Tourist nicht. Als Tourist sitzt du einfach in einer Bar oder einem Restaurant, schaust zu, mehr nicht. Ich wollte mit Menschen anderer Kulturen leben, arbeiten. Meine längeren Einsätze brachten mich nach Angola, Somalia, Sudan, Ruanda, Bosnien, die kürzeren nach Burundi, Uganda, Kenia, Nigeria, Israel und Libanon. Zuletzt war ich in Montenegro, Jugoslawien. Ueberall bei den Einsätzen sind die ‹field officers›, unsere einheimischen Mitarbeiter, die wichtigsten Leute für uns. Sie stammen aus der Region, kennen das Land und seine Sitten, sie können uns sagen, wer Freund ist und wer Feind, welche Strasse gefährlich ist oder wie man sich aus brenzligen Situationen raushält. Es kann gefährlich sein, mit den falschen Leuten Kontakt zu pflegen. Das Verhandeln mit Autoritäten, mit Behörden und so weiter, das ist unsere Sache. Uns Ausländern traut man eher zu, eine neutrale Position einzunehmen. Kürzlich, in Jugoslawien, da war ich zum erstenmal richtig froh, Schweizer zu sein und kein Angehöriger eines Nato-Staates. Ich wurde aus dem Auto geholt und an die Wand gestellt, jemand hielt mir ein Gewehr an die Rippen. Da hatte ich Angst. Es kam in den letzten Jahren vielleicht drei- oder viermal vor, dass ich dachte: Was mache ich eigentlich hier? Was ist das für ein Scheissberuf? Und ich war sicher, wenn ich heil herauskäme, würde ich sofort den Dienst quittieren. Aber wenn man sowas überlebt, geht das Leben eben weiter. In Montenegro also war es gut, Schweizer zu sein und nicht Engländer oder Deutscher. Das Image der Schweiz hat sich aber drastisch verändert in den letzten Jahren. Früher hatte unser Land einen guten Ruf, die Abkühlung merkt man jetzt, wenn man viel im Ausland zu tun hat. Die Tatsache, dass die Schweiz nirgends dabeisein will, trägt zum schlechten Ruf bei. Eines der reichsten Länder will nicht zur UNO gehören oder zur EU. Man behauptet, wir müssten demokratische Rechte abgeben, aber das ist doch ein Witz, die Schweiz ist doch nicht das einzige demokratische Land in Europa! Man vergleiche die Schweiz einmal mit anderen kleinen Ländern, Holland zum Beispiel oder Norwegen. Diese Länder engagieren sich sehr stark in der Dritten Welt und in Krisengebieten. Die Schweiz dümpelt mit ihrem Engagement wie so oft im Mittelfeld, im Durchschnitt. Ja, es stimmt, es ist nicht einfach, zu sagen, was die Schweiz konkret zu tun hätte. Unser Land könnte sich dort stark machen, wo es um den Wiederaufbau demokratischer Strukturen in verwüsteten Ländern geht. Mit seinem föderalistischen System, mit den so verschiedenen Kantonen und vier Landessprachen müsste sich die Schweiz überhaupt nicht schämen, im Gegenteil, sie könnte diese Eigenheiten als Stärken ausspielen.



Der Unterschied zwischen Ländern, die ich besuche, und der Schweiz ist enorm. Dort bewegt man sich in einer Art gesetzlosem Raum, hier ist alles, aber auch wirklich alles reglementiert. Das zeigt sich schon an scheinbar belanglosen Dingen wie dem Autofahren. In der Schweiz habe ich grosse Mühe damit. In Afrika zum Beispiel, da fahre ich vielleicht fünfzig oder hundert Kilometer, ohne je eine Tafel zu sehen. Hier muss man alle fünf Meter etwas lesen. So ein Stress. Klar, der Vorteil ist, dass hier fast alles funktioniert, doch je weniger Gesetze es gibt, desto mehr müssen die Leute ihren Umgang aushandeln, aufeinander zugehen. Dadurch entsteht mehr Kontakt, der soziale Zusammenhalt ist grösser.

Die Menschen sind dort, wo Krieg ist, kein bisschen schlechter als wir. Wir haben keinen Krieg, weil bei uns die Umstände besser sind. Weil die Schweiz profitierte von ihrer Geschichte, ihrer Geographie und der Neutralität, von ihrer Position während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Profitierte von pragmatisch denkenden und handelnden Politikern. Wahrscheinlich handelte man damals politisch, aber nicht unbedingt moralisch richtig. Die Schweizer sind um kein Härchen besser als andere. Die Umstände sind eben anders. Wenn es den Schweizern schlechter ginge, wirtschaftlich meine ich, dann wäre auch hier ein Bürgerkrieg denkbar. Davon bin ich überzeugt. Alle Menschen haben Angst, etwas zu verlieren. Wenn die Angst zu gross wird und die friedlichen Mittel versagen, um Konflikte zu lösen, dann gibt's Krieg. Früher, bevor ich zum IKRK ging, fand ich Kriege das Letzte, konnte mir nicht einmal vorstellen, wie es dazu kommen kann, und heute glaube ich, dass der Krieg im Menschen ist. Ja, mein Weltbild hat sich verändert. Auch mein Menschenbild. Es ist reeller geworden, vielleicht unverfälscht, im französischen würde ich «crue» sagen, ungekocht. Ich glaube, es wird nie eine Welt geben, in der es keinen Krieg gibt. Tendenziell werden sich Kriege und Krisen im nächsten Jahrtausend eher häufen. Immer mehr Leute, immer weniger Ressourcen, nicht nur Erdöl, auch Wasser ist ein knapper werdendes Gut, dazu kommen steigende Armut, soziale Ungerechtigkeit, die Kluft, die sich auftut zwischen Armen und Reichen, verschwindende Solidarität.

Das ist es, was mich total nervt an der Schweiz: ihre unsolidarische Haltung gegenüber Menschen in Not. Dieses Leid in Kriegsgebieten, dieses Elend jetzt im Kosovo, das ist einfach unvorstellbar. Im Kosovo habe ich Dörfer gesehen, da lag kein Stein mehr auf dem anderen. Nicht einfach das Dach vom Haus weggebombt, nein, das ganze Haus flach und die Häuser daneben ebenso. Und wir Schweizer tun so, als könnten wir es uns nicht leisten, ein paar Tausend Flüchtlinge aufzunehmen. Dabei muss man nur übers Land fahren, an jeder Ecke sieht man, wie gut es uns geht und wieviel wir uns leisten können, trotzdem erlauben wir uns diese unsolidarische Haltung. Ich bin schon dafür, dass man Flüchtlinge, sobald es möglich ist, wieder heimschickt, sonst entstehen neue soziale Probleme, vor allem für Spät-Heimkehrer. Aber diese Haltung, mit der wir sie aufnehmen? Die ist einfach skandalös. Beim ‹Gschäftli› machen ist die Schweiz immer gerne dabei, aber sobald es darum geht, sich zu engagieren, zu bezahlen, ist Schluss.

Trotzdem fühle ich mich als Schweizer. Das heisst, wenn ich mit einem Schweizer rede, fühle ich mich als Zuger, wenn ich mit einem Ausländer rede, als Schweizer. Zug ist meine Heimat, hier lebt meine Familie, hier leben viele meiner Freunde. Warum sollte ich nach Uri gehen? Es gibt einfach keinen Grund dazu. Heimweh nach Zug habe ich selten. Mein Lieblingsort? Hm. Das ist schwierig. Lass mich überlegen. Die Schiff-Bar in Zug. Nein, das stimmt nicht wirklich, da war ich ja schon lange nicht mehr. Vielleicht Hünenberg. Hünenberg ganz bestimmt, weil meine Eltern da wohnen. Aber weisst du, was mir auch gut gefällt? Das Metalli-Center. Nur, um darin herumzugehen und zu schauen, was man alles kaufen könnte. Das glaubst du nicht, aber wenn ich ganz lange irgendwo im Einsatz war, vielleicht ein Jahr oder länger, dann kommen mir fast die Tränen, wenn ich in der Migros einkaufe. Nach so langer Zeit ist das Angebot in der «Gourmessa» unfassbar. Diese Auswahl, die Mengen und wie Früchte und Gemüse präsentiert werden, wie alles aussieht und riecht, das ist dann schlicht zu viel. Das Nachhausekommen bereitet mir ansonsten keine Mühe, auch nach einem langen Einsatz nicht. Man darf den Sinn für die Realität nicht verlieren, man darf nicht denken, bloss das, was man in Angola oder Somalia sieht, sei Realität. Auch hier haben die Leute Probleme, andere Probleme halt, aber ebenso echte und für ihr Leben wichtige. Das ist auch Realität.»

Kurzporträt

Name: Dominik Stillhart
geboren am 23. Juli 1964
Herkunft: Bütschwil SG
Eltern: Josef und Rita Stillhart-Ledergerber
Geschwister: 1 Bruder, 1 Schwester
ledig, eine sechsjährige Tochter
Schulen: Primarschule Ostermundigen BE, Baar, Hünenberg, Kantonsschule Zug
Ausbildung: Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Handelshochschule St. Gallen
Beruf: IKRK-Delegierter
Nebenbeschäftigung: Nachdiplomstudium an der London School of Economics and Political Sciences
Freizeitbeschäftigungen: Lesen, Sport, Film

Rita Wieser-Iten, Taxilenkerin

«Unser Leben besteht aus Nacht»

Carlo Meier

Kaffee mit Zucker, Espresso, Mehr Zucker, Cappucino: Ein grauer Kaffeeautomat und ein Getränkespender für kalte Softdrinks stehen im Aufenthaltsraum der Taxizentrale. Wer sich da einen grossen, anonymen Raum vorstellt, liegt falsch. Das Zimmer neben den beiden Büros ist mit Eckbank, Holztisch und zwei Stühlen schon fast voll. Mehr braucht es auch nicht. Denn obwohl 50 Chauffeusen und Chauffeure für Taxi Keiser fahren, sind nie mehr als zwei oder drei gleichzeitig hier. Tagsüber sowieso nicht, dann sind sie dauernd unterwegs. Nur nachts kommen manche her, um ihre Pause zu verbringen oder gemeinsam Wartezeiten zu überbrücken.

Rita Wieser-Iten ist eine von ihnen. Sie setzt sich an den Tisch und zündet sich eine Muratti an. Seit 28 Jahren fährt sie in Zug Taxi. Ihre Nachtschicht ist lang. Mittwochs dauert sie von 16 Uhr nachmittags bis 4 Uhr früh, donnerstags von 17 bis 6 Uhr, am Freitag und Samstag von 18 bis 6 Uhr, mit einer Stunde Pause dazwischen. Meist gehe sie in der Pause mit ihrem Mann, der ebenfalls Taxifahrer ist, im «Rössli» essen, erzählt sie. «Nach zehn Uhr ist es schwierig, in Zug warmes Essen zu bekommen. Der ‹Rössli›-Wirt ist mein Schwager und kocht uns dann noch etwas.» Hie und da holt sie auch eine Pizza für sich und ihren Mann. «Unser Leben», sagt sie, «besteht aus Nacht.»

Und die kann bisweilen endlos werden. Oft wartet Rita Wieser am Bahnhof oder vor dem «Grell Pastell» auf Kundschaft. Sie liest im Taxi ein Magazin, die «Schweizer Illustrierte» oder was gerade da ist. Manchmal geht sie auch Schaufenster anschauen oder betrachtet Häuser. Nimmt das Natel mit und spaziert zum Landsgemeindeplatz. «In der Nacht ist es sehr schön. Es ist so ruhig. Alles schläft.» Und gelegentlich döst sie im Wagen vor sich hin und träumt davon, wie es wäre, einen Sechser im Lotto zu gewinnen. «Dann wäre ich wahrscheinlich nicht mehr hier.» Sondern? «Ich würde mir im Münstertal ein Haus zulegen. Aber mit einem Bein würde ich in Zug bleiben und ein, zwei Mal pro Woche Taxi fahren. Wahrscheinlich könnte ich es doch nicht ganz lassen.»

Ins Münstertal zieht es sie, weil sie dort vor sieben Jahren geheiratet hat. Da ihr Mann Österreicher ist, suchte sie für die Hochzeit einen Ort, zu dem seine und ihre Verwandten ungefähr gleich weit anreisen mussten. Noch heute verbringen sie jedes Jahr ihre Ferien dort. Während der Arbeitstage ist ihre Freizeit knapp bemessen. Vor Mittag steht Rita Wieser nie auf. Nach dem Frühstück räumt sie ihre 3-Zimmer-Wohnung an der Ägeristrasse ein wenig auf, danach schaut sie fern. «Was gerade läuft. Am liebsten die Serien, die nie aufhören.» Oder sie setzt sich auf den Balkon. Viel mehr liegt nicht drin. Schlafen, Arbeiten.

Taxichauffeuse war nicht ihr erster Beruf. Nach der Schule und einem Welschlandjahr machte sie eine Lehre als Papeterieverkäuferin und arbeitete danach für ein Jahr als Au-Pair-Mädchen in London. Zurück in Zug, war sie ein Jahr bei der Papeterie Wickart. Als der Besitzer starb und dessen Nachkommen die Papeterie auflösten, stand Rita Wieser vor der Frage, wie ihr Leben nun weitergehen solle. Sie entschied



sich, vorübergehend Taxi zu fahren, um sich in Ruhe etwas anderes zu suchen. Doch sie blieb hängen. «Ich wollte das eigentlich nicht so lange machen», sagt sie und lacht. «Heute ist der Zug natürlich abgefahren.» Aufgewachsen ist sie mit sechs Brüdern und zwei Schwestern als zweitälteste Tochter eines LG-Fabrikarbeiters in der Zuger Ammannsmatt. In einem 4-Zimmer-Häuschen, in dem der Vater selber noch den Estrich ausbaute, musste sie ein Zimmer mit zwei Schwestern teilen.

Sie ist ein ruhiger Typ, wird nicht schnell wütend. Nerven kann sie in ihrem Beruf auch gut gebrauchen. «Die Fahrgäste behandeln einen manchmal wie Dreck. Herablassend. Und du musst trotzdem nett bleiben. Das habe ich im Verkauf gelernt – das Taxi ist ein Dienstleistungsbetrieb.» Nur wird die Dienstleistung nicht immer honoriert. Zechprellerei habe in den letzten fünf, sechs Jahren stark zugenommen, erzählt sie. Früher hätte einer ohne Geld gar kein Taxi genommen. Heute sei es vielleicht jeder vierzigste Fahrgast, der sich einfach davon mache, ohne zu zahlen.

Auch abgesehen von den Launen der Kunden fühlt Rita Wieser als Taxichauffeuse immer den Puls der aktuellen Befindlichkeit. Vollmond registriert sie, ohne in den Kalender blicken zu müssen. «Die Leute fahren aggressiver, das merkt man deutlich auf den Strassen. Und es gibt auch viele, die dann ein wenig mehr trinken, vor allem nachts.» Nachts, da werden die Leute gesprächig. «Man sieht ins persönliche Leben der Kunden hinein.» Und was kommt da zum Vorschein? «Das kann ich hier nicht alles sagen.» Sie lacht. «Nur allgemein. Sonst fühlt sich der eine oder andere betatscht.»

Also allgemein – ein paar Beispiele? «Wenn die Beziehung zu Hause nicht mehr stimmt, jammern sie einem. Manchmal ist es lustig: Man kennt sie und ihn, und da kommt er mit der Freundin, später sie mit dem Freund.» Die Taxifahrerin, eine Geheimnisträgerin. Eine Vertrauensperson. Schweigen, sagt Rita Wieser, sei für sie kein Problem. «Das belastet mich gar nicht. Man ist ja schliesslich alt genug, um zu wissen, dass es solche Geschichten gibt.»

Da gibt es auch noch andere Geschichten. Einmal ist sie überfallen worden. Sie fuhr zwei etwa 20-jährige Männer von Menzingen nach Neuägeri und von da via Zugerberg weiter. Richtung Zug hinab sagte der eine: «Halt an!» Sie fragte, ob er pinkeln müsse. Er herrschte sie an und drückte ihr eine Pistole in die Hüfte. «Ich war so geschockt, ich sagte nur: Nehmt das Geld und das Auto, aber lasst mich leben!» Sie verliess den Wagen und stieg, am ganzen Körper zitternd, zum nächsten Bauernhaus hoch. «Ich hatte eine traurige Angst im Nacken. Ich dachte die ganze Zeit: Jetzt knallt es dann.» Weil sie den einen kannte – nicht mit Namen, aber sie wusste, in welchem Restaurant in Zug er verkehrte – glaubte sie, er würde sie nicht lebend davon kommen lassen. Es knallte nicht. Wie sich später heraus stellte, waren die Täter nur mit einer Schreckschusspistole bewaffnet. Rita Wieser klopfte bei einem Bauernhof an, doch dort wollte man sie nicht hereinlassen, weil sie im Schock etwas von «Überfall» faselte. Der Hund bellte und bewachte sie, während die Bewohner die Polizei alarmierten. «Ich rührte mich nicht von der Stelle, weil ich Angst vor Hunden habe.»

Die Kantonspolizei brachte sie auf den Posten, wo sie «dieses Verbrecheralbum» durchblättern musste. Der ihr bekannte Täter war in der Kartei enthalten. Beide Männer wurden am nächsten Tag gefasst. Zunächst gaben sie ein falsches Alibi an, wollten mittels eines Bahnbillets beweisen, an dem Abend in Zürich gewesen zu sein. Schliesslich kam es zu einer Gegenüberstellung. Der Schreck fuhr Rita Wieser erneut in die Glieder, als sie den Mann wieder sah. Er erhielt ein Jahr Bostadel, und sie brauchte lange, um über dieses Erlebnis hinwegzukommen. «Ich machte erst einmal Ferien. Es dauerte danach etwa zwei Jahre, bis ich den Schock verdaut hatte.» Sie fuhr nicht mehr in abgelegene Gebiete. Und sobald ein Fahrgast sich seltsam verhielt, zog sich ihre Kopfhaut zusammen. Doch heute hat sie das Trauma überwunden. «Mit Angst», sagt sie, «kann man nicht Taxifahren. Dann zieht man das Unheil noch an.»

Zurück geblieben ist, dass sie seither keine Schicht mehr antritt, ohne sich zu Hause mit Weihwasser zu bekreuzigen. Sie ist überzeugt davon, dass sie dadurch beschützt wird. Nicht nur vor Raub, auch vor Unfällen. «Ich sah schon so viele Tote auf der Strasse und war doch bei den rund 1,3 Millionen Kilometern, die ich in den 28 Jahren gefahren bin, noch nie in einen Unfall mit Körperschaden verwickelt.» Unzählige Male ist sie an einen Unfall heran gefahren – jeweils ein paar Minuten früher, und es hätte sie erwischt, glaubt sie. Auf Gott vertraut sie endgültig seit einem Erlebnis beim Tod ihrer Mutter. Drei ihrer Geschwister waren da bereits tot, und ihre Mutter rief in den letzten Sterbenssekunden laut deren drei Namen aus. «Also gibt es einen Himmel», sagt Rita Wieser. «Aber wie der aussieht, weiss ich nicht.» Mit Rom und dem Papst habe sie zwar ein wenig Mühe. «Doch hie und da verspüre ich das Bedürfnis, in eine Kirche zu gehen.»

Obwohl die Konkurrenz auf dem Platz Zug immer härter werde und man als Taxifahrerin keine Familie ernähren könne, liebt sie ihren Beruf. «Man hat eine gewisse ‹Vogelfreiheit›», sagt sie. «Wenn es ruhig ist, kann man mal eine Stunde weg oder längere Pausen machen. Und wenn ich einen Tag frei will, kann ich mit jemandem abtauschen. Das ist in einem anderen Job natürlich nicht möglich.» Ausserdem mag sie es, mit vielen Leuten in Kontakt zu kommen. «Daraus entwickeln sich zum Teil richtige Freundschaften.»

Ihre Ziele für die Zukunft sind bescheiden. Sie hofft, in zehn Jahren in Pension gehen zu können. Dann will sie reisen. Italien vor allem: Den Nationalpark in den Abruzzen möchte sie unbedingt einmal sehen, der müsse wunderschön sein. Nach Australien oder Amerika zieht es sie nicht – sie fliegt nicht gern. «Meine Welt beschränkt sich auf Zug. Die Familie und die Freunde. Das Weltgeschehen verfolge ich schon, aber es ist weit weg für mich. Ich versuche einfach, möglichst das Beste aus dem Leben zu machen.»

Kurzporträt

Name: Rita Wieser-Iten
geboren am 18. Januar 1948
Herkunft: Ammannsmatt Zug
Eltern: Rosina und Josef Iten-Thöni
Geschwister: 8
verheiratet mit Helmut, keine Kinder
Schulen: Primar- und Sekundarschule
Ausbildung: Papeterie-Verkäuferin
Beruf: Taxilenkerin
Zweitberuf: Hausfrau
Freizeitbeschäftigungen: Wandern, Skifahren, Faulenzen
Mitgliedschaft: Club Amis da la Val Müstair

M. Schürpf

Meinrad Schürpf, Höllgrottenwart *Das halbe Leben in der Höll*

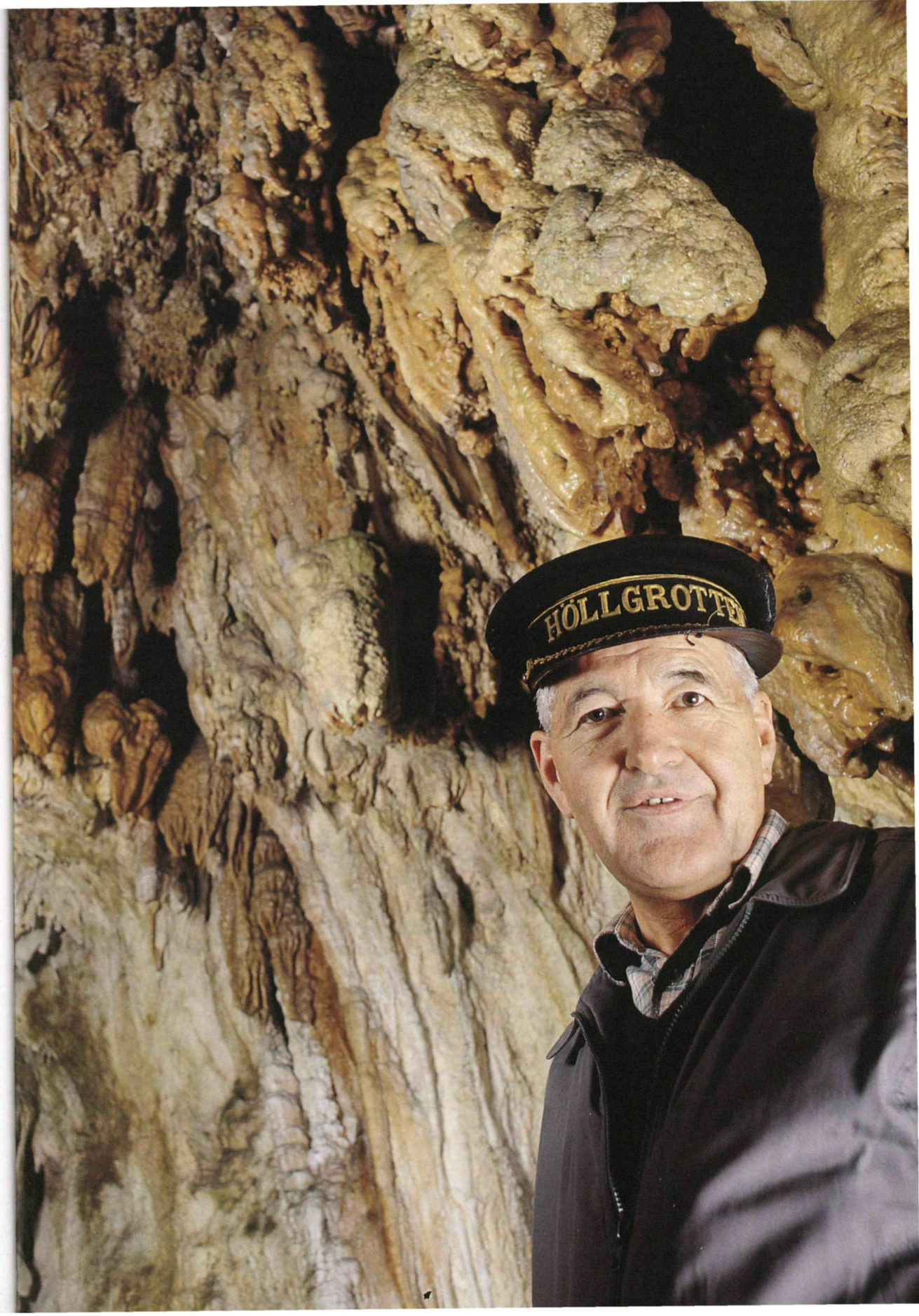
Yves Scherer

Mit Höhlen hatte Meinrad Schürpf wenig zu tun, als er und seine Frau Maria 1972 das Restaurant Höllgrotten übernahmen. Die Betreuung der Grotten und des Campingplatzes gehörten aber in den Aufgabenbereich des Wirts. Und selbst das Wirten war für das Ehepaar etwas Neues gewesen. Bis anhin hatte Herr Schürpf seine Werktage auf dem Baukran zugebracht. Die Wirtschaft im Lorzentobel zu übernehmen hatte ihn einfach gereizt – neun Mitbewerber hatten das Nachsehen. Aus dem umfassenden Aufgabenbereich der neuen Stelle ergab sich bald eine stressige Siebentagewoche. Seit Schürpfs die warme Küche eingeführt hatten, war der Betrieb immer hektischer geworden, bis sie mit der vielen Arbeit kaum mehr fertig wurden. 1978 gaben sie die Wirtschaft auf. Die Betreuung des Campingplatzes und der Grotten jedoch blieb ihnen anvertraut. Weil diese im Winterhalbjahr geschlossen bleiben, musste für diese Zeit eine Arbeit gefunden werden. Herr Schürpf wurde Taxifahrer und später Eisarbeiter im Hallenstadion Herti. Er war es, der in den Pausen der Eishockeywettkämpfe auf dem Eiswagen sass und in gemächlichem Hin und Her das Feld spiegelblank glättete.

Die Arbeit des Höhlenwarts ist vielfältig. Vor Anbruch der neuen Saison sind Vorbereitungsarbeiten von zwei bis drei Wochen Dauer erforderlich. Die Wege durch das Höhlensystem müssen ausgebessert werden, Split und Bretter werden herbeigeschafft, die Wände und Böden gereinigt und die Decke auf eventuell neu entstandene Risse hin geprüft. Vor kurzem erst musste ein lose gewordener Kalkblock in der Decke mit einem Baumstamm abgestützt werden. Danach durften sie wieder hereinströmen, die Horden, um die märchenhafte Unterwelt zu bestaunen, die mit Namen wie «Zauberschloss», «Nymphenquelle», «Bärenhöhle», «Traubengrotte» und «Dom» lockt. Auf seinem abendlichen Kontrollgang verweilt der Grottenwart manchmal etwas länger im Zauberschloss und lauscht dem vielstimmigen Tropfen und Plätschern. Das Wasser, das die Höhlen geformt hat, lässt auch akustisch einen reichhaltigen Raum entstehen. Wo sind sonst so silberzarte Klänge zu hören? In der benachbarten Bärenhöhle (alle Räume der Höllgrotten sind nach ihren auffallendsten Gesteinsformationen benannt) wurden bisher sieben Brautpaare getraut und zwei Kinder getauft. Dieses Jahr durchwanderten an einem Tag sechsundsiebzig Schulklassen die zwei Höhlen – eingelassen im Dreiminutentakt. Durchschnittlich fünfzigtausend Besucher kommen in einer Saison.

Am Morgen, bevor er die Höhle öffnet, widmet sich Herr Schürpf der Umgebung, schneidet die Hecken, liest auf den Parkplätzen den Kehricht zusammen, der immer wieder liegen bleibt, oder bringt Brennholz zur Feuerstelle hinter dem Kiosk, damit die Schulklassen ihre mitgebrachten Cervelats nicht roh essen müssen. Das Grundstück, worauf die Höhlen, das Restaurant, der Campingplatz und ein Ferienheim liegen, gehört der Schmidschen Familienstiftung.

In den achtundzwanzig Jahren, in denen Meinrad Schürpf die Grotten betreut hat, haben auch diese sich minutiös verändert.



Er erzählt vom Wachstum jener Stellen, die noch kontinuierlich vom Wasser überspült werden – etwa einen Milimeter pro Jahr wächst dort die Kalkschicht und verdeckt teilweise die eingezogenen Stromkabel. Ein ernstzunehmendes Problem ist das Algenwachstum in den Lichtkegeln der Scheinwerfer. Über die sonst reine Oberfläche der an Knochenhaut erinnernden, gelblichen Stalaktiten, Stalagmiten und traubenförmigen Formationen wuchert eine schmutziggrüne Patina: eine Folge nicht nur des zu starken Lichts, sondern primär der Übersäuerung des Waldbodens – hervorgerufen durch die Umweltbelastung der Menschen. Um weiteres Algenwachstum zu unterbinden, soll bald ein neues Beleuchtungssystem eingebaut werden.

Die Umstände, die zur Bildung der Grotten geführt haben, weiss Herr Schürpf einleuchtend zu erklären. Er holt aus in der letzten Eiszeit, erzählt von Molasse, Geschiebe und Deckenschotter. Die Höhlen vertieften sein Geologieverständnis gehörig.

Das Tuffsteinlager über den Höllgrotten wurde um die letzte Jahrhundertwende abgebaut und für den Streckenbau der Bahnlinie Zürich-Affoltern-Zug verwendet. Dabei wurden die darunter befindlichen Hohlräume der unteren Höhle 1862 entdeckt. Erst dreissig Jahre später kam auch die obere, längere Höhle zum Vorschein. Der poröse, kalkreiche Tuff speichert riesige Wassermengen, die aus der westlich gelegenen Moränenlandschaft der Grenzregion der Kantone Zug und Zürich abfliessen. Über der Grotte liegt ein Stollen, der vor etwas mehr als hundert Jahren in das Gestein getrieben wurde. Das darin gesammelte Nass wurde abgeleitet und versorgt bis heute die Stadt Zürich mit Trinkwasser.

Die Lorze teilt hier die Gemeinden Menzingen und Neuheim. Ihr Wasser ist vom Kalk braun gefärbt, das Bachbett und überhaupt alles, was in der feuchten Ebene herumliegt, überzogen mit einer filigranen Kalkschicht. Man findet Laubblätter und Schneckenhäuschen, die wie Versteinerungen aussehen. Die Härte des Wassers erreicht hier 27 bis 28 Grad.

Am 8. Mai dieses Jahres brannte der Wohnwagen ab, den Familie Schürpf während vier Monaten im Jahr bewohnt. Am Abend vor dem Brand sass das Ehepaar noch gemütlich vor dem Wagen beisammen und genoss die anbrechende, laue Nacht. Dann kehrten sie in ihre Wohnung in der Herti zurück. Um Mitternacht rief die Polizei an. Nach dem Brand war vom Wagen nur noch der Metallrahmen übrig geblieben und auch die benachbarten Wagen auf dem Campingplatz hatten Schaden genommen. Leider konnte Brandstiftung nicht ausgeschlossen werden.

So wie sich der Platz heute präsentiert, gestaltete ihn Meinrad Schürpf, als vor einigen Jahren das Nutzungsrecht der Öffentlichkeit zugesprochen wurde. Zuvor hatten auf dem Grundstück Fahrende gewohnt, aber als es unter ihnen wegen einem Zwist zur Schiesserei gekommen war, mussten sie den Platz verlassen.

Neben den fest installierten Feriengästen aus der Umgebung, findet heute eine recht illustre Kundschaft den Weg ins Lorzentobel. Auch Archäologiestudenten aus Bern übernachten hier – sie sind mit Grabungen auf der Baarburg beschäftigt und fördern regelmässig Überreste der alten Römer zu Tage. Gerne würde Herr Schürpf öfter ins Gebirge zum Wandern gehen oder sein Mountainbike ausfahren, aber die Zeit dafür ist zu knapp. In den Winterferien, wenn sie mal reicht, die Zeit, fahren Schürpfs ins Südtirol oder an die Costa Blanca. Und liegt auf dem Weg eine Höhle, dann wird sie besichtigt und jener zurückgelassenen gedacht – denn trotz der vielen Dienstjahre in der «Höll» ist diese für Meinrad Schürpf eine bleibende Quelle der Inspiration und des Staunens.

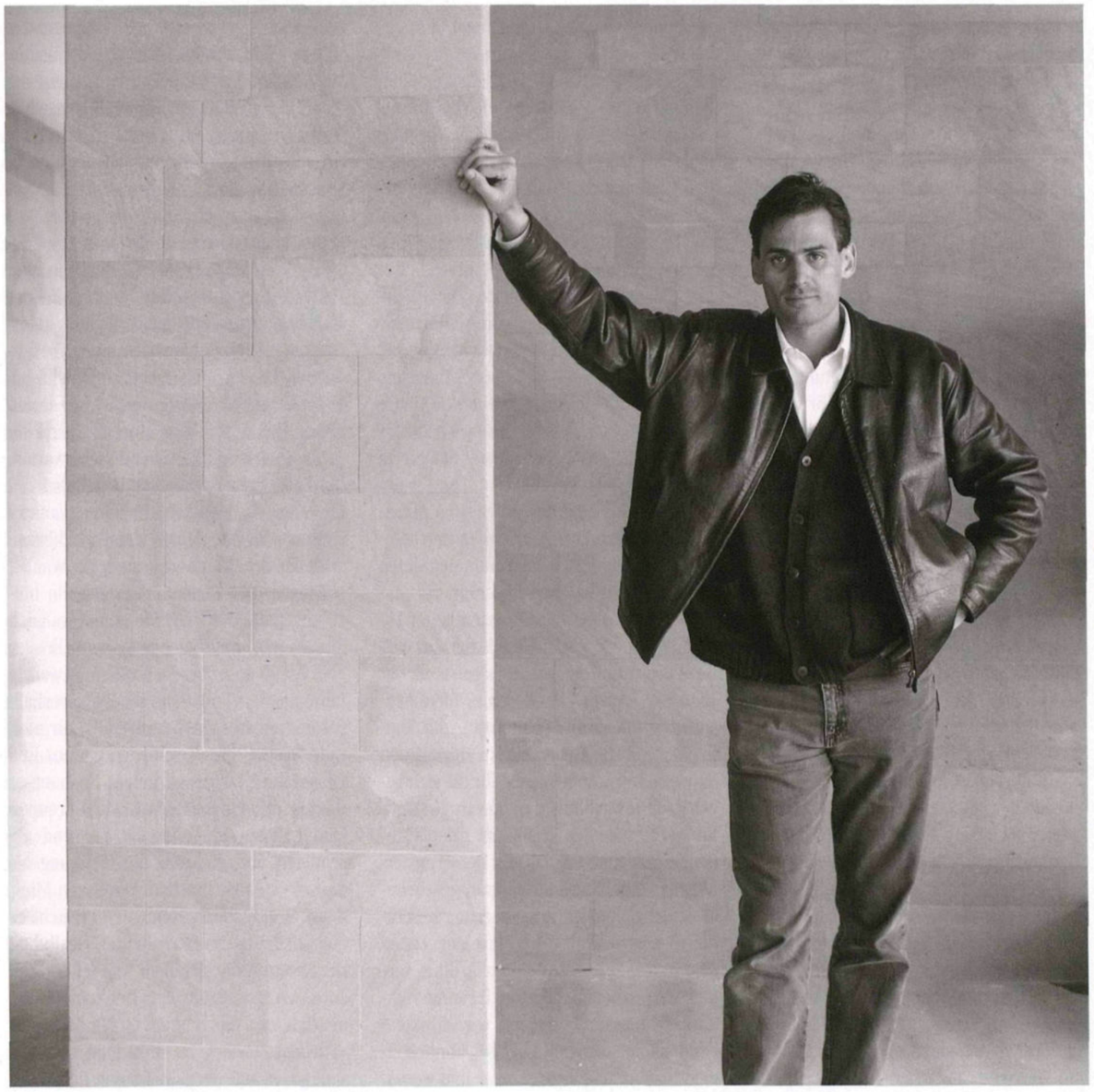
Kurzporträt

Name: Meinrad Schürpf
geboren am 14. Februar 1941
Herkunft: Schwyz
Eltern: Vater Meinrad, Mutter Maria
Geschwister: Marie-Theres und Beat
Familie: verheiratet mit Maria, Kinder Marie Theres und Beat, Enkel Kevin, Sabrina und Anika
Schulen: Primarschule und Abschlussklasse
Ausbildung: Automechaniker
Beruf: Grottenwart in der Höllgrotte Baar
Zweitberuf: Eismeister im Eisstadion Herti
Freizeitbeschäftigungen: Wandern und Velofahren
Mitgliedschaft: Zuger Vogelschutz

Philipp Brühwiler, Architekt *Gestalterische Konsequenz*

Alexandre Kobel

Mit dem Namensschild «Philipp Brühwiler Architekt BSA/SIA» am Eingang des Büros in Zug ist ein siebenundreissigjähriger Mann gemeint, der seine Arbeit der Harmonie von Gestalt und Funktion untergeordnet hat. Als Sturheit wird ihm dieses Bekenntnis bisweilen vorgeworfen, selbst möchte er seine Haltung lieber als konsequent bezeichnen – sehr konsequent vielleicht. Mitunter ist es diese Konsequenz, die ihn zu einem festen Wert in der Zuger Architektur hat werden lassen. Aufgewachsen ist Brühwiler im Hörndlirain in Walchwil, einem Quartier, das er später mit seiner Architektur prägen wird. Die Familie lieferte den Bezug zur Baubranche. Grossvater und Vater waren in diesem Metier zuhause, damals aber noch mit der Sicht der Generalisten, der Baumeister alter Schule. Philipp Brühwiler besuchte die Schulen in Walchwil und Zug, sollte sich einem Studium zuwenden, was ihm aber nicht besonders zusagte. Die Baubranche lag näher, und so kam es, dass er bei Walter Flueler eine Lehre als Hochbauzeichner absolvierte und am Beruf Gefallen fand. Anschliessend arbeitete er bei den Architekten Keiser und Müller als Bauleiter. So wuchs er in die Welt der Architektur hinein, schrieb sich als Gasthörer an der ETH ein und stellte sehr schnell fest, dass die Ideen, die er in seinem Kopf kreisen liess, auf Umsetzung drängten. In seinem eigenen Archltekturbüro am Bellevueweg begann er mit der Planung einer Überbauung im Hörndlirain in Walchwil. Die Planung zog sich in die Länge. Die Kunden waren sehr zurückhaltend, denn die Haltung der Banken liess keine Zuversicht aufkommen. Kleinere Umbauten und Aufträge verschiedener Architekten sorgten für etwas Geld in der Kasse. Die Jahre bis 1993 bezeichnet er als «schwierig», es war der Punkt gekommen, wo sich Grundlegendes ändern musste. Brühwiler schaltete ein Inserat, in dem er als Architekt Bauland und Leute suchte, die sich mit ihm an diesem Projekt beteiligten. Der Architekt muss in der heutigen Zeit auch bereit sein, ein gewisses Risiko mitzutragen, unternehmerisch zu denken und nicht nur auf Kunden zu warten. Mit zwei Interessenten, später kamen nochmals zwei dazu, suchte er Bauland und fand es an der Langholzstrasse in Hünenberg. Im Laufe der Umsetzung dieses Projektes machte er auch seine ersten Erfahrungen im Umgang mit Bauherren. Zwei Welten müssen geeint werden. Eine Lösung zu finden, die Gestaltung und Funktion eines Bauwerks mit den Bedürfnissen und Vorstellungen der Bauherrschaft vereint, ist nicht einfach. Brühwiler setzt in diesen Diskussionen auf Argumentationsreihen, mit denen er zu überzeugen versucht. Er stellt Fragen, um andere Ideen auf ihre Standfestigkeit hin zu überprüfen, ist aber durchaus auch bereit, vom Bauherrn zu lernen. «Bauen ist ein Prozess, der sich über die ganze Bauzeit erstreckt, allein mit der Planung ist das Resultat noch nicht definiert. Gute Architektur ist nur mit einem während der ganzen Bauphase engagierten Bauherrn möglich», meint Brühwiler, denn die dauernde gemeinsame Auseinandersetzung bildet die fruchtbarste Art der Zusammenarbeit. Führen die Diskussionen allerdings in Bereiche, die den Bau als Ganzes in Fra-



ge stellen, dann kann er sehr konsequent werden. Er muss schliesslich zu seiner Arbeit stehen können. Er will sich später nicht vorwerfen lassen müssen, seine Räume würden architektonisch nicht «stimmen». Diese Grundhaltung kann als Arroganz aufgefasst werden, doch meint er, dem Schreiner rede der Kunde im Grundsätzlichen auch nicht drein. Bei aller Konsequenz – Brühwiler gibt unumwunden zu, dass er nachträglich auch schon froh war, dem Kundenwunsch gefolgt zu sein. Niemand ist unfehlbar, auch Architekten nicht. Den Häusern in Hünenberg folgte endlich die Überbauung im Hörndlirain. Brühwiler stellte fünf terrassierte Solitäre auf einen Geländevorsprung, der eine Aussicht bietet, die ihresgleichen sucht. Im Zentrum des Quartiers steht ein typisches Innerschweizer Bauernhaus. Es lieferte die Impulse für verschiedene Gestaltungselemente, zum Beispiel die auskragenden Decken, die, analog den Klebdächern alter Gebäude, den unteren Geschossen Schatten und Wetterschutz bieten. Oder die Jalousien aus Holz. Sie vereinen als einzelnes Element eine ganze Palette von Funktionen. Sie bieten Schutz vor Sonne und Witterung, Einsicht und Einbruch. Gleichzeitig bestimmt die Machart der Jalousie den Ausdruck der Fassade, die Wirkung des Lichts und damit die Stimmung in den Räumen. Diese Fülle von Bezügen verleiht der Jalousie die Kraft, eine ganze Fassade zu «tragen».

«Architektur ohne Architekten» heisst ein Buch, das, recht strapaziert, griffbereit in Brühwilers Arbeitszimmer liegt. Aus aller Welt werden darin Bauten gezeigt, die in ihrer Formgebung und Struktur vom Instinkt und Verstand einfacher Bauern geprägt sind und nicht vom – manchmal übertriebenen – Gestaltungswillen eines Architekten. Diese Bauten sind sehr selbstverständlich, so selbstverständlich wie die Bäume, die sie umgeben. Ihre bauliche Struktur und ihr Ausdruck stimmen überein, Innen und Aussen sind ein Ganzes. Die daraus entstehende schlichte Ausgewogenheit prägt den Charakter der Bauten: es ist eine Harmonie, die nicht durch hervorstechende Einzellösungen, die vielzitierten Details, gestört wird. Die Werkzeuge einer solchen Architektur heissen Proportion und Material. Getragen von dieser Haltung ergeben sich Lösungen, die einfach sind und durch ihre Logik bestechen. Es liegt Philipp Brühwiler am Herzen, dass auch seine Bauten in zwanzig Jahren noch gültig sind, und er betrachtet es als eine der wichtigsten Aufgaben der Architektur, dem Leben der Menschen in einer gewissen Kontinuität einen angemessenen Rahmen zu verleihen.

In der Aesch, ebenfalls an traumhafter Lage in Walchwil, konnte Brühwiler ein weiteres Projekt realisieren. Hier entstand, der Hanglage entsprechend, eine Terrassensiedlung mit zwölf Wohnungen, die Ähnlichkeit mit der Bebauung im Hörndlirain aufweist. Inspirationsquelle für die sich gegen den See hin öffnende, gitterartige Struktur waren die alten Treibhäuser der Zitronengärten am Gardasee. Der Fensterfassade vorgehängt sind filigran gearbeitete Schiebejalousien aus witterungsbeständigem Lärchenholz. Die einzelnen Latten sind in dieser Konstruktion allerdings vertikal eingearbeitet. Aufgrund ihrer Ausrichtung schützen sie mittags vor direktem Sonnenlicht, abends wirken sie, ähnlich einem Blätterdach, als Lichtfilter und werfen feine Schatten in die dahinterliegenden Räume. Die Vergleichbarkeit der beiden Walchwiler Überbauungen beruht auf der Überlegung, dass Projekte mit denselben Vorgaben an einem ähnlichen Ort nicht grundlegend anders aussehen können, sonst würde die Architektur schnell als beliebig und auswechselbar empfunden. Zwei seiner neusten Projekte stehen in der Endphase und werden bald bewohnt sein. Wer im Frühling mit dem Bus Nummer 13 der Weinbergstrasse in Zug entlang fuhr, konnte bissige Kommentare über einen Glaskubus hören, der mit Sicherheit nicht bewohnbar sei. Brühwiler macht aber darauf aufmerksam, dass man einen Bau erst am Schluss werten solle. Man müsse abwarten, bis die einzelnen Elemente die Möglichkeit erhalten, die geplante Harmonie auszustrahlen. So hat sich in der Zwischenzeit auch an der Weinbergstrasse ein Wandel vollzogen. Der Glaskubus erhielt ein hölzernes Kleid, das sich, wie könnte es auch anders sein, wegschieben lässt. Brühwiler geht davon aus, dass Menschen in zwanzig Jahren anders leben und arbeiten. Deshalb plädiert er mit seiner Architektur für neutrale Räume, die verschieden genutzt und eingerichtet werden können. So baut er Räume, die sich bei Bedarf zwar abtrennen lassen, ansonsten aber als fliessend erscheinen und dadurch die Wohnung als Ganzes erlebbar machen. Durch ein Minimum an tragenden Elementen erreicht er die langfristig werterhaltende Flexibilität der Struktur, die sich dem Wandel der Zeit anpassen lässt. Brühwilers Denken ist pragmatisch, er versucht auf eine inflationäre «Formensprache» zu verzichten und will stattdessen mit der Sinnlichkeit der Materialien und nach der Gesetzmässigkeit schöner Proportionen arbeiten. So entstehen Bauten, die auffallen, weil sie «stimmen», weil man, so hofft er, in zehn Jahren denken wird, die gehören genau an diesen Ort.

Und so darf man gespannt sein, wie sich die monumentale Betonmauer in der Räbmatt am See entwickeln wird. «Einen Gärtnermeister muss man herausfordern», sagt er mit einem Lächeln auf den Lippen.

Die Resonanz auf seine Bauten gibt ihm und seinem Architekturbüro Auftrieb und Sicherheit. Er beschäftigt inzwischen sechs Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die alle bereit sind, viel Zeit in die Architektur zu investieren. Zeit, die sich nicht immer rechnen lässt, auch in der Architektur hat der Wind aufgefrischt, die sich aber durchaus lohnt – Philipp Brühwilers Bauwerke sind der beste Beweis dafür.

Kurzporträt

Name: Philipp Brühwiler
geboren am 12. Oktober 1962
Herkunft: Walchwil
Eltern: Franz und Margrit Brühwiler-Bachmann
Geschwister: Claudia
Familie: verheiratet mit Regula,
Tochter Joelle, Sohn Simon
Schulen: Primar- und Sekundarschule
Ausbildung: Hochbauzeichnerlehre
Beruf: Architekt

Eliane und Daniel Hugentobler, Eistänzer, Kantonsschüler

Die Zukunft auf Eis gelegt

Therese Marty

«Olympische Winterspiele 2006 in Turin.» Ein Traum? Nein. Für Eliane und Daniel Hugentobler ein Ziel. Sie wollen teilnehmen, sie wollen erfolgreich sein, sie wollen eine Medaille gewinnen.

Die Geschwister Eliane und Daniel, 18- und 20-jährig, tanzen auf dem Eis, und wie! Sie sind Spitzensportler. Ambitioniert. Diszipliniert. Talentiert. Zäh. Bereit, über Jahre hinweg Zeit, Kraft und Energie zu investieren. Gewappnet, Schmerzen zu ertragen. Gewillt, Rückschläge einzustecken und beharrlich ihr Ziel zu verfolgen. Den Weg weiterzugehen, den sie vor zehn Jahren eingeschlagen haben. Oder eigentlich schon früher.

Frauenfeld, 1984. Eliane, gerade drei Jahre alt, freut sich über die neuen Schlittschuhe. Sie will aufs Eisfeld, immer wieder. Bald genügt es ihr nicht mehr, auf dem Oval der Kunsteisbahn Frauenfeld Runden zu drehen. Die kecke Eliane nimmt Eislaufunterricht – und ihr Talent fällt dem Trainer Hanspeter Müller auf. Dieser, selbst mehrfacher Schweizermeister im Eistanz, fördert das Mädchen. Ihr zweieinhalb Jahre älterer Bruder ist derweil auf dem benachbarten Hockeyfeld mit Stock und Puck beschäftigt.

Drei Jahre später. Elianes Trainer stellt Daniel neben seine Schwester. Müllers erfahrenes Auge erkennt das Potential der beiden. Sie sind nicht nur talentiert; das Geschwisterpaar bringt auch die äusseren Voraussetzungen für eine Eistanzkarriere mit: in diesem Sport sind Erscheinung und Auftreten wichtige Kriterien. Danis Hockeyböden werden gegen Kunstlaufschuhe ausgetauscht, ab jetzt trainieren die Geschwister gemeinsam. Sie nehmen an den klubinternen Meisterschaften teil, ihr Können wird erstmals von gestrengen Preisrichterinnen bewertet. Bald schon haben sie ihren ersten öffentlichen Auftritt: Am Schaulaufen des Eislaufclubs Frauenfeld sind sie die Publikumsattraktion. Sie geniessen es, im Rampenlicht zu stehen. «Jöö, sind die zwei herzig!» – es ist toll, bewundert zu werden.

Eistanz gehört fortan zum Leben der Hugentoblers. Erfolg kommt nicht von ungefähr, er muss erarbeitet werden. Mama Aja teilt die Begeisterung ihrer Kinder, fährt mit ihnen zum Training. Täglich über die Mittagszeit; zweimal pro Woche werden auch abends nochmals die Eislaufstiefel geschnürt. Bald wird Eislaufen zum Jahressport: Anstatt in die Badi fahren Hugentoblers nach Weinfelden; dort gibt es auch im Sommer Eis. Der Einsatz lohnt sich. Die Schrittfolgen werden komplizierter, die Technik ausgefeilter, die Bewegungen runder, der Ausdruck stärker.

1990. Es kommt zur entscheidenden Begegnung. In einem Sommer-Trainingslager treffen Eliane und Daniel mit den ganz Grossen der internationalen Eistanzszene zusammen. Mit erfolgreichen russischen Eistanzpaaren und mit russischen Trainerinnen und Trainern, deren Wissen und Erfahrung auf der ganzen Welt gefragt sind. Das Training mit den Stars fordert die letzten Kräfte der jungen Ostschweizer. Schon nach dem ersten Tag sind sie völlig ausgepumpt, die Glieder schmerzen, der Kopf ist voll. Sie erkennen, wie weit der Weg an die



Spitze ist. Und sie sind überzeugt, dass sie ihn gehen können. «Eines Tages», sagen sie zueinander, «werden uns diese Spitzenkönner nicht mehr belächeln. Eines Tages werden wir ihre Konkurrenten sein.»
«Ein realistisches Ziel», bestätigt Natalia Linichuk, beeindruckt von den beiden. Die ehemalige Olympiasiegerin und erfolgreiche Trainerin wird fortan für die Hugentoblers eine wichtige Rolle spielen: Die Faszination und die Sympathie sind gegenseitig, Linichuk nimmt die jungen Schweizer Nachwuchstalente in ihrem Trainingscamp auf. Hugentobler/Hugentobler verschreiben sich der hohen russischen Eistanzschule.
Eliane und Daniel begeistern lange nicht mehr nur das Eislaufpublikum in der Ostschweiz, sie beeindrucken auch Fachleute und Preisrichter an den nationalen Wettkämpfen. Es wird offensichtlich: In der Eistanzwüste Schweiz, wo Talente mehr als dünn gesät sind, wächst ein vielversprechendes Paar heran.
1991 nehmen die Geschwister erstmals an den Nachwuchs-Schweizermeisterschaften teil. Zwei Jahre später gewinnen sie den Titel. Es folgen Junioren, später Elite-Schweizermeisterschaften, die Meister heissen jedes Jahr: Hugentobler/Hugentobler. Sie werden Zehnte an ihrer dritten Junioren-Weltmeisterschaft, gewinnen die Bronzemedaille an der Jugendolympiade und den internationalen Basler Cup. Die Saison *1998/99* bringt den grossen Durchbruch: 15. Rang an den Europameisterschaften in Prag, 18. Platz bei den Weltmeisterschaften in Helsinki. Eliane und Daniel Hugentobler sind in die Gilde der international bekannten Eistanzpaare aufgestiegen.

Der Originaltanz des temperamentvollen und ausdrucksstarken Geschwisterpaares zu Frédéric Chopins «Le petit Walz» wird beklatscht, die Kür zur Filmmusik «Circle of Life» begeistert ebenso. Eliane und Daniel zeigen alles, was Eistanz attraktiv macht: Technik und Tempo, Kunst und Kraft, Ausdruck, Musikalität und Temperament. Was das Publikum nicht sieht: Der Aufwand, der hinter dieser Leistung steckt, ist gewaltig.
Knochenarbeit ists, was sie leisten. Tag für Tag. Jahr um Jahr. Eliane, die Handelsschülerin, Daniel, der Wirtschaftsgymnasiast. Sie sind mit ihrer Mutter nach Zug gezogen, besuchen hier die Kantonsschule. Die Schulleitung zeigt viel Verständnis, gibt den Hugentoblers frei, wenn Trainingslager oder Wettkämpfe anstehen. Trotzdem, ihre Leistung bringen sie wie ihre Klassenkameraden auch. Mittelschule und Spitzensport – die beiden sind gefordert, täglich. Dank der Begeisterung für ihren Sport, mit Ehrgeiz und Disziplin schaffen die zwei ein Pensum, das beeindruckt: Aufstehen um sechs Uhr, ausgiebig frühstücken, ab in die Schule. Nach Schulschluss rein ins Auto, ab nach Frauenfeld zu Trainer Hanspeter Müller und zur Choreografin Tanja Pollak. Meist fährt die Mutter, sie tut es gern. «Die Jungen leisten ihren Einsatz, ich trage meinen Teil bei.» Während der Fahrt wird gegessen, werden Hausaufgaben gemacht. Dann wird trainiert, spätabends gehts zurück nach Zug. Noch die restlichen Schularbeiten erledigen. Oft bleiben nur drei bis vier Stunden den Schlaf – und dies fünfmal pro Woche, während sechs Monaten im Jahr.
Wenn auf den Kunsteisbahnen das Eis geschmolzen ist, wirds für die Eistänzer ein bisschen ruhiger. Zumindest vorübergehend. Das Eistraining wird reduziert, auf zweimal vier Stunden pro Woche, in Weinfelden oder Bäretswil. Vier weitere Stunden gehen fürs Konditionstraining weg, doch die Tage sind nicht mehr auf die letzte Minute verplant. Es bleibt ihnen Zeit für Kollegen und Freunde. Zeit für eine Woche Badeferien, Zeit für sich selbst. So lange, bis das Sommertraining ansteht: Zwei Monate im Trainingscamp von Natalia Linichuk und Gennadiy Karponosov an der Universität von Newark, Delaware. Dort nimmt sich auch der Choreograph Vasilli Makhrin der jungen Schweizer an. Knallhart werden diese hier angepackt, sechs Tage pro Woche, elf Stunden am Tag: acht Stunden auf dem Eis, zwei Stunden Kraft, eine Stunde Ballett, manchmal noch Choreografie. Ins Hotel fahren sie mit dem Fahrrad, 45 Minuten, jeden Tag. Am Sonntag, da wird gewaschen, geputzt und eingekauft! Und wenn die Trainerin es will, packen sie die Koffer und folgen ihr nach Moskau.
Die russische Schule ist auch eine Lebensschule. «Wir haben früh gelernt, unter härtesten Bedingungen zu leben und uns durchzuschlagen», sagen Eliane und Daniel. Jammern gilt nicht. Sie wollen den Erfolg und sind bereit, viel dafür zu leisten. Auch wenn es nicht immer leicht fällt; es gilt auch, Differenzen auszutragen. Daniel gesteht: «Ich bin sehr ehrgeizig, wenn etwas nicht klappt, drehe ich schnell durch.» Da fliegen manchmal die Fetzen, «wir beide suchen den Fehler jeweils beim andern», sagt Eliane, «vor allem während der Vorbereitungszeit gibts hin und wieder Streit.» Doch eigentlich verstehen sie sich ausgezeichnet. «Es ist bestimmt ein Vorteil, dass wir Geschwister sind.» Für beide ist klar, dass sie als Eistanzpaar zusammenbleiben, egal, was passiert: «Wir haben unsere Karriere als Hugentobler/Hugentobler angefangen, gemeinsam werden wir sie auch beenden.»
Bleiben sie vor Verletzungen verschont, ist dieser Tag noch fern, das Ziel noch lange nicht erreicht. Manchmal stellen sie dieses in Frage: «Meist im Frühsommer und um die Weihnachtszeit haben wir genug», sagen Eliane und Daniel. Dann kommt die Mutter zum Zug, «sie findet immer die richtigen Worte, um uns wieder aufzurichten – wir drei gehen zusammen durch dick und dünn.»
Die Mutter. Sie entspricht nicht dem Klischee der ehrgeizigen Eislaufmutti, die ihre Kinder um jeden Preis zum Erfolg peitscht: Eliane und Daniel haben ihren Weg selbst gewählt. Aja Hugentobler unterstützt sie dabei, ist Freundin, Chauffeuse, Managerin, und sie kreiert und schneidert jedes Jahr einen Koffer voller Kostüme. Früher, da hat sie die beiden in die Trainingslager begleitet, heute ist sie nur noch an den Wettkämpfen dabei, «eine nervige Sache», hält sich aber im Hintergrund. Nun, da ihre Eisprinzessin und ihr Eisprinz dem Juniorenalter entwachsen und weitherum bekannt geworden sind, wird es Zeit, finanzielle Dinge zu regeln. Bis anhin haben Vater Markus und Mutter Aja tief in die eigene Tasche gegriffen, mittlerweile sind die Kosten privat nicht mehr tragbar. Die Beiträge von Verbänden, Sporttoto und Sporthilfe reichen nirgendwo hin. Aja Hugentobler sucht Sponsoren, um dem sportlichen Ziel ihrer Kinder zur finanziellen Basis zu verhelfen – mit Talent allein gibts keinen Blumenstrauss, geschweige denn eine Olympiamedaille zu gewinnen. Der Weg zur Spitze geht weiterhin steil bergan. Eistanz hat seine eigenen Gesetze, wer einmal Lorbeeren geerntet hat, ist vom Preisgericht gesetzt. Talent und Training allein machen den Meister nicht aus. Hugentobler/Hugentobler müssen sich hinaufdienen, Jahr für Jahr die Bestätigung ihres Könnens liefern. Doch erst wenn die grossen Stars abtreten, werden die Podestplätze frei. Die Hugentoblers wissen, es wird noch dauern, bis sie an der Reihe sind. Die Olympischen Spiele in Salt Lake City werden eine grosse Herausforderung sein, ein Platz unter den Top Ten liegt drin, doch für einen Spitzenplatz wirds kaum reichen. Vier Jahre später? «Dann könnte es hinhauen», sind Eliane und Daniel überzeugt.
Olympische Winterspiele 2006 in Turin:
Wenn alles rund läuft, werden die 25-jährige Eliane und der 27-jährige Daniel Hugentobler als gefeierte Medaillengewinner vom aktiven Spitzensport zurücktreten. Und dann? Vielleicht werden sie eine Zeitlang in Eisshows auftreten, doch eines Tages wird der gemeinsame Weg der Geschwister Hugentobler zu Ende sein. Eliane kann sich vorstellen, ihr Wissen und ihre Erfahrung als Trainerin weiterzugeben. Daniel nicht, eines Tages will er ins Berufsleben einsteigen, «schliesslich will ich für die Matura nicht umsonst gearbeitet haben.»
Noch ist es nicht soweit, noch sind Eliane und Daniel auf dem Weg. Selbstbewusst. Zielstrebig. Unbeirrt. Auf dem Weg nach Turin.

Kurzporträt
Name: Eliane und Daniel Hugentobler
geboren am: 30. September 1981 und 15. Januar 1979
Herkunft: St. Gallen und Zürich
Eltern: Aja und Markus Hugentobler-Bräker
Geschwister: keine weiteren
Schulen: Primar- und Sekundarschule in Frauenfeld und Zug
Ausbildung: Handelsschule und Wirtschaftsgymnasium an der Kantonsschule Zug
Nebenbeschäftigung: Eistanz
Freizeitbeschäftigungen: Eliane Mode und Musik, Daniel Sport und Musik
Mitgliedschaft: Eislaufclub Frauenfeld
persönliche Ziele: Medaille an den Olympischen Winterspielen 2006

christian staub

Christian Staub, Professor für Fotografie *His catness*

Philipp Schwitter

Auf der dunkelgrau gestrichenen Holztreppe wartet Malcolm, bis das Fliegengitter vor der Haustüre geöffnet wird. Seltsam kontrastieren die schwarze Grösse dieses Katers mit der schmächtigen Gestalt seines Herrn und dessen braune Augen mit den bernsteinfarbenen des Katers, als sich ihre Gesichter sehr nahe kommen. Das ungebrochene Schweizerdeutsch in der heiseren, dünnen Stimme von Christian Staub erinnert an das erste Telefongespräch. Wer ist dieser Mann, der sein Leben hochdeutsch erzählt, aber immer dann, wenn er sich selbst charakterisiert, auf englische Kürzel ausweicht wie «obscure» – dunkel, unklar, aber auch unbekannt, unbedeutend – oder «mischievous» – mutwillig, schadenfroh, schelmisch? Was verschlägt einen Zuger an die Nordwestecke der Vereinigten Staaten von Amerika?

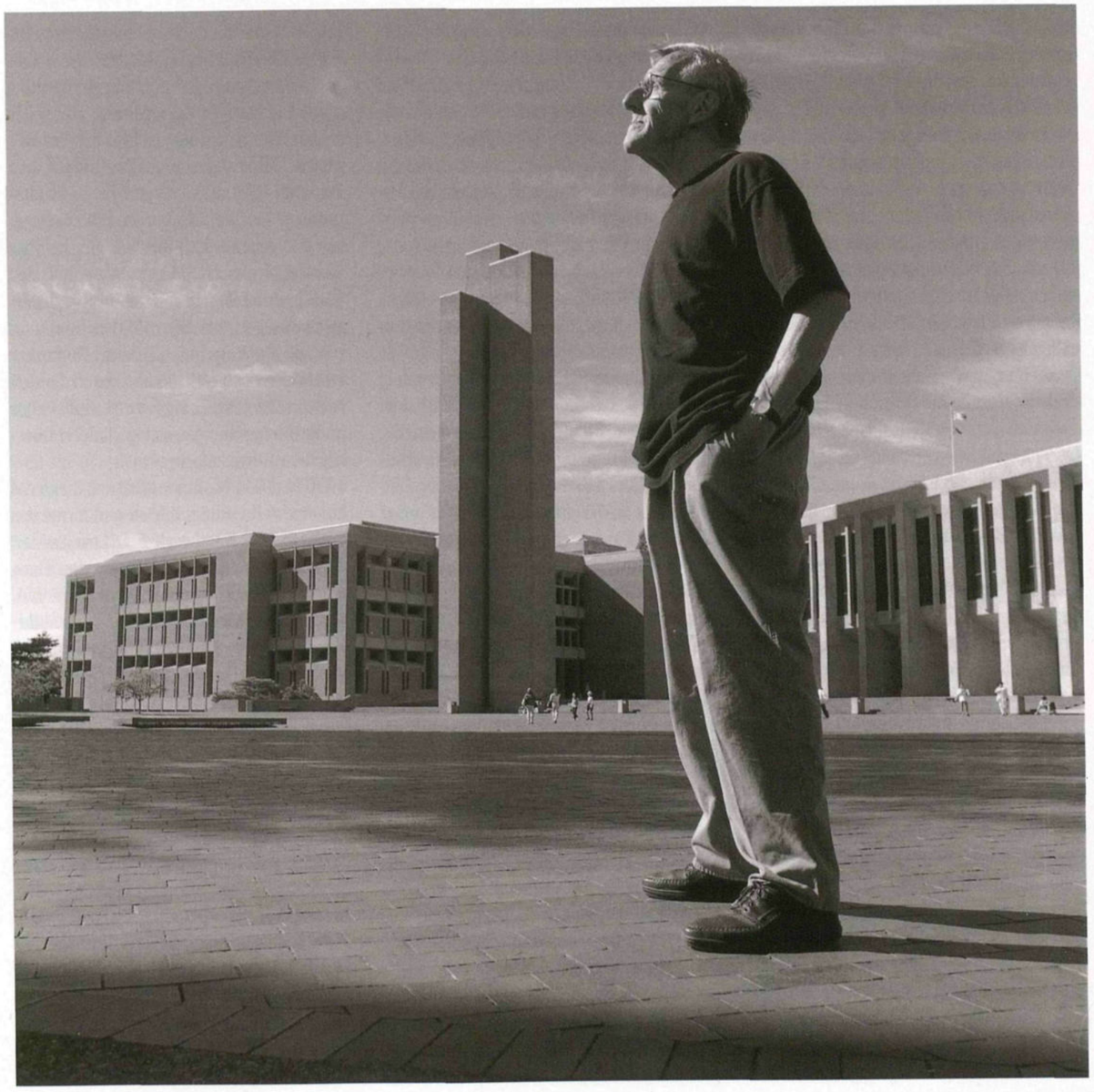
1972 kauften Staubs das schlichte und sanft renovierte Haus im parkähnlichen Wohnquartier Montlake, «früher ein Professorenghetto, heute mit Kaderleuten der Flugzeugindustrie und Computerbranche durchmischt.» Ordnung und Sauberkeit mahnen an alemannische Tugenden. Frau Renate weilt auf Verwandtenbesuch in Europa. An den Wänden im Wohnzimmer zeigt Christian Staub eigene Fotos.

Mit der Computerindustrie begann Seattles wirtschaftlicher Aufstieg. «Nachbar Bill», kommentiert Staub, «brachte Prosperität.» Gemeint ist Software-Tycoon Bill Gates, der vor seinem Anwesen jenseits des Lake Washington Touristen vorsorglich auf Feldstecherdistanz hält. «Zwar gibt es zurzeit weder Armut noch Unruhen, aber Kriminalitätsraten, die mit den Börsenkursen durchaus Schritt halten können.»

Zum politischen Amerika äussert sich Christian Staub immer knapp. Er ist Liberaler und mag weder die verstockten Konservativen noch die patriotischen Weltpolizisten, aber ein gebrochenes Verhältnis zu seiner Wahlheimat hat er deswegen nicht. Dafür treibt ihn Politik zu wenig um.

Nachts streicht Regen übers Dach oder Malcolm.

Beim Frühstück erzählt Christian Staub von seinen Gewohnheiten. Er stehe früh auf und lese, mit Vorliebe naturwissenschaftliche Bücher, Geschichtsbücher oder Zeitschriften wie «Scientific American». Bevor die 18 Jahre jüngere Renate ihre Arbeit als Rechnungsführerin in der Universitätsverwaltung beginnt, gehen sie eine halbe Stunde zu Fuss zum Campus, um sich dort im Gymnastikraum fit zu halten. Der Kampf um die Gesundheit sei Pflicht geworden, denn nach zwei Krebsoperationen will Christian Staub besondere Sorge zu seinem Leben tragen. Er sei in guten Händen und habe keine Furcht vor dem Tod, im Glauben sogar, dass hinterher nichts mehr komme. Heitere, milde Gesichtszüge bekräftigen diese Aussagen. In die Teller schneidet er frische Früchte und streut Weizenflocken nach. Wahrscheinlich habe er früher zuviel geraucht und getrunken, das müsse er heute sühnen. Aber Bilder vom wüsten Lebemann verwischt er sofort wieder. Heute geniesst er seinen Ruhestand. Solange seine Frau berufstätig sei, führe er den Haushalt und koche am Abend für sie. An Wochenenden werde geputzt und im Waschsalon gewa-



schen. Staubs machen anschliessend Grosseinkäufe im Village, einem Einkaufszentrum am Rande des Universitätsgeländes und essen auswärts. An Werktagen aber ist Christian Staub regelmässig mit der Kamera unterwegs und fotografiert. Eine Serie mit Aufnahmen von Graffiti auf Fensterscheiben ist noch nicht abgeschlossen. Die Inschriften scheinen im Raum zu schweben. Staub erwägt, die Fotos sogar zu bemalen. Malerei und Fotografie waren für ihn nie strikt getrennte Ausdrucksmittel.

«Mögen Sie Katzen?» fragt er am Tisch im Esszimmer, weil Malcolm um die Beine streicht. «Hunde möchte ich keine. Sie unterwerfen sich den Menschen zu leicht, lassen sich versklaven. Katzen sind anders, frei und unberechenbar.»

Das Gespräch unterbrechen nur Malcolm und die «Blue Angels» der U.S. Air Force. Die Tiefflieger zerfetzen an diesem Augustwochenende beinah den Himmel über Seattle. Malcolms Tatzen hört man daneben nicht.

Christian Staubs rebellisches, unberechenbares und doch geschmeidiges Wesen kam früh zur Geltung. In der Menzinger Tierarztfamilie wurden Sohn Christian und Tochter Paula autoritär und konservativ erzogen. Der 16-Jährige musste die Mittelschule vorzeitig verlassen. Nach psychologischen Eignungstests stand fest: Christian Staub sollte Architekt werden und vorerst eine Bauzeichnerlehre bei Heinrich Peikert absolvieren. In der Baufirma lernte er den etwas älteren Johnny Potthof kennen, der «mir alles beibrachte, was junge Männer so fürs Leben brauchen, nicht nur, wie man den Bleistift beim Zeichnen drehen muss, damit die Linien gleichmässig dick sind».

Nach dem Besuch der Klee-Ausstellung von 1936 begann er selbst zu malen.

1938 folgte er Johnny Potthof nach Paris und wollte Maler werden. Sie sahen die grosse Surrealisten-Retrospektive. Salvador Dalis Taxi-Installation, in der leibhaftige Schnecken weibliche Puppen bekrochen, «war für einen wohlerzogenen Schweizer wie mich ein gefundenes Fressen und beflügelte meine Phantasie», sagt er heute. Tiefer und nachhaltiger beeindruckte ihn jedoch die Pittura Metafisica des dort fehlenden italienischen Malers Giorgio de Chirico. Diesen Einfluss spürt man auch in späteren Fotografien, vielleicht bis heute. Dazu las er Döblin und Kafka. Skurrile Metamorphosen wie diejenige Gregor Samsas in Kafkas «Verwandlung» blieben haften. Noch 1978 arbeitete der 60-jährige Professor für Fotografie in einer Serie mit diesen Bildern. Unter Fotografien mit Raumfluchten seines eigenen Wohnhauses setzte er Titel wie «Gregor Samsa doesn't live here anymore». Sicher bestach ihn auch die kühle Sachlichkeit, mit der Kafka und de Chirico ihre Visionen vermitteln.

Nachts hornen Schiffe und heulen Autosirenen durch die Hafenstadt.

Fluchtartig musste Staub 1940 am Tag vor der deutschen Besatzung mit dem Bildhauer Alberto Giacometti im Nachtzug Paris verlassen. Bilder, meist Aquarelle, und experimentelle Fotos mit der Lochkamera, meist Stilleben, gingen verloren. Zurück in der Schweiz verursachte Staub einen Skandal. Dass ein Maler, der in Paris jüdisch-deutsche Emigrantenschicksale aus der Nähe erlebt hatte, in einem Bild gegen die Hinrichtung von Widerstandskämpfern protestierte, versteht sich heute wohl von selbst. Damals jedoch beschlagnahmte die Polizei Staubs Bild «Nantes, le 2ème octobre 1940». Natürlich würde er gerne noch einmal einen Skandal auslösen, nur sei es schwieriger geworden, lacht er schelmisch. Aus derselben Zeit stammt das Bild mit dem Harlekin in Staubs Esszimmer. 1942 fotografierte er eine Scheune in einer Schweizer Winterlandschaft mit fast unscheinbar kleinen, weissen Hakenkreuzen auf den Torflügeln. Die verräterische Fassade erregte weniger Aufsehen. Mit dem Titel «Europa nach dem grossen Schnee. Hommage an Max Ernst» weicht Staub zwar in die surrealistische Anspielung zurück, findet aber in der Fotografie eine seiner Malerei überlegene Ausdrucksform.

1940 bis 1944 besuchte Christian Staub die Kunstgewerbeschule Zürich und lernte das fotografische Handwerk bei Hans Finsler. Statt Malerei oder Architektur sollte Fotografie Christian Staubs Brotberuf werden. Neue Sachlichkeit und harmonische Bildkomposition prägen noch die Aufnahmen im «Buch vom Lande Zug» 1952 von Armin Haab und Christian Staub, obwohl sich Staub längst der Fotoreportage verschrieben hatte. In Paris hatte er die Arbeiten der jungen Fotografen Kertesz, Cartier-Bresson und Robert Capa in der Zeitschrift «Vu» gesehen. Finsler gegenüber hatte Christian Staub bereits die Prognose gewagt, die Zukunft gehöre dem Fotojournalismus. Er habe sich mit dem historisch-dialektischen Materialismus auseinandergesetzt und sei überzeugt, dass die materiellen und sozialen Bedingungen der Gesellschaft die Kunst bestimmen. Dem befreundeten Fritz Wotruba, dessen Skulpturen er fotografierte, folgte Staub 1946 nach Wien. Die New Yorker Agentur «Three Lions» war im «Du» auf Staubs Wiener Reportagen aufmerksam geworden. Für sie fotografierte er in Niederösterreich. Amerikaner wollten in ihren Illustrierten sehen, was aus dem Marshall-Plan wurde. In Sizilien und Sardinien machte Staub eindringliche, von feiner Ironie geprägte Bilder im Nachkriegseuropa. Den sizilianischen Banditen Giuliano schnappte ihm jedoch Michael Stern vor der Linse weg. 1948 bis 1958 machte Staub zusammen mit dem Journalisten Bob Reuben im Auftrag der amerikanischen Werbeagentur Foote, Cone and Belding «Butterbrot»-Reportagen. In Bob lernte Christian Staub eine Art Zwillingsbruder kennen, nicht nur, weil sie an jedem ersten August Geburtstag feierten: «Ein netter Kerl, skeptisch und ironisch.» Die gute Bezahlung erlaubte ihm, in diesen zehn Jahren zwei Bildbände zu realisieren. Obwohl Staubs erste Ehe mit Judith Vogel bereits nach zwei Jahren gescheitert war, liess er sie freundschaftlich an «Circus» mitarbeiten. Darin porträtierte er Artisten in ihrer bizarren Alltagswelt in der Manege und hinter dem Vorhang. Es sei ein «successful failure» gewesen, ein erfolgreicher Fehlschlag. «Biel schwarz auf weiss» bedeutete Abschied von der Aesthetik eines Werner Bischof. Wie William Klein 1955 in «New York is good for you» zeigte Staub die Bieler in ungeschönten Bildern.

1956 ging Christian Staub erstmals nach New York. 1958 wurde nicht zufällig zur Lebenswende. Der Fotojournalist war überzeugt, das Fernsehen würde schon bald die Fotografie verdrängen. Max Bill holte Staub als Lehrer für Fotografie an die Hochschule für Gestaltung in Ulm, das «Neue Bauhaus». 1941 waren sie sich in der «Allianz»-Ausstellung von Surrealisten und Konkreten im Kunsthaus Zürich begegnet. Bills Vorwurf, die Surrealisten hätten kein Konzept für eine Erneuerung der Gesellschaft, hatte Staub allerdings nie überzeugt. Seine Bilder wurden auch dann nicht abstrakt, als sich sein Interesse weg vom Fotojournalismus hin zum Experiment verlagerte.

Zwischen Ulm und Seattle lehrte er von 1963-66 Fotografie am «National Institute for Design» in Ahmedabad in Indien. Für eine Wanderausstellung «Nehrus India», von Nehrus Tochter Indira Gandhi zu Propagandazwecken geschickt eingefädelt, erhielt Staub den Auftrag, die Gefängnisse zu fotografieren, in denen Nehru während der britischen Kolonialherrschaft dreizehn Lebensjahre verbracht hatte. Auch wenn Staub Indira Gandhi mehrfach porträtierte, gelang das beste Bild einem seiner Schüler: «Während der Eröffnungsausstellung ruhte sich Indira Gandhi für einen Moment auf dem Thron des englischen Vizekönigs aus.» Seine Augen funkeln vor Bewunderung und Anerkennung – sicher eine Fähigkeit, die einen guten Lehrmeister ausmacht. Während eines dreimonatigen Urlaubs vertrat ihn Henri Cartier-Bresson. Staub ging 1966 nach Berkeley und wollte dort mit Studenten einen Dokumentarfilm über die Anti-Vietnam-Stimmung drehen. Statt einer festen Anstellung an der Universität in Berkeley bekam er ein Angebot aus Seattle. Im antiautoritären Klima der Westküste sah er gute Voraussetzungen für die Erziehung seiner Tochter Alexandra, die später am Barnard College in New York studierte und heute als Architektin in Berlin lebt.

Seither geht Staub in seinen Fotografien an die Erforschung der Sehprozesse und der Raumillusion in der gestalteten Fläche, wie es Cézanne vor hundert Jahren in der Malerei tat.

Hielt er an jenem Zirkusabend im Winter 1951 nicht den Wunschtraum vom Leben und von der Freiheit in der Kunst für das kollektive Gedächtnis unseres Jahrhunderts fest? Clown Caroli, der im Spagat vom Pferd hupft, erscheint im «measured moment» der Fotografie so, als schreite der Spassmacher und Künstler weiter durch die Luft, als wären die Naturgesetze für immer ausser Kraft gesetzt. Vielleicht das gelungendste «Selbstbildnis» von Christian Staub.

Bilanz zieht er ungern. Das wirkliche Leben spielte ihm nie übel mit. Intrigen, Ausbeutung oder Intoleranz lehnt er aus eigener Erfahrung ab. Aus der Enge kämpfte er sich frei.

Beim Abschied nimmt er den nachts blessierten Malcolm auf den Arm und nennt ihn ironisch-würdevoll, als wolle er andeuten, dass ihnen nichts mehr etwas anhaben könne: «His catness, Lord Malcolm».

Kurzporträt

Name: Christian Staub
geboren am: 1. August 1918
Herkunft: Menzingen
Eltern und Geschwister: Dr. med.vet. Christian und Paula Staub-Zürcher, Schwester Paula
Familie: verheiratet mit Renate, Tochter Alexandra
Schulen: Primarschule Menzingen, 4 Jahre Kantonsschule Luzern und Schwyz
Ausbildung: Hochbauzeichnerlehre in Zug, Malerei in Paris, Fotografie bei Hans Finsler an der Kunstgewerbeschule Zürich
Beruf: Professor für Fotografie, Fotojournalist
Freitzeitbeschäftigung: Lesen

Autorinnen und Autoren

Die Autorinnen und Autoren

Heidy Gasser wuchs auf einem Bergbauernhof in Lungern OW auf. Ihr Vater stammt aus Lungern, ihre Mutter aus der Steiermark. Die Lebensgeschichte ihrer Mutter schrieb sie in einer Trilogie auf: «Saure Suppe» 1994, «Das Mägdli» 1995 und «Schwarze Röcke trag ich nicht» 1997.
Sie arbeitete beim Porträtbuch «Menschen Bilder» 1991 und beim Band «Einst in Obwalden», Fotografien erzählen Geschichten, aber auch in verschiedenen Anthologien mit. Heidy Gasser verfasst regelmässig Kolumnen, Kindergeschichten und Dialekttexte für Radio DRS. Sie erhielt den Kulturpreis der Sarnafil und je einen Förderpreis vom Kanton Obwalden und Kanton Zug. Sie arbeitet als medizinische Praxisassistentin in Zug und wohnt in Luzern und Lungern.

Johanna Gnos-Illi, 1952 in Luzern geboren und aufgewachsen, ist mit Hans Peter verheiratet, hat drei Kinder und lebt in Zug. Gelegentlich schrieb sie für Zeitungen und Zeitschriften und veröffentlichte Texte in Künstlerpublikationen. Seit zehn Jahren arbeitet sie als Betreuerin im «Haus Maihof» in Zug, wo Menschen mit Behinderung ihr Zuhause haben.

Barbara Lukesch, geboren 1954 in Dresden, aufgewachsen in Hamburg und Zug/Zürich. Lic. phil. I in Germanistik und Anglistik. Langjährige Tätigkeit als Lehrerin. Besuch der Ringier-Journalistenschule. Seither in den Bereichen Journalismus, Öffentlichkeitsarbeit und Erwachsenenbildung tätig. Mutter eines neunjährigen Knaben, wohnt in Zollikon ZH

Therese Marty, geboren am 8. Juli 1953 in Zug. Aufgewachsen in Zug, Handelsdiplom an der Kantonsschule Zug. Verheiratet, eine 18-jährige Tochter. Nach einigen Jahren kaufmännischer Berufserfahrung Kinderpause, seither wieder teilzeitlich berufstätig. Von 1988 bis 1995 freie Mitarbeiterin der «Zuger Nachrichten». Als Korrespondentin für das Ägerital verfasste sie Hintergrundberichte und Spezialseiten. Seit Sommer 1996 Redaktorin der «Zuger Presse», 1998 Eintrag ins SVJ-Berufsregister. Lebt mit ihrer Familie in Unterägeri.

Gerda Müller, geboren in Baar am 30. August 1951. Mit drei Brüdern in Baar aufgewachsen. Nach Primar- und Sekundarschule ein Jahr Handelsschule im Institut Menzingen. Dann Wechsel an die Kunstgewerbeschule Luzern. Ausbildung zur Grafikerin. In Werbeagenturen und Werbeabteilungen mehrjährige Berufserfahrung. 1 Jahr Unterbruch, unterwegs in Frankreich. Arbeitet seit 1985 selbstständig als Grafikerin in Zürich. Wohnt seit 1952 in Eglisau. Ist unverheiratet, hat keine Kinder.

Katrin Piazza, geboren 1965, aufgewachsen in Rüschlikon ZH. Studierte einige Semester Geschichte und Philosophie. Publiziert in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien. Erhielt 1997 das Literaturstipendium des Kantons Zug. Lebt mit ihrer Familie in Cham.

Barbara Schmutz, geboren 1963 in Bern, Mutter zweier Söhne. 1983, nach Abschluss der Kantonsschule Solothurn, stieg sie bei der «Solothurner AZ» in den Journalismus ein: «Vaterland/Solothurner Nachrichten», «Nidwaldner Tagblatt», «Luzerner Neue Nachrichten», «Schweizer Woche», schliesslich Redaktorin bei der «Zuger Presse». Seit September 1999 arbeitet die Autorin bei der «annabelle» in Zürich. Lebt mit ihren Kindern in Steinhausen.

Annemarie Setz-Frey, geboren in Zürich, Kantonsschulen in St. Gallen und Luzern. Matura. Studium der französischen, italienischen und englischen Sprache und Literatur an der Universität Zürich. Journalistin BR. Sie ist Autorin und Mitautorin verschiedener Bücher über Hedwig Bolliger, Johnny Potthof, Hans Forster, Gertrud Hürlimann-Stiefel, Paul Stillhard und Geni Hotz. Hünenberger Buch 1 und 2. Sie wohnt seit 1963 in Hünenberg.

*

Frank Bodin, geboren 1962, aufgewachsen in Baden. Musikstudium und Jurastudium. Bis 1988 Konzertpianist und Komponist (Konzerte u. a. mit dem World Orchestra in der Berliner Philharmonie), dann Opern-Regieassistent und freischaffender Texter/Konzepter. 1992 Geburt von Leonie und Manon. Texter/Konzepter bei der GGK, ab November 1992 bei Aebi/BBDO bzw. Aebi, Strebel. Seit Juni 1996 Creative Director von McCann-Erickson Genf und Mitglied der Geschäftsleitung. Gewinner von zahlreichen Auszeichnungen. Mitglied des Schweizerischen Schriftstellerverbandes und des Art Directors Club Schweiz.

Andreas Grosz, geboren 1958, lebt in Zug und arbeitet als Buchhändler. Schreibt Gedichte, Geschichten und Reportagen.
Bücher: «Zug» (zusammen mit Guido Baselgia) 1994, «Die Ameisenstrasse im Schrank» (zusammen mit Daniela Raimann).

Max Huwyler, 1931 geboren, aufgewachsen in Zug. Bis 1995 Sekundarlehrer in Opfikon und Bonstetten, Kanton Zürich. Verfasser von Lyrik: «Würfelwörter» 1981, «Föönfäischter» 1987, «De Wind het gcheert» 1997 (dafür Preis der Schweizer Schillerstiftung). Schrieb Kurzgeschichten in verschiedenen Anthologien, Theaterstücke für Kinder und Kinderbücher: «Das Nashorn und das Nashorn» 1997, «Vom Mann im Bild» 1998, «ABC mit Eselsohren» 1999, «Die Stadtgartenschnecke» 1999. Verfasste Hörspiele und Radioerzählungen. Ist mit Walter Flückiger zusammen Autor des Sprachlehrwerkes «Welt der Wörter». Erhielt 1996 den Anerkennungspreis des Kantons Zug. Wohnt in Hünenberg.

Alexandre Kobel, Berner mit Jahrgang 1961. Studierte in Zürich Germanistik, Geschichte der Neuzeit und Staatsrecht. Lizentiat über funktionale Analphabeten in der Schweiz. Unterrichtet in Zug Berufsschüler und ist freiberuflich als Texter tätig. 1992 zeichnete er für Text und Szenario des Comic «Kalte Tage – Greth Schell auf dem Weg in eine andere Zeit» verantwortlich. 1997 lieferte er Andreas Busslinger die Texte für den Bildband «Abgehoben – in Tuchfühlung mit den Alpen». Alexandre Kobel hat zwei Söhne und lebt mit seiner Familie in Oberwil.

Carlo Meier, geboren 1961 in Zürich, lebt und arbeitet in Zug vollberuflich als Autor. Schrieb bereits vier Romane und diverse Filmdrehbücher für Kino «Irrlichter» und Fernsehen SFDRS, ZDF, ORF. Als Journalist veröffentlichte er über 500 Reportagen, Porträts und Interviews in «Beobachter», «Das Magazin» und «Kulturkalender des Kantons Zug». Der Autor erhielt Auszeichnungen für seine Romane, Pressepreise und Drehbuchförderpreise. Bisher erschienene Bücher: «Keine Leiche in Damaskus» 1992, «Horu» 1995, «Das Buch Müller» 1997 und der Kinderkrimi «Übergabe drei Uhr morgens» 1999.

Michael van Orsouw, geboren am 1. November 1965, aufgewachsen in Zug. Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Niederlandistik in Zürich, Dr. phil. Journalistenschule. Als Historiker, Redaktor und Ausstellungsmacher tätig. Lebt mit seinen Kindern in Oberwil. Diverse Publikationen zu Zuger Themen, u.a. «Sonne, Molke, Parfümwolke» 1997, «23 Lebensgeschichten» 1998.

Ronald Schenkel, geboren 1964 in Zürich, aufgewachsen in Zug. Studium der Germanistik, Komparatistik und der neueren spanischen Literatur in Zürich und Salamanca. Lic. phil. Heute als freier Journalist u. a. für NZZ, Handelszeitung, mare und Globo tätig, als Autor für den Verlag SündorPress u. a. 1996 erschienen Erzählungen «Lecce – Venezia – New York», 1998 die Erzählung «Herr Mosca und die Strassenbahn» in der Anthologie mit Zuger Autorinnen und Autoren «Fenster mit Aussicht». 1998 erschien auch die Monografie «Adrian Frutiger – Formen und Gegenformen».

Yves Scherer, geboren und aufgewachsen in Zug, Jahrgang 1969, lebt mit seiner Familie in Meggen. Absolvierte die Grafikfachklasse an der Schule für Gestaltung in Luzern. Schreibt Gedichte und Reportagen, studiert Naturheilkunde mit dem Schwergewicht Pflanzenheilkunde und unterrichtet an der Migros Klubschule zu diesem Thema. Publikationen: «Anishnabec», Tagebuch aus einem Indianerreservat in Kanada; «Weisskittel», Erträumtes Souvenir aus Wounded Knee.

Kaspar Schnetzler, 1942 in Zürich geboren. Studium der Germanistik und Kunstgeschichte an der Universität Zürich und der FU Berlin, Dr. phil. Seit 1968 Lehrer an der Kantonsschule Enge Zürich, Publizist und Autor. Veröffentlichte zahlreiche Romane, Erzählungen, Kurzgeschichten und Theaterstücke. 1977 Preis der Schweizerischen Schillerstiftung für den Roman «Der Fall Bruder». 1993 erhielt er den Zürcher Journalistenpreis.

Philipp Schwitter, geboren am 14. Februar 1952, Schulen in Zürich und Engelberg, Studium der Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Zürich und Los Angeles, Dr. phil. Seit 1980 Lehrer an der Kantonsschule Zug, seit 1992 Redaktor des Zuger Neujahrsblattes. Lebt mit seiner Familie in Oberägeri.

Beat Wicky, geboren am 18. Juli 1947. Schulen in Bern. Studium der Medizin an der Universität Bern. Als Dr. med. FMH Spezialarzt für Chirurgie führt er seit 1987 eine Praxis in Zug. Vorstandsmitglied der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Zug und seit 1997 Präsident der Neujahrsblattkommission. Lebt mit seiner Frau und drei Kindern in Zug.

Impressum

Herausgeberin:
Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zug

Neujahrsblattkommission:
Beat Wicky (Präsident)
Heinz E. Greter
Karl Landtwing
Konrad Mrusek
Christian Raschle
Heiri Scherer
Judith Wild-Haas
Beatrice Sutter Sablonier

Redaktion:
Philipp Schwitter

Autorinnen und Autoren:
Frank Bodin, Dufourstrasse 26, 8702 Zollikon
Heidi Gasser, Bireggstrasse 31, 6003 Luzern
Johanna Gnos, Bützenweg 1, 6300 Zug
Andreas Grosz, Ägeristrasse 23, 6300 Zug
Thomas Hürlimann, Reckholdern 14, 8846 Wilerzell
Max Huwyler, Langholzstrasse 5, 6330 Cham
Alexandre Kobel, Räbmatt 29, 6317 Oberwil
Barbara Lukesch, Alte Landstrasse 95, 8702 Zollikon
Therese Marty, Bödlistrasse 5b, 6314 Unterägeri
Carlo Meier, Vorstadt 30, 6300 Zug
Gerda Müller, Röntgenstrasse 44, 8005 Zürich
Dr. Michael van Orsouw, Widenstr. 46, 6317 Oberwil
Katrin Piazza, Gartenstrasse 7, 6330 Cham
Ronald Schenkel, Erikastrasse 17, 8003 Zürich
Yves Scherer, Klösterliallmend 3, 6045 Meggen
Barbara Schmutz, Eschfeldstr. 7, 6312 Steinhausen
Dr. Kaspar Schnetzler, Habühlstr. 11, 8704 Herrliberg
Dr. Philipp Schwitter, Im Eichli 14, 6315 Oberägeri
Annemarie Setz, St.-Wolfgang-Str. 69, 6331 Hünenberg
Dr. Beat Wicky, Hofstrasse 7, 6300 Zug

Gestaltung:
Scherer Kleiber CD, Weinbergstrasse 51b, 6300 Zug

Fotografische Porträts:
Guido Baselgia, Sihlbruggstr. 105, 6340 Baar
Christian Moser, 16, cité du midi, F - 75018 Paris
Alberto Venzago, Heinrichstr. 267, 8005 Zürich

Lithos:
Longo Group Schweiz, Urdorf

Druck:
Kalt-Zehnder-Druck, Zug

Einband:
Buchbinderei Burkhardt AG, Mönchaltorf

ISBN: 3–85761–271–1

© Copyright bei den Autoren

Das Zuger Neujahrsblatt
kann im Abonnement oder einzeln bezogen
werden beim
Sekretariat der Gemeinnützigen Gesellschaft
des Kantons Zug,
Baarerstrasse 110a, 6300 Zug,
Telefon 041 - 769 77 11

Gemeinnützige Gesellschaft
des Kantons Zug

Hintere Umschlagseite
von links:

Céline und Michèle Zollinger, Primarschülerinnen, Oberägeri
Foto: Christian Moser

Toni Hofmann, Archäologietechniker, Zug
Foto: Guido Baselgia

Brigitte McMahon, Triatbletin, Baar
Foto: Alberto Venzago